C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Vierunddreißigster Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1857.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Vermischte Schriften.

Die Bunkliade

oder

die Quintessenz

aus

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meinungen.

1778.

Vor einigen Jahren kam zu Paris kein Büchlein in Prosa oder Reimen, in dessen Aufnahme Autor und Verleger einiges Mißtrauen setzten, zum Vorschein, ohne daß es durch eine Anzahl Vignetten von Eisen und Longueil unterstützt wurde. Bei uns ist jetzt Chodowiecky der Nothhelfer; und wahrlich, wenn der Gewinn, den ein deutscher Verleger durch ihn macht, den des französischen so weit überträfe, als Chodowiecky über Eisen ist, so wär' es keinem Buchhändler zu verdenken, wenn er einer so glänzenden Versuchung nicht widerstehen könnte. Im Grunde haben die Liebhaber, falls auch das Buch selbst ihre Erwartung noch so übel betrogen hätte, sich nicht zu beklagen, wenn sie z. B. für 3½ Thaler Conventionsgeld sechzehn Kupferstiche von Chodowiecky von den besten Abdrücken, und nach billigem Abzug eines halben Alphabets für das Beste, was das Buch enthalten mag, noch vier bare Alphabete Maculatur in den Kauf bekommen.

Ob dieß auch bei Herrn Johann Bunkels Leben und Meinungen der Fall sey, wollen wir nicht voraus entscheiden; so viel scheint gewiß zu seyn, daß der Herausgeber, nach der hohen Meinung, die ihm von dem innern Werth des Buches selbst von so glaubwürdigen Männern als die Monthly Reviewers beigebracht worden war, zu urtheilen, dasselbe durch die Kupfer von unserm berühmten Künstler vielmehr zu ehren als zu unterstützen gedachte. Denn, wahrlich, „die Biographie seines eignen Lebens, von einem

fünfzigjährigen Manne geschrieben, der auf sein wohlgelebtes Leben mit gutem Gewissen und völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksieht — und ein Schriftsteller, der (nach dem vollgültigen Zeugniß der monatlichen Musterschreiber in London) nicht nur vollkommen einzig für sich und in seiner Art eben so original als Shakespeare und Samuel Richardson, sondern auch der sonderbarste, der launigste, der angenehmste, seltsamste Schriftsteller ist, der je die Feder geführt — ein solches Buch, von einem solchen Verfasser, macht sein Glück durch sich selbst und bedarf keiner fremden Unterstützung.

So dachte (wie ich wenigstens jetzt, im Jahre 1798, gänzlich versichert bin) der deutsche Herausgeber dieses in der That in seiner Art ganz einzigen Werkes, als er es ankündigte; und wenn wir Andern auf seine und der Reviewer Garantie hin auch zu sanguinisch in unsrer Erwartung waren, so sind wir doch wenigstens zu entschuldigen, wenn wir nach einer solchen Ankündigung erwarteten, daß hier noch mehr als Cervantes, Fielding und Sterne seyn werde.

Wie diese Erwartung erfüllt worden, ist ohne Zweifel manchen von den Lesern, welche Johann Bunkel im Jahre 1778 hatte, und die seinen literarischen Tod überlebt haben, noch erinnerlich. Genug, die beinahe allgemeine Wirkung, die es auf den Leser that, war so beschaffen, daß der Verfasser der Bunkliade sich bewogen fand und, im eigentlichsten Verstande des Wortes, ein gutes Werk zu thun glaubte, eine so sonderbarst-seltsamste Erscheinung in der literarischen und moralischen Welt genauer zu beleuchten und, da sie doch nur eine schnell vorübergehende Dauer zu versprechen schien, wenigstens die Quintessenz oder den Geist derselben

auszuziehen und die große Mehrheit der Käufer des Buchs, die sich unmöglich überwinden konnte, es von einem Ende zum andern zu durchlesen, für das, was sie dadurch verloren hätten, einigermaßen zu entschädigen. — Und nun kein Wort weiter zur Einleitung, Rechtfertigung oder Entschuldigung der folgenden Blätter!

Wessen man sich zu Herrn Johann Bunkel, was seine Fähigkeiten betrifft, zu versehen habe, lernen wir von einem Zeugen, gegen dessen Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden ist, von Herrn Johann Bunkel selbst. „Ich habe, sagt er (1. Th. S. 288), wenig Recht, auf außerordentliche Erkenntniß Ansprüche zu machen, da ich nur einen langsamen Kopf habe, wie man ihn gewöhnlich bei der niedrigern Art von Gelehrten antrifft." — Damit man aber gleichwohl begreifen könne, woher so viel philologische, metaphysische, mathematische, theologische, mineralogische, chemische ꝛc. ꝛc. Schul- und Collectaneen-Gelehrsamkeit, als er in seinem Buche auslegt, in seinen langsamen Kopf gekommen sey, setzt er hinzu: „Aber ich bin sehr fleißig gewesen, und mein ganzes Leben ist mit Lesen und Denken zugebracht." — Aus diesem Zeugnisse von sich selbst sehen wir, daß wir wenig von seinem Witz zu erwarten haben; und so könnten wir uns billig verwundern, wie die mehrbesagten Reviewers diesen langsamen Alltagskopf mit Shakespearen und Richardson zusammen stellen und sagen konnten: „Wenn jene Vortrefflichkeit aus angebornem uncultivirtem Genie hergerührt, so scheine hingegen Johann Bunkels erhabene Sonderbarkeit die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu seyn, die durch

romantisches Wesen und religiösen Eifer wie in einem Treibhause erhitzt und zum Sprossen getrieben worden." — Unstreitig verdient über diesen Punkt Bunkel selbst und sein getreuer Zeuge, sein vor uns liegendes Werk, mehr Glauben als die Herren Musterer: und was liegt auch am Ende daran, wenn Bunkel kein Dichtergenie hat? Da er sein Leben mit Lesen und Denken zugebracht, so muß er, trotz der Langsamkeit seines Kopfes, ein desto stärkerer und tieferer Denker seyn; und so können wir darauf rechnen, für das, was ihm an Einbildungskraft und Witz abgeht, reichlich entschädiget zu werden. Was für neue, tief geschöpfte, reichhaltige Bemerkungen, was für eine lehrreiche Geschichte seines Geistes haben wir von einem solchen Denker zu erwarten!

Unglücklicher Weise findet sich aber von dem Allen nichts in seinem Buche; nichts, nichts, was man im strengsten Sinne nichts heißt; nicht zwei neue Bemerkungen von einiger Erheblichkeit; nicht einmal die Gabe, den Gemeinörtern, wovon das ganze Buch voll ist, ein Ansehen von Neuheit zu geben. Zehnmal wird uns das nämliche wässerige, kühle, sophistische Gewäsche gegen gewisse ihm äußerst verhaßte Artikel der alt hergebrachten christlichen Dogmatik bald in etwas veränderten Worten, bald durch andere Personen aufgetischt; und, so heftige und unermüdliche Gegner des athanasischen Glaubensbekenntnisses Herr Johann Bunkel und alle die polemischen Damen und Herren, die er nach und nach auftreten läßt, sind — denn offenbar ist das ganze Buch bloß dazu geschrieben, seiner herzlichen Erbitterung gegen dieses Symbolum und die 39 Artikel der englischen Kirche Luft zu machen — so findet sich doch im ganzen Buche nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen, nicht ein

einziger Grund für seinen christlichen Deismus, der nicht, wer weiß wie oft, von seines Gleichen und Bessern, als er ist, meistens viel besser vorgebracht worden wäre. Und so ein Mann sollte die Hälfte seines Lebens mit Denken zugebracht haben?

Noch lustiger ist's, wenn man die Versicherung, die er uns 1. Th. S. 7. gibt, „daß er auf der Schule mit besonderem Fleiße Locke's Buch über den menschlichen Verstand studirt und nichts Anderes vorgenommen habe, als bis er dieses Werk dreimal durchlesen und den richtigen Gebrauch seines Verstandes daraus erlernt habe;" ich sage, noch lustiger ist's, wenn man diese Versicherung und die angehängte Ermahnung an die liebe Jugend, „nur den Locke recht zu studiren, weil sie dadurch zu der Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntniß gelangen würden, welche die größte Vollkommenheit eines vernünftigen Wesens sey," mit seinem Buche selbst vergleicht, mit der jämmerlichen Verworrenheit und Seichtheit seiner Begriffe und Vernünfteleien, die der Uebersetzer oder Commentator — der zwar auch ein Rationalist, aber doch ein ganz anderer Denker als Master Bunkel ist — beinahe so oft zu verbessern nöthig findet, als dieser seinen lehrreichen Mund zum Raisonniren aufthut. Und Johann Bunkel sollte von Johann Locke seine Begriffe zergliedern, bilden, unterscheiden, verbinden gelernt haben? Wahrlich, wenn dem so wäre, so wär' es eines der auffallendsten Beispiele, daß dem, den die Natur am Verstande verwahrlost hat, weder Aristoteles noch Bacon, weder Locke noch Leibnitz Verstand eintrichtern können.

Bevor Bunkel zu Erzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens schreitet, fängt er in einem sehr weisen und frommen Ton an, uns seiner wahren Gottergebenheit und Hoffnung einer bessern Zukunft zu versichern. „In diesem Leben, sagt er, sey ihm das Loos nur kümmerlich gefallen, aber er hoffe einst Welten vortheilhaft zu verwechseln." — Man sieht augenscheinlich, daß der Autor des Buchs (der wohl in jedem Betracht ein armer Schlucker seyn mag) hier in einem unfreiwilligen Zurücksinken in sich selbst plötzlich vergißt, daß er und Johann Bunkel ex hypothesi nur e i n e Person seyn soll. Denn, daß Bunkel unverschämt genug seyn könnte, sein Loos in dieser Welt kümmerlich zu nennen; er, der achtmal das große Lotterie-Loos des menschlichen Lebens, achtmal das beste, weiseste, frommste, zärtlichste, schönste und reizendste Weib, das nur immer ein Plato idealisiren und ein Pygmalion schnitzeln könnte, gezogen, mit jeder dieser Frauen ein ansehnliches Vermögen erheirathet, immer nichts gethan, als was ihm behagte, den besten Theil seines Lebens in paradiesischen Einsiedeleien und Zauberinseln, mit den besten Menschen, im Genuß alles dessen, was sich der wollüstigste Jünger eines Saint-Evremond für Seele und Leib nur immer wünschen könnte, zugebracht, dann die Reise um die Welt gemacht u. s. w., daß er das Alles nur für ein kümmerliches Loos halten sollte, das läßt sich doch unmöglich denken. Es wäre der vollendete Zug zum Bilde eines Menschen, für dessen Verkehrtheit sich kein Name in irgend einer Sprache fände.

Die Lobrede, die er auf der 3. Seite des 1. Th. seinem eigenen moralischen Charakter hält, hätte er billig ersparen sollen, da er im Begriff war, ein dickes Buch von seinem Leben zu schreiben. Denn da heißt es: Zeige mir deinen

Charakter aus deinen Werken! Er bekennt: „Sein Leben sey nicht von großen Vergehungen frei geblieben. Allein bei dem Allen hab' er doch stets mit den Betrübten Mitleid gehabt, fremde Noth tief empfunden und, um Anderen Gutes zu erweisen, weder Mühe noch Kosten gescheut. Daher habe er das Vertrauen, daß, wenn er einst von dieser Erde genommen werde, er aus einem dunkeln und wolkigen Horizont zu den Gegenden der Freude, des Lichts und einer völligen Offenbarung werde erhoben werden. Dieser Glaube, spricht er, erheitert meine Tage bei allen Zufällen, unterstützt mich in allen Trübsalen und macht mich fähig, daß ich überhaupt mein Leben in beständiger Zufriedenheit und Freude erhalten kann."

Wer, der mit aller Gutherzigkeit, die man nur immer zum Lesen eines Buches bringen kann, so weit gelesen hat, würde sich nun vorstellen, daß das ganze Leben eines so weisen und frommen Mannes, wenigstens Alles, was er uns davon erzählt, darauf hinaus liefe: daß er in den Gebirgen, durch die Gebirge und unter den Gebirgen von Westmoreland, Cumberland, Durham u. s. w. herum klettert; immer aus dem wildesten, unzugangbarsten, schauerlichsten Chaos von Felsen, Höhlen und Wasserfällen in irgend ein romantisches Thal, ein kleines Elysium, kommt, wo er stracks auf einen Engel von einem Mädchen stößt, die so aufblühend wie Hebe, so schön wie Venus und wenigstens eine so große Virtuosin, Philologin und Theologin als Anna Maria von Schurmann ist — sich gleich stehendes Fußes mit ihr in ein weitläufiges dogmatiko-polemisches Colloquium gegen die athanasische Glaubensregel, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. einläßt; hernach sich zu einer sybaritischen Tafel hinsetzt und etliche

Tage, wie jedes andre Weltkind, mit ländlichen Ergetzungen, Fischen, Jagen, Kartenspielen, Tanzen, Essen und Trinken hinbringt; dann wieder geht, wieder kommt, das schöne Wundermädchen heirathet, aber bald darauf wieder begräbt; dann wieder klettert, und, krack! wieder eine romantische Einsiedelei, und wieder ein Engel mit dem Verstand des Aristoteles im Kopf einer Phryne und mit dem Herzen einer Christin im Busen einer Venus, und wieder auf den Athanasius und die englische Kirche losgedrescht, und wieder geschmaust und geheirathet und begraben! und nun von Neuem geklettert — kurz, die ganze Komödie von fünf Acten so oft wiederholt, bis alle die Engel von Schönheit, Deisterei, Talenten und erstem Christenthum der Reihe nach durchgeheirathet sind; — hierauf, um seiner Geschichte einen neuen Schwung zu geben, sein mit allen diesen Weibern zusammen geheirathetes Vermögen in einer Nacht verspielt und, um wieder zu Casse zu kommen, eine reiche Erbin entführt, die er, da sie noch vor der Copulation in eine lange Ohnmacht fällt, eilends begraben läßt; bald darauf wieder eine andere freiet, sie aber eben so bald wieder verliert, dagegen seine begrabene Braut als Frau Doctorin Stanville wiederfindet und (weil der Herr Doctor so höflich ist, ihm über Hals und Kopf Platz zu machen) sie nun im Ernste heirathet; darauf das Vergnügen hat, seinen Vater (dessen Orthodoxie die erste gelegenheitliche Ursache aller Abenteuer unsers antitrinitarischen Helden war) zwar auf dem Sterbebette, aber — o Freude und Jubel! durch Meditirung der zurückgelassenen Manuscripte seines heterodoxen Herrn Sohnes ganz zum reinen christlichen Deismus bekehrt anzutreffen; sodann, nachdem er auch diese Frau durch die Blattern wieder verloren, den Einfall bekommt, zur See zu gehen und, wiewohl

er vom Seewesen nichts versteht, als Capitain seines eignen Schiffes in der Welt herum zu streichen; — endlich im fünfzigsten Jahre seines Alters zurückkommt, ein Landgut kauft und nun — sich unter den Schatten seines Feigenbaums hinsetzt und auf ein so wohlgelebtes Leben, mit völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurück zu sehen und aus dieser schönen Kette von Landstreicherei, Heirathen, Religionsgesprächen, Predigtfragmenten und Schattengefechten mit dem Gespenste des Athanasius — das schalste, platteste, impertinenteste Buch zusammen zu flicken, das je aus dem Gehirn eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bacchanalia lebenden, mißgeschaffnen Drittelдings von Deisterei, Pietisterei und Epikurismus hervor gegangen ist! — Das laß mir, als Beispiel betrachtet, das Leben eines Christen oder, als ein poetisches Werk, ein Originalmeisterstück von Erfindung und Zusammensetzung seyn!

Wahr ist's, wir werden zwischen den Acten dieser feinen Komödien mit allerlei unerwarteten, lehrreichen, erbaulich lustigen Zwischenspielen regalirt, als da sind — die wundervolle antitrinitarische Frauenzimmerrepublik der schönen Azora — die Bekehrungsgeschichte eines Bösewichts, der, nachdem er alle Unthaten, Sünden und Schanden begangen, die ein menschliches Vieh und eingefleischter Teufel begehen kann, zuletzt ein Einsiedler und (was sich von selbst versteht) ein antitrinitarischer Einsiedler wird — der Besuch bei den Philosophen zu Umbrä, wo ein merkwürdiger Zweikampf zwischen Ritter Floh und Held Laus, durch ein doppelt reflectirendes Teleskop betrachtet, mit großer Darstellungskunst beschrieben wird — u. dgl. m. Aber unglücklicher Weise ist der Autor von dem antiathanasischen Teufel so

schrecklich besessen, daß er uns keines von seinen Intermezzi geben kann, ohne daß wir durch Anhörung einer langweiligen, wortreichen und kläglich raisonnirten antitrinitarischen Deduction oder einer ascetischen Predigt dafür bezahlen müssen. Denn auf das, was man eigentlich Dialog nennt, findet er, aus Ursachen, für gut sich niemals einzulassen. Wenn er zwei oder mehrere Personen über irgend einen Artikel seiner heterodoxen Theologie sprechen läßt, so ist's doch immer nur eine, die das Wort führt; die andern sind allerseits schon voraus von dem, was gesagt werden wird, überzeugt, oder, wenn ja eine Einwendung zum Vorschein kommt, so greift man doch mit Händen, daß es nur pro forma geschieht, um dem Sprecher oder der Sprecherin Gelegenheit zu geben, irgend ein Loch, das der Autor in seinem System gewahr worden, nach Möglichkeit zuzustopfen.

In so fern muß man allerdings diesem theuren Rüstzeug sein gebührendes Lob ertheilen, daß er den großen und letzten Hauptendzweck seines Werkes nie aus den Augen verliert, indem selbst die Zwischenspiele, Episoden und Abschweifungen unversehens zu wirklichen Theilen des Ganzen werden und zu zweckmäßigen Mitteln, sein System von christlichem Deismus und deistischem Christenthum zu befestigen oder auszuzieren oder zu zäunen und zu verpfählen dienen müssen. Nur ist, wie der scharfsinnige Verfasser der Anmerkungen und Zusätze mehr als einmal bemerkt, zu bedauern, daß Herr Johann Bunkel sich selbst und seiner großen Diana, dem Rationalismus, nicht immer getreu bleibt, sondern, ehe man sich's versieht, gegen seine notorischen Grundsätze wie ein Mysteriker spricht; welches denn dem besagten gelehrten Ungenannten daher zu kommen scheint, weil Bunkel, als ein Mann, der seinen Locke dreimal

durchstudirt hat, sehr oft die Sachen, von denen er schwatzt, nur in einem Nebel sehe, d. i., es deutsch heraus zu sagen, nicht immer so eigentlich wisse, was er wolle; — eine Hypothese, die das Problem zwar hinlänglich auflöst, aber die Sache selbst nicht um ein Haar besser macht.

Noch etwas, weßwegen wir Herrn Johann Bunkel sehr lobenswürdig finden, ist die Mannigfaltigkeit, welche sein fruchtbares Genie zu Vermeidung der aus der ungemeinen Simplicität seines Plans sonst zu besorgenden Monotonie in die Art und Weise gebracht hat, wie er seine Amoureuses oder die schönen Engel, die so nach und nach, unter Garantie des Franciscanermönchs Vater Fleming, die eheliche Decke mit ihm beschlagen, sowohl aufführt als wieder abtreten läßt. Mit Miß Noel, welche unglücklicher Weise unmittelbar vor dem Beilager stirbt, wird er zuerst in einem Gartentempelchen, mitten unter schönen Büchern und mathematischen Instrumenten an ihrem Schreibtische sitzend, bekannt. Seine erste wirkliche Frau, Miß Charlotte Melmoth, lernt er auf einem Schiffe kennen, das von Dublin nach dem lieben Old-England gehen sollte, und hat gleich in der ersten Nacht Gelegenheit, sie nackend und fast ohne Sinne aus ihrer Kajüte, worin sie beinahe ertrunken wäre, ins Trockne heraus zu tragen; welches denn, wie leicht zu erachten, zu einem der interessantesten unter den 16 Chodowieckischen Kupferstichen erwünschte Gelegenheit gab. Miß Statia Henley, seine zweite Frau, findet er „an einem Springbrunnen, wo auf jeder Seite des Wassers eine schöne und vortrefflich eingerichtete Rasenbank unter dem Schatten einer stets grünen dreiblättrigen Steineiche sich befand," neben ihrem Großvater, einem alten ehrwürdigen Mann mit silberweißen Haaren, auf einer dieser Bänke sitzen. Mit seiner dritten

Hauskrone, Miß Antonia Cranmer, fängt sich die Bekanntschaft zwar auch in einem Garten an, aber mit dem Unterschiede: daß Herr Johann Bunkel, als ein weidlicher junger Wittwer, der auf eine neue Frau ausgeht, über einen zwischen ihr und ihm liegenden Graben rüstig hinübersetzt und, „nachdem er mit seinem Hut in der Hand ihr seine Ergebenheit bezeigt," die Kühnheit seines unvorbereiteten Besuchs entschuldigt und im nämlichen Athemzug eine wohl gedrehte Liebeserklärung auf das vater- und mutterlose Mädchen abdrückt, die sich hier mit ihrer schönen Base, Agnesia Vane, in einer gar romantischen Einsiedelei allein befindet und nichts Dringenderes hat, als den holden Johann Bunkel baldmöglichst zum Herrn und Inhaber ihrer schönen himmlischen Person und ihres großen Vermögens zu machen. Sein Liebesverständniß mit Jungfer Spence, seiner vierten Gemahlin, fängt sich zwar auf eine sehr alltägliche Weise beim Gesundheitsbrunnen zu Harogate an: allein, da Miß Spence eine Dame war, die ihren Virgil aus der Grundsprache zu citiren wußte, so biß sie nicht so hastig in den Angel wie die liebeshungrige Antonia, sondern nahm die Sache auf Bedenkzeit; und diese Verzögerung gibt nicht nur zu einer romanhaften unvermutheten Zusammenkunft mit einer andern schönen Dame, bei der unser Pilgrim nach der seligen Ewigkeit sich ohne einiges Bedenken etliche Tage sehr weltlich lustig macht, sondern sogar zu einer der besten Thaten seines „wohl gelebten und unbescholtenen Lebens," Gelegenheit, nämlich, durch studirte Betrügerei zwei hübsche Mädchen zu entführen oder, wie er die preiswürdige Heldenthat zu nennen beliebt, aus der Sklaverei bei ihrem geizigen Vormunde zu befreien — wovon künftig ein Mehreres.

Wir wollen nicht dafür gut seyn, daß nicht jede der vorbemeldeten Arten, wie Herr Bunkel seine erste Aufwartung bei seinen Damen macht, schon vor ihm in andern Romanen vorgekommen: aber von einer wenigstens getrauen wir uns zu versichern, daß sie ganz original ist und, wiewohl sie eine treffliche Wirkung thut, vor ihm noch von keinem andern Autor, weder epischen noch dramatischen, gebraucht worden; und das ist die Art und Weise, wie er mit der Schwester seines Freundes, Karl Turner, bekannt wird. Er war nach seiner löblichen Gewohnheit im Begriff, auf einem ganz unwegsamen Wege über steile Felsen, wo jeder Mißtritt Tod war, zu den Philosophen von Ulubrä zurückzukehren, als er nahe an der Spitze eines sehr hohen Berges eine Höhle gewahr ward, in welche man, als auf einer Treppe, herabsteigen konnte. Aus dieser Höhle ging seitwärts ein anderer, aber viel steilerer Gang, der durch eine immer enger werdende Oeffnung in eine andere Höhle führte, welche gegen den Tag offen zu seyn schien. Bunkel, wie er immer ein großer Waghals ist, entschließt sich herab zu klettern. Die Abfahrt war in gerader Linie 479 Ruthen lang und endigte sich in eine bezaubernd schöne Aussicht „von Wiesen, zerstreuten Blumen und Strömen.“ Dieser Fleck Landes enthielt etwa 24 Morgen, war mit den fürchterlichsten Anhöhen umgeben und zeigte in der Mitte ein sauberes, artiges, kleines Landhaus. Herr Bunkel entdeckt durch sein Fernglas ein hübsches junges Frauenzimmer, das mit Nadelarbeit beschäftigt vor der Thüre saß, während nicht weit davon eine andere Zauberin stand und Fische angelte. Zwei hübsche Mädchen in einer so romantischen Gegend! das war für Master Bunkel — was eine goldfarbige Fliege am Angel — für die gierige Makrele ist. Er hatte ungefähr noch sechs

Ruthen, um wieder ans Tageslicht zu kommen; aber, weil der junge Herr, „vor Ungeduld, die zwei Zauberinnen kennen zu lernen," nicht mehr wußte, wo er war, noch was er that, glitscht' er mit dem Fuß aus und „rollte aus dem Berg auf eine gewaltige und erstaunliche Art" herunter. „Es war eben Mittag, fährt er fort, als ich bei den Frauenzimmern anlangte; und da sie mich nicht eher sahen, als bis sie sich von ungefähr umwandten, so waren sie über meinen Anblick so erschrocken, daß sie die Farbe veränderten, und die eine laut zu schreien anfing. Aber diese Furcht verging bald, wie ich sie versicherte, daß ich ihr gehorsamster Diener sey u. s. w." Man muß gestehen, daß dieß wirklich eine drollige und affenteuerliche Art, sich zum gehorsamen Diener zu erklären, ist; und vermuthlich sind es Einfälle dieses Schlages, die unserem Helden die Ehre zugezogen haben, für den „launigsten und angenehmst-seltsamsten Schriftsteller," der je die Feder geführt, erklärt zu werden. Aber freilich, wenn nicht auch noch dann und wann so ein angenehmst-seltsamster Schnack oder eine schöne Beschreibung einer unterirdischen Reise, eines bezauberten Thals oder eines schönen, jungen, Religion und Wollust athmenden himmlischen Mädchens mitunter liefe: wo sollte einer die Geduld hernehmen, sich durch den dummernsthaften Theil des Buchs, der zuletzt doch wenigstens sieben Achtel vom Ganzen ausmacht, durchzuarbeiten?

Wir müssen gestehen, in der Art, wie Herr Bunkel seiner schönen Weiber wieder los wird, zeigt sich nicht der Reichthum von Erfindungskraft, den wir eben bewundert haben, und in diesem Stücke bleibt er weit hinter Homer zurück. Dieser läßt bekanntermaßen von den vielen Wunden, die in der Iliade gegeben und empfangen werden, nicht eine der andern gleich seyn. Herr Bunkel hingegen

richtet vier von seinen Sultaninnen durch die nämliche Todesart hin. Miß Noel stirbt vierzehn Tage vor der Hochzeit an den Blattern, welche in sieben Tagen „die feinste menschliche Bildung in den scheußlichsten und widerlichsten Kloß verwandelten. Das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe," überall schändlich zugerichtet, wurde „das garstigste und unerträglichste Schauspiel!" O Bunkel! Bunkel! Seine liebe Charlotte stirbt zwar nach einem entzückenden Zeitlauf von zwei Jahren, worin er der glücklichste Mann von der Welt war, an einem hitzigen Fieber; aber Stazia, die ihm wenige Tage darauf sein Leid ergetzt, geht ebenfalls an den Blattern darauf, und Bunkel „wird wieder in tiefe Trauer gesetzt." Wohl ihm, daß es noch mehr hübsche Mädchen gab! daß es eine schöne und reiche Antonia Cranmer gab, die ein Mann wie er nur ansprechen durfte! Das Mädel „war gut wie ein Engel;" aber nach zwei Jahren starb sie gleichfalls an den Blattern und wurde — vier ganzer Tage beklagt. Miß Spence, die Nächste, an welche die Ehre kommt, mit unserm betrübten Wittwer zu Bette zu gehen, stirbt wie Nr. 2. Aber dafür werden wir durch die Todesart der Miß Turner, seiner fünften (respective sechsten) Gemahlin schadlos gehalten, die eine von den ungewöhnlichsten ist; denn sie stirbt an einem Sturz, da die Pferde mit dem Wagen, worin Mann und Weib saßen, durchgingen. Unglücklicher Weise für uns Arme — kam Herr Bunkel frisch und gesund davon! Mit der reichen Agnesia Dunk, die er hiernächst ihrem Vater entführt (aber freilich war es auch nur ein Trinitarier und ein Bösewicht!) spielt seine Phantasie noch wunderlicher; die wird gar zweimal todt gemacht: einmal blos zur erlaubten Gemüthsergetzung der Leser an keiner Krankheit; das zweite Mal aber im vollen Ernst an den leidigen Blattern, nachdem

der liebe Mann vorher seine Interims-Gemahlin, Julia Fizgibbons, d. i. diejenige, die er sich in der Zwischenzeit seiner doppelten Verheirathung mit Fräulein Agnesia antrauen ließ, in einem Bache, wo sie fischen wollte, jämmerlich ertrinken lassen. Also eine ertrunken, eine von Pferden geschleift, zwei am hitzigen Fieber und vier an den Blattern! In Summa acht Weiber in zehn Jahren! Chaucers berüchtigtes Wife of Bath hatte nur fünf Männer in einem halben Jahrhundert; aber die war denn auch nur ein gottloses trinitarisches Belialskind! Das macht freilich einen Unterschied!

Man kann die Johann-Bunkliade, als ein dreileibiges Ungeheuer, unter dreierlei verschiedenen Gestalten betrachten — als Roman, als theologisches Lehrbuch und als Vorbild und Beispiel sittlicher und christlicher Vollkommenheit.

Was sie als Roman, Werk der Einbildungskraft, historisch-poetische Composition ist, haben wir gesehen.

Was sie von ihrer theologischen, dogmatiko-polemischen Seite werth sey, ergibt sich schon aus den häufigen Anmerkungen und Zusätzen des Ungenannten, worin die erbärmlichen Fehlschlüsse, die verworrene Vorstellungsart und Inconsequenz und die groben Irrthümer dieses „langsamen Kopfs, der den Locke dreimal durchstudirt hat, um denken zu lernen,“ meisterlich, obwohl, wie leicht zu erachten, auch so säuberlich, als es das Interesse des Verlegers erforderte, gerüget werden. Diese Manier, einem elenden Buche durch die Anmerkungen und Zusätze aufzuhelfen, ließe sich nicht uneben mit einem Gastmahle vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge

größtentheils saft- und kraftloser, unverdaulicher, übel zugerichteter, ekelhafter und ungesunder Speisen besetzt, jedoch neben jeder Schüssel ein besonderes Pulverschächtelchen oder Arzneigläschen gestellt wäre, damit ein Jeder, der von ihr gegessen hätte, sogleich auch das Gegengift zu sich nehmen und seinen innern Menschen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht setzen könnte.

Lassen wir uns nun die Mühe nicht verdrießen, dem ehrwürdigen John Bunkel auch als Beispiel und Vorbild der Lehre, die er predigt, etwas näher unter die Augen zu leuchten!

Es ist nicht zu leugnen, bei aller seiner Bosheit gegen den guten Athanasius und die englische oder vielmehr gegen die allgemeine Kirche hat er doch ziemlich reine orthodoxe Begriffe von dem, was zum thätigen Christenthum gehört. Ein Christ ist, nach seiner Theorie, ein Mensch, der seinen Glauben an Gott und Jesum Christum dadurch beweiset, daß er „nach den Vorschriften des Evangeliums handelt, daß er in Demuth und Sanftmuth, in Ertödtung und Selbstverleugnung, in Entsagung weltlicher Gesinnung rc." Christo ähnlich ist; ja, daß er sich sogar bestrebt, „Gott, das vollkommenste der verständigen Wesen, in allen seinen moralischen Vollkommenheiten nachzuahmen und nach seinem Vermögen vollkommen zu seyn, wie Gott, heilig, wie Gott heilig ist, barmherzig, wie Gott barmherzig ist u. s. w." — und als einen solchen Christen erklärt und bekennt sich Johann Bunkel unzählige Mal durch sein ganzes Buch. Wer ihn schwatzen hört und gewohnt ist, die Leute nach dem, was sie schwatzen, zu beurtheilen, sollte ihn für einen Heiligen halten. Wenigstens ist man berechtigt, von einem Manne, der solche Grundsätze und Gesinnungen vorgibt, ein mit denselben

übereinstimmendes Leben zu erwarten; und hätte der Verfasser seinen Johann Bunkel in den verschiedenen Verhältnissen und Auftritten des Lebens als einen Mann voll edler gemeinnütziger Thätigkeit dargestellt, so könnte sein Buch wenigstens von dieser Seite noch einigen Nutzen geschafft haben. Aber nichts weniger als das. Johann Bunkel schwatzt zwar immer — nicht wie ein Christ — denn die schwatzen nicht — sondern, als ob er einer wäre; lebt aber immer, wie alle Zöllner und Sünder auch leben; bringt seine Zeit mit gut Essen und Trinken, Scherzen, Spielen, Tanzen, Herumschwärmen und Müßiggehen zu; verliebt sich in ein schönes Mädchen nach dem andern; heirathet eine nach der andern, begräbt eine nach der andern; liegt schon wieder bei einer neuen, ehe die vorige recht erkaltet ist und rechtfertigt sich deßwegen — mit seinem Temperament; — verspielt sein ganzes Vermögen in einer Nacht; entführt einem Vormund durch die niederträchtigsten Ränke seine Pflegetöchter, einem Vater sein einziges Kind; — kurz, ist, von vorn und hinten besehen, weder mehr noch weniger als ein selbstischer, Gott und der Welt unnützer, antitrinitarischer Müßiggänger, Wollüstling und Libertiner und hat die Unverschämtheit — sein Leben zu schreiben!

Bedarf es Beweise dieser Beschuldigungen? Sein ganzes Buch wimmelt davon. Man rechne Alles davon ab, was Geschwätz ist, und sehe, was übrig bleibt!

Nur einige kleine Proben, wie viel der Mann auf Essen und Trinken hält — blos aus dem zweiten Theile, der mir just zunächst liegt.

S. 14. „Hierauf wurde das Mittagsmahl aufgetragen, und die Herren (die Philosophen zu Ulubrä) setzten sich mit mir bei verschiedenen vortrefflichen Schüsseln nieder. Hier

fand sich das Beste von jeder Art Speise und Trank, und es war Alles aufs zierlichste angerichtet. Ihr Wein besonders war alt und edel und wurde nicht sparsam eingeschenkt. Wir tranken nach der Mahlzeit ein fröhliches Glas und lachten einige Stunden auf eine vergnügte Weise weg.“ — Bald darauf, nachdem sich Herr Bunkel bei Herrn Harcourt und seiner apokalyptischen Tochter, Miß Henriette Eusebia, als ein christlicher Pilgrim und Märtyrer introducirt, wird (S. 41.) an einer vortrefflich besetzten und mit einem großen Schenktisch benachbarten Tafel tüchtig geschmaust, und der Nachmittag abermals mit Scherz zugebracht. Freilich bezahlt Herr Johann beim Spaziergang für seine Mahlzeit durch eine sehr ernsthafte Kathederrede gegen die Lehre von der Dreieinheit. Bald darauf purzelt er, auf die neulich beschriebene Art, zu Miß Turner und Miß Jaquelot herab, die er als ein paar — reizende Prinzessinnen beschreibt. „Mit diesen Frauenzimmern, sagt er, brachte ich drei Tage zu, und wir vertrieben uns die Zeit mit Reden, Spazieren, Spielen und Lachen. Wir waren ein glückliches Kleeblatt u. s. w.“ Indessen mußt' es zuletzt doch geschieden seyn! Aber auf unsern Antitrinitarier warten lauter glückliche Abenteuer. Er kommt wieder in eine bezauberte Gegend, zu einem bezauberten Landgut, springt an seiner Stange über den tiefen Graben eines bezauberten Gartens, verirrt in eine Bibliothek, wo er über eine Stelle aus dem Epiktet moralisirt (d. i. Wasser ins Meer gießt), und findet endlich den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herrn Berrisfort, der nach einer kleinen Unterredung bemerkt, daß es jetzt zehn Uhr sey, und man also ans Frühstück denken sollte. Die Schwester des Herrn Berrisfort wird ersucht, sogleich Anstalt dazu zu machen; und bald sieht Herr Johann zu seiner großen Freude „verschiedene

Bediente ein schönes und vortreffliches Frühstück“ herein bringen. Bunkelchen wird eingeladen und bringt abermals etliche Tage auf Kosten anderer Leute mit Vergnügen zu. Vormittag wird sechs Stunden lang mit Hunden und Nachmittags mit Falken gejagt. Dann finden sie zu Hause allemal „ein herrliches Mittag- und Abendessen.“ Das beste Essen und Trinken, was der Geschmack nur wünschen kann, setzt Bunkel als einer, dem von der Erinnerung noch das Maul wässert, hinzu, als ob es an dem herrlichen Beiwort noch nicht genug gewesen wäre! — Da Bunkel, nächst gutem Essen und Trinken, nichts in der Welt lieber hat als ein schönes Mädchen, so folgt auch hier eine hübsche Beschreibung der Miß Berrisfort. Ihr einziger Fehler war, daß sie eine ganz abscheuliche Fußjägerin war und immer bei den Hunden seyn mußte, es mochte über Schlagbäume oder über die gefährlichsten Gräben und Pfähle gehen. „Jeden Augenblick, sagt Meister Bunkel, erwartete ich, daß sie sich „den Hals, den lilienweißen Hals“ brechen würde. Sonst wurde ich von Allen, die mich kannten, für einen desperaten Reiter gehalten; aber mit diesem jungen Frauenzimmer konnt' ich nicht fortkommen u. s. w. Doch, setzt er hinzu, wenn Ehre ruft, und Schönheit uns leitet, wer kann da an Sicherheit denken und verzagt zurück bleiben?“ Diese loyale, altritterliche Art zu denken kostete unserm geistlichen Amadis schon am zweiten Tag einen erschrecklichen Fall, wobei er doch, leider! mit einem blauen Auge und einer zerquetschten Seite davon kam. Dafür hatte er aber auch die Satisfaction, daß die schöne Diana, Julie Berrisfort, nach einer halben Stunde, indem sie über einige Pfähle setzen wollte, ebenfalls tüchtig stürzte — wiewohl es, Gott Lob! ohne Schaden ablief und blos zu einer nähern zärtlichen Bekanntschaft zwischen ihnen

beiden Anlaß gab, auch bald darauf bei einer vortrefflichen Mittagsmahlzeit und einigen Flaschen alten und edeln Weins Alles wieder vergessen wurde; worauf bei einer Pfeife Tabak über den lehrreichen und weisen Satz: daß der Lehrbegriff der Orthodoxen die wahre Ursache vom großen Verfall des Christenthums sey, und über die Echtheit der heiligen Schrift eine feine Unterredung erfolgte, — vermittelst welcher wir, unter andern Neuigkeiten von diesem Schlag, auch die ganz neue Entdeckung machen, daß Gott — Gott sey — Die Unterredung schließt sich auf eine erbauliche Art mit der Apostrophe: „Wir wollen daher, mein theurer Robert, Christen seyn, den Aposteln gehorchen und uns nach den Vorschriften der Offenbarung also beherrschen und aufführen, daß wenn J. C. einst wiederkommen wird, uns nach dem Evangelio zu richten, wir mit ihm zu den herrlichen Gegenden des ewigen Tages auffahren ꝛc.“ — Und, in Gemäßheit dieser guten Einschließung, begibt sich der apostolische Mann Bunkel mit seiner Stange sofort wieder auf den Weg und springt über Gräben, Stock und Stein wieder zu den Philosophen von Ulubrä zurück, um — ihnen die Abenteuer seiner unterirdischen Reise zu erzählen und bis um Mitternacht mit ihnen zu zechen.

Wir würden unsern Lesern Ueberdruß verursachen, wenn wir noch mehr Beispiele häufen wollten, mit welcher thierisch sinnlichen, schmatzenden Behaglichkeit Herr Johann Bunkel alle seine schönen und vortrefflichen Mahlzeiten vor den Augen der ganzen ehrbaren Welt widerkäut. Das Buch ist, bis zum Ekel eines satten — und bis zum Neid eines hungernden Lesers, voll davon. Uebrigens wird ihm Niemand übel nehmen, daß er gern was Gutes ißt und trinkt, sondern nur, daß er so viel Aufhebens davon macht und dieser und

andern sinnlichen Vergnügungen durch die Art, wie er davon spricht, einen so großen Werth beilegt. Und auch dieß nimmt man ihm nur darum übel, weil es sich für einen Menschen, der den Religionsverbesserer und apostolischen Mann macht, nicht geziemt, in einem mehr als epikurischen Tone von Essen und Trinken zu reden. Ein jeder Andrer, der sich für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg ausgibt, mag ungetadelt seinem Gaum gütlich thun und in guter fröhlicher Gesellschaft scherzen und lachen und sich seines Lebens freuen, so lang er will und kann. Aber einem Menschen, der immer im Munde führt, daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen müsse, ihre Eitelkeiten, Gewohnheiten und Moden, Aufzüge und theatralischen Vorstellungen u. s. w., weil sie zum Laster verleiten, nicht mitmachen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und sich nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; einem solchen Menschen steht es wahrlich übel an, sich die Zeit mit Zechen, Spielen und Lachen zu vertreiben, und es klingt aus seinem Munde ganz unsinnig, wenn er uns erzählt: daß er mit einem Duzend Herren und Damen, die alle so lustig und einnehmend waren, als die wohlerzogensten Leute seyn können, zehn Tage nichts gethan habe, als trinken, lachen, tanzen, singen, schwatzen und sich an Harlekinen und Luftspringern ergetzen, — und wenn er von allem diesem just in dem Tone spricht, wie ein Jünger von Mylord Chesterfield oder wie das ungöttlichste aller Weltkinder nur immer sprechen kann. Das ist's, was wir dem Wesen, das zu einer andern geistigen Welt gehört, übel nehmen — und um so mehr übel nehmen, weil wir nirgends sehen, durch was für eine Art gemeinnütziger Thätigkeit und Erfüllung auch nur seiner bürgerlichen Pflichten er das Recht, sich zehn Tage lang durch

Ergetzlichkeiten zu erholen, erlangt habe. Es ist Unsinn und mehr als Unsinn, es ist Aergerniß und Verspottung aller gesunden Grundsätze, einen solchen Menschen zu einem Beispiel eines wohlgeführten Lebens aufzustellen!

Ich sehe, daß ich mich unvermerkt ereifere — und, weil ich gerade keinen Freund bei mir habe, der mir, auf gut Tristrammisch, durch ein Twittel-Diddel, Diddel-Diddel, Twittel Diddel-Dum! wieder in den Ton helfen könnte, — so wollen wir versuchen, ob Herr Johann Bunkel nicht selbst dazu gut ist. Ziehen wir doch ein wenig in aller Ehrbarkeit den Vorhang weg und sehen, wie sich der Mann mit seinen schönen Mädchen und Weibern — in der Ertödtung und Selbstverleugnung übt. Wir werden finden, daß der wohlselige Robert von Arbrissel nur ein Kind gegen Herrn Sanct Johann Bunkel ist.

Seinen ersten verliebten Ausfall, da er der wohl gelehrten Miß Noel, in freundlicher Antwort auf ihre philologisch-kritische Vorlesung über die erste Sprache, „ein halb Duzend Küsse von ihren balsamischen Lippen" raubt, wollen wir, als einen ungezogenen Jünglingsstreich, um so eher übersehen, da Miß Noel selbst so schnell ist, ihm zu verzeihen, und er gleich darauf sich wieder so artig aufführt, als man von irgend einem akademischen Stutzer erwarten kann. „Anfangs zwar, sagt er, fand sie sich dadurch sehr beleidigt. Allein, da ich sie um Vergebung bat und ihr vorstellte, daß keine muthwillige Grobheit, sondern die Zauberkraft ihrer majestätischen Augen und die glänzenden Eigenschaften ihrer Seele mich so entzückt und hingerissen haben, so wurde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und sie fragte mich, ob wir Karten spielen wollten? Mit Freuden, antwortete ich, und sogleich wurde ein Spiel hereingebracht. Wir setzten uns

nieder zu Cribbage u. s. w." Nach einigen Spielen wurde Miß Noel gewahr, daß eine Flöte aus seiner Rocktasche hervor guckte. Sir, sagte sie, Sie spielen wohl auf diesem Instrument? Sie werden mich verbinden, mir ein Stück darauf vorzuspielen. Nun, denken wir, wird der Bursche sein Stückchen blasen. Mit nichten! Um ihr zu zeigen, daß er auch Verse mache, nimmt er aus seinem Taschenbuch einige Zeilen hervor, die er ihr vorliest und sagt: daß er sie den vorigen Tag „zu einer Arie des — Lulli" (warum nicht gar zu einer Arie des Jubal, von dem herkommen sind die Geiger und Pfeifer?) gemacht habe; und sogleich (setzt er hinzu) fing ich an auf das lieblichste — wie ich konnte, zu blasen. Aber auch dabei ließ er's nicht bewenden. Um alle seine kleinen Talente auf einmal auskramen zu können, muß der Jungfer Noel alter eisgrauer Vater dazu kommen und sogleich vermuthen, daß Meister Bunkel ohne Zweifel eben so gut singe, als spiele. Mit beidem will ich aufwarten, so gut ich kann, antwortete der junge Pennal; und stracks fängt er an sein Lied zu singen (vermuthlich eine Arie des Lulli), das dem alten Herrn „nicht nur wegen des artigen Gesangs, sondern auch wegen des moralischen Inhalts" (denn es handelte von der Einsamkeit) so wohl gefällt, daß der alte Herr (der vermuthlich vor Alter wieder zum Kinde geworden war) dem jungen Laffen sogleich eine Liebeserklärung thut, und nach Verlauf von zwei Monaten schon die Heirath zwischen ihm und Miß Henrietten festgesetzt wird; welche dann auch ein Jahr darauf vollzogen worden wäre, wenn nicht, erzählter Maßen, die fatalen Blattern „das liebenswürdigste der menschlichen Geschöpfe in den scheußlichsten und widerlichsten Kloß und in das garstigste und unerträglichste Schauspiel verwandelt hätten." — Im Vorbeigehen gesagt, romanhaft

denkt und fühlt Hänschen Bunkel nun wahrlich nicht, was auch die Herren Reviewers sagen mögen. Man erinnere sich nur, wie St. Preux in Rousseau's neuer Heloise am Bette seiner an eben so scheußlichen Blattern tödtlich darnieder liegenden Geliebten sich beträgt, und vergleiche dessen Sprache und Betragen mit Bunkels! Einem wahren Liebenden, ich will nicht sagen, einem Wesen, das sich nach geistigen Grundsätzen gebildet hat, würde freilich unmöglich gewesen seyn, über die Leiche seiner zum Engel entfalteten Geliebten ein solches Nachdenken voll scheußlichster Beiwörter herab zu schütten. — Aber einem Kerl von Bunkels Temperament ist's allerdings nicht so sehr zu verdenken, wenn er griesgrämig darüber wird, daß ihm ein so appetitlicher Bissen, als Miß Noel vor den Blattern war, so nahe am Hochzeittag von dem garstigen Knochenmann vorm Maule weggeschnappt werden soll!

Wie gesagt, das halbe Duzend so ex abrupto geraubte Küsse ausgenommen, führt sich Bunkel in seiner ersten Liebe ganz leidlich ehrbar auf. Bei Miß Charlotte Melmoth, seiner zweiten Geliebten, treibt er die Bescheidenheit und Enthaltung sogar bis zum Heroism. Ungeachtet sich ihre Bekanntschaft damit anfängt, daß er sie so nackend, wie sie Gott erschaffen hat, aus ihrer Kajüte trägt; ungeachtet diese Miß außerordentlich schön war, und Bunkel drei ganzer Wochen im Wirthshause Talbot mit ihr verblieb, und sie selten von einander waren (ausgenommen wenn wir schliefen, setzt der vorsichtige Mensch hinzu): so erhielt sich ihre gegenseitige Liebe doch in den Schranken der reinsten und edelsten Freundschaft; denn in wenigen Tagen waren sie einander „durch eine wunderbare Zauberkraft in ihren Begriffen, Neigungen, Gemüthsart und Gesinnungen so ähnlich geworden, daß sie zwei

geistige Sosiasse oder Copeyen eines von des andern Seele waren." Auf den Leib, sagt er, ward gar nicht gesehen. Ihre feine empfindungsvolle Seele machte meine einzige Freude aus. — Bravo, Master Bunkel! das ist doch eine Aufführung, wie sich's für einen feinen empfindungsvollen Liebhaber und für einen Menschen aus der andern Welt geziemt. — Aber freilich merkt der Mensch, so dumm er sonst ist, gleichwohl hier selbst, daß auch bei den leichtgläubigsten seiner Leser einiger Zweifel über die Möglichkeit einer so platonischen Liebe bei einem Temperament, wie das seinige, bei einem dreiwochigen steten Beisammenseyn in einem Wirthshause und zu einer so außerordentlich schönen Person, die man nackend aus ihrer Kajüte getragen hat, entstehen könnte; und er scheint sich dieses Phänomen selbst nicht wohl anders, als durch die Macht, welche das Bild der schönen Miß Noel noch über seine Sinne hatte, erklären zu können. Er meint, wenn's länger als drei Wochen gedauert hätte, so könnte er nicht sagen, was aus dieser platonischen Liebe hätte werden mögen. Und in der That, wenn man betrachtet, was für ein ungeduldiger popanzischer Mädchenfresser Herr Johann wurde, sobald er einmal von diesem bezauberten Fleische gekostet hatte, so läßt sich für nichts stehen. Indessen müssen wir doch ihm und der schönen Melmoth die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie auf ihrer Seite alles Mögliche gethan, um dem bösen Widersacher das Concept zu verrücken. Sie blieben zwar jeden Abend bis um Mitternacht allein beisammen; aber — „anstatt von der Venus und irgend einem aus ihrem Gefolge zu reden, unterhielten sie sich mit den moralischen Werken des Cicero, mit seinen Academicis und de Finibus u. s. w., mit der Frage: ob Oedipus oder Elektra die beste Tragödie des Sophokles sey, und

in welchen Scenen Plautus oder Terenz den Vorzug hätten?" Kurz, sie schwatzten von einer Menge Dinge — „von der Bibel an bis zu den Wolken des Aristophanes und von griechischen und römischen Lust- und Trauerspielen bis zur Minerva des Sanctius und Hycke's nordischem Thesaurus," — und da konnt' ihnen der Asmodeus freilich nichts anhaben. Es war gerade, als ob sie den großen Rosenkranz zusammen gebetet hätten. Die Lehre, welche sich unsre liebe Jugend hieraus ziehen kann, ist die einzige Moral im ganzen Buche, die man nicht längst auf allen Dächern predigen gehört hat: nämlich, „Bübchen und Mädchen mögen ohne Schaden und Gefährde bis Nachts zwölf Uhr Tête à tête in Wirthshäusern beisammen sitzen, insofern sie nur die Vorsicht gebrauchen, immer den Tisch zwischen sich zu haben und von nichts Anderm zu reden, als von Cicero de Finibus, Hycke's Thesaurus und Sanctii Minerva." Gewiß ein unfehlbares Arcanum, auf dessen Erfolg Jedermann, auch ohne es probirt zu haben, sicher schwören könnte.

Herr Bunkel war ungefähr im 23sten Jahre, als er diese Probe von platonischem Heldenthum und stoischer Kälte ablegte; und wir finden unmittelbar nach seinem Abschied von Miß Melmoth während seines Aufenthalts bei der frommen Frau Martha Price und sofort bis zu seiner Vermählung mit vorbesagter Miß Melmoth eben nichts, was als ein Flecken an seiner Jungfräulichkeit angesehen werden könnte; es wäre denn der starke Eindruck, den, seinem Geständnisse nach, die Dame Azora (Stifterin und Großmeisterin der herrlichen Frauenzimmer-Republik, die uns im ersten Theil der Länge nach beschrieben wird) in ihrem theaterhaften Schäferanzug und „mit ihren wohl gestalteten Füßchen, die sich bei ihrer kurzen Kleidung in schwarzseidnen Schuhen und den

feinsten weißen Strümpfen sehen ließen," auf ihn machte; welches ihm jedoch als eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit, die übrigens ohne Folgen blieb, billig zu verzeihen ist — zumal da das Aergerniß, wofern hier eines Statt hatte, offenbar ein gegebnes war — denn wer hieß eine junge Dame, die sich an die Spitze eines religiösen Frauenzimmerordens gestellt hat, einen so kurzen Rock tragen?

Was aber den zweijährigen Ehestand betrifft, worin er ungefähr bis in sein 25stes Jahr in Ortons Einsiedelei (die nicht durch seinen, sondern des ehrlichen Nachbar Flemings Fleiß zu einem kleinen Paradiese gemacht worden war) mit der schönen Philologin Charlotte Melmoth lebt; so möchten wir wohl sehen, was denn Herr Bunkel als einer, der in Selbstverleugnung und Ertödtung zu leben versprochen hat, in diesem seinem häuslichen Stande thut, um sich seiner erhabnen Grundsätze würdig darzustellen. Man sieht nicht einmal, was er thut, um nur werth zu seyn, daß er die Früchte der Erde verzehren helfe. Er spricht zwar von seiner Ehe als einem Aufenthalt in den Vorhöfen des Himmels und scheint sich viel damit zu wissen, „daß er gegen seine Frau (die, seinem Sagen nach, ein Engel von Vollkommenheit war) Alles, was ihm die Vorsichtigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit vorschrieb, beobachtet und sich also in seiner Ehe so aufgeführt, wie die geoffenbarte Religion und die damit übereinstimmende Natur es erfordert." — Aber außerdem, daß er ein Ungeheuer hätte seyn müssen, um mit einem solchen Engel übel zu leben, so sind das Alles nur kahle allgemeine Formeln, womit uns ein Biograph im Grunde — nichts sagt; und es scheint doch wohl keine übertriebene Forderung, wenn wir von einem Menschen, der sich zu einem göttlichen Leben anheischig gemacht, etwas Mehreres erwarten.

als ein Daseyn, in wollüstiger Ruhe und an einer steten Kette sinnlicher Ergetzungen hingeschleudert. „Ganze Tage brachten wir zu, sagt er, daß wir fischten und in einer kühlen Grotte am Rande des Wassers oder unter einem alten Baum am Ufer irgend eines lieblichen Flusses speiseten. — Zu andern Zeiten hatten wir unsre Lust, so viele Karpfen und Schleihen, als wir wollten, in einem großen stehenden Wasser zu fischen u. s. w. In den schönen Sommertagen belustigten wir uns auch mit der Schießjagd vor dem Hund. Charlotte liebte diesen Zeitvertreib über Alles und ging manche Stunden mit mir, um zuzusehen, wie ich dieses Vogelwerk niederschoß, bis wir des Abends spät über die felsigen Berge zu unserm reinlichen, geruhigen kleinen Hause zurückkehrten und bei unsern Vögeln eine so köstliche Abendmahlzeit genossen, als die Großen sie halten u. s. w. Nach dem Abendessen schwatzten wir entweder bei einer kleinen Punschschale auf eine angenehme Weise bis zur Schlafzeit, oder ich spielte auf meiner Flöte, wobei Charlotte ihre göttliche Stimme hören ließ. So glücklich lebten wir! Selbst der Winter — fiel uns nicht zu strenge. Wir hatten einen vortrefflichen Vorrath von allerhand Art reichlich aufgehoben u. s. w. Unsre Bedienten und Mägde verschafften uns ein bequemes Leben, ersetzten unsre Bedürfnisse, und machten unsre Glückseligkeit vollkommen. — Kurz, jede Jahreszeit, jede Stunde ergetzte uns und machte uns Freude.“ — Auch der gute Thomas Fleming, ihr Freund und Nachbar, trug dazu das Seinige ehrlich bei. „Es war unmöglich, sagt Bunkel, in seiner Gesellschaft mißvergnügt zu seyn. Seine Gemüthsart und sein Singen bei einer Punschschale waren schon zureichend, den Milzsüchtigen aufzumuntern und den Verdrießlichsten zum Lächeln zu bringen.“ — All gut, Herr

Bunkel! Aber das sagt uns immer nur, wie ihr euch gute faule Tage gemacht, und was ihr genossen, nicht, wie ihr die Pflichten des Lebens erfüllt, nicht, was ihr gethan. Essen und trinken und müßig gehen und sich erlustigen und Andre für sich arbeiten lassen, ist, wenn ihr wollt, eine gute Art von sardanapalischem, sybaritischem, schlaraffenländischem Wohlleben; aber exemplarisch und einer Biographie würdig ist es wahrlich nicht! Das heißt weder leben, wie ein Christ, noch braucht man ein Christ zu seyn, um so zu leben; der gemeinste Heide im ganzen Heidenthum kann das eben so gut, und ohne daß er sich darum einbildet, um ein Haar besser als ein Andrer zu seyn.

Indessen stirbt Madame Bunkel, nach zwei so glücklich mit ihrem theuren Ehewirth verlebten Jahren, ganz unvermuthet an einem Fieber. Unglücklicherweise werden auch Freund Thomas Fleming und ein Bedienter nebst zwei Mägden von der nämlichen Krankheit weggerafft. Die Art, wie sich Bunkel bei dieser Prüfung beträgt, ist — seiner würdig: denn er beträgt sich dabei weder als ein Mensch, noch als ein Weiser, noch als ein Christ, sondern als — Johann Bunkel. Wie untröstbar mußte ihr Gatte seyn! ruft er aus, und dieser untröstbare Gatte setzt sich unter die Leichen hin und stellt eine Gemeinplatz-Betrachtung über den Tod an; das schändlichste Gewäsche, das jemals ein Jesuiterschüler in der rhetorischen Classe als ein Schulexercitium zu Markte gebracht hat, aus den abgetragensten Lumpen von Sentenzen und eiskalten Antithesen zusammen geflickt — als (um nur ein kleines Pröbchen zu geben) — „der Tod ist es, der den Eroberer sich seines Namens schämen läßt u. s. w., der Tod ist es, der den Stolzen und Uebermüthigen

sagt, daß sie Niederträchtige sind u. s. w., der Tod ist es, der den Reichen zur Rechenschaft fordert und ihm beweiset, daß er ein Bettler, ein nackter Bettler ist u. s. w., der Tod ist es, der vor die Augen der Schönen ein Glas hält und sie darin ihre Scheußlichkeit erblicken läßt u. s. w. — Welchen Keiner belehren konnte, den hast du, o Tod, überzeugt; was Keiner sich unterstehen durfte, das hast du gethan u. s. w. Doch, mächtiger Tod, du vermagst noch mehr! Du führest zur Auferstehung vom Tode, zum Tage des Gerichts u. s. w. Du, o Tod, sey daher Morgens und Abends der Gegenstand unserer Betrachtung. Lehre uns, daß alle menschliche Dinge übel sind u. s. w. Lehre uns, daß wir nicht zu Menschen, zu denkenden, vernünftigen Wesen, in der Absicht gemacht worden, daß wir alle unsere Gedanken und Zeit in Sinnlichkeit und Vergnügungen, Essen und Trinken und Ergetzlichkeiten (wie ich Johann Bunkel, hätt' er hinzusetzen sollen) verschwenden sollen; sondern daß wir uns auf die Stunde des Todes vorbereiten, damit wir, wenn Gott uns abruft u. s. w." — Wir haben von jeher große Dunse in unserm lieben Deutschland gehabt und sind dato noch im Ueberfluß damit versehen; aber von dem Grad der Dunsheit und Eselei, der dazu gehört, um solche muffige Brocken von der ersten besten Leichenpredigt herab zu schneiden und sie einem mit unverwandten Blicken vor dem Leichnam der geliebtesten Gattin sitzenden zärtlichen Ehemann als Betrachtungen in den Mund zu stecken — davon haben wir doch unter allen unsern Dunsen kein Beispiel. — O Bunkel! Bunkel! du lehrreichster, du originalster, du launigster, angenehmst-seltsamster aller Schriftsteller!

Für einen Menschen, dem es um Ertödtung seines alten Adams und Vorbereitung auf die Todesstunde zu thun

gewesen wäre, war nun keine Entschließung natürlicher, als in Ortons Einsiedelei zu bleiben oder allenfalls sich noch tiefer ins Gebirge hinein zu arbeiten, um den Rest seines Lebens als ein echter Eremit in Enthaltung, Gebet und Abgeschiedenheit zuzubringen. Oder hätte Bunkel sich etwa erinnert, daß ein Christ nicht zur Abgeschiedenheit, sondern zur edelsten Thätigkeit in den Verhältnissen des geselligen Lebens berufen ist; so hätte er diesen Tod seiner Gattin als einen Ruf angesehen, aus seiner Einsiedelei hervorzugehen und sich irgend einer ehrlichen und nützlichen Lebensart zu widmen. Aber so was läßt sich Bunkel gar nicht einfallen. Er verläßt zwar seinen bisherigen Aufenthalt, aber blos, „weil es ihm in dem Gemüthszustande, worin er war, unmöglich fiel, in seiner Wildniß fort zu leben." Denn seine Philosophie und Religion verläßt ihn allemal just, wo er sie nöthig hat. Er geht fort, aber doch mit der Hoffnung, daß ihn das Schicksal wohl einst wieder dahin zurück führen könnte. Denn, sagt er, „es ließ sich ja gedenken, daß herzliche Freundschaft, Fröhlichkeit und geselliges Leben noch einmal hier wieder Platz finden könnten. Die Erfahrung lehrt, welche wunderbare Dinge durch den Zufall können bewirkt werden." — Des feinen Christen, der in den Trübsalen des Lebens keinen Trost findet, als den er vom Schicksal und vom Zufall erwartet!

Wie dem auch sey, Meister Bunkel wird von diesem Gedanken auf einmal wieder lustig und „macht sich auf, nicht, sagt er, wie Don Quixote in Hoffnung, ein Königreich zu erobern oder eine schöne Prinzessin zu heirathen, sondern um zu sehen, ob ich nicht ein andres gutes Landmädchen zur Frau für mich ausfindig machen und ein wenig mehr Geld erlangen könnte. Denn, setzt er mit einer unbegreiflichen

stupiden Naivetät hinzu, diese beiden Dinge zusammen genommen waren allein vermögend mich wirklich glücklich zu machen.“ Sein Diener, O-Finn, muß also an einem schönen Morgen sein Felleisen mit kalter Küche und einigen Flaschen versehen, und Bunkel zieht aus — und langt auch noch selbigen Tages in einem sehr anmuthigen Lustwalde bei einem Skelet von weiland Karl Henley an, welches eine Rolle Pergament in der Hand hat. Und was sollte auf diesem Pergament Anderes geschrieben stehen, als wieder ein Stück Leichenpredigt? — Aber freilich ein schönes Stück und über einen Text, über den sich schon was — extemporisiren läßt. Denn es handelt von den letzten Dingen und endigt sich, wie leicht zu erachten, mit einem: Nimm dieß daher zu Herzen, weil es noch Zeit ist, Sterblicher u. s. w.

Voller Verwunderung — vermuthlich über seine eignen guten Einfälle — verläßt Bunkel diesen Ort, und in der billigen Vermuthung, daß ein Skelet nicht der einzige Bewohner eines so schönen Landgutes seyn werde, rückt er weiter vor, bis er bei dem alten silberhaarigen Herrn Basil von Basilholz anlangt, der nebst seiner Enkelin auf der oben belobten schönen und vortrefflich eingerichteten Rasenbank an einem Springbrunnen sitzt. Der Mann war beinahe 100 Jahre alt, das Mädchen aber zu gutem Glück erst 20, hatte große, schwarze, funkelnde, sehr schöne Augen, eine stattliche Leibeslänge, war im Gesicht vollkommen schön gebildet u. s. w. Man denke, ob Bunkeln der Mund wässerte. — „Ihre Schönheit, sagt er mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, entzündete mein Herz sogleich und flößte meiner Seele eine Zärtlichkeit ein, die ich noch nie vorher so stark empfunden hatte.“ — Bunkel macht sein Compliment, wird so gut aufgenommen, als er sich's nur wünschen kann, und

in ein herrliches Zimmer geführt, wo der Tisch bald mit kalten Speisen besetzt wird. Sie lassen sich nieder, Bunkel muß seine Geschichte erzählen, und der alte kindische Herr findet großes Belieben daran, daß sein Gast alle seine angeblichen Trübsale sich dadurch zugezogen, daß er sich gegen eine falsche Religion erklärt. Morgen früh um 8 Uhr beim Frühstück sollen Sie erfahren, sagt er, was ich für Sie thun will; „wir wollen jetzt das Uebrige aus unsrer Flasche zu uns nehmen und dann zu Bette.“

Morgens früh beim Frühstück erklärt der alte Großpapa, daß er entschlossen sey, Bunkels antitrinitarische Standhaftigkeit durch seine Enkelin Stazia mit den großen, schwarzen, funkelnden, sehr schönen Augen und einem großen, funkelnden, sehr schönen Vermögen zu belohnen. — Nur setzt er die unwillkommne Clausel hinzu, daß er noch warten müßte, bis das Mädchen das 22ste Jahr zurückgelegt. Bunkel, dessen große Bescheidenheit wir schon kennen, antwortet, wie man's in allen schalen Romanen zu lesen gewohnt ist: es sey ihm zwar viel Ehre; aber er besitze nicht Eitelkeit genug, zu glauben, daß er die Zuneigung der jungen Dame gewinnen könnte; und daß sie dazu gezwungen werden sollte, — den Gedanken könnte er nicht ertragen; indessen, weil er doch so großmüthig dazu eingeladen werde, wolle er sich einige Monate zu Basilholz aufhalten und „der Miß Henley die Versicherung geben, daß er ihr gehorsamer Diener sey u. s. w.“ Dictum factum! Er bleibt den Winter und den folgenden Frühling da und wird in dieser Zeit von Jungfer Stazia sehr bezaubert. Soll auch Niemand kommen und sagen, er habe seine Zeit wie ein Müßiggänger zugebracht! Denn „Vormittags saß er gemeiniglich in der Bibliothek und machte Auszüge aus seltnen Handschriften und raren Büchern; und

Nachmittags spielt er mit Miß Henley Karten." — Zu Anfang des März starb der alte Großpapa; und sobald er begraben war, meinte Bunkel, nun sey weiter nichts zu thun, als zu heirathen. Ich wollte, sagt er, schon nach dem Franziscaner Fleming schicken — (denn dieser Mönch ist der Mann, von dem unser Antitrinitarier alle seine sieben Ehen — pro forma — sanctificiren läßt). Aber Fräulein Stazia, „wie sie sah, daß sie nun ihre eigene Gebieterin war und ein großes Vermögen, bar Geld und ein Gut hatte, so — hatte dieß Alles (wer hätte sich's träumen lassen sollen?) einen Einfluß auf ihre Denkungsart und machte eine Veränderung." Kurz, die junge Dame gab unserm heißhungrigen Wittwer eine Art von Hofbescheid, woraus er deutlich abnehmen konnte, daß sie keine Lust hätte, sich und ihr Vermögen dem ersten Abenteurer, der ihr aufstieße, und wenn er zehnmal so viel für den christlichen Deismus gelitten hätte, an den Hals zu werfen. Allein sie hatte es mit einem Menschen zu thun, der sich nicht so leicht abweisen ließ. Bunkel hielt mit Zähnen und Klauen fest; und da sonst nichts verfangen wollte, richtete er seine Batterie gegen die Neigung, die sie (freilich nicht in ganzem Ernste) zu dem ehelosen Leben geäußert hatte. Er demonstrirte ihr — einem schönen, gesunden, vollblühenden, reichen Mädchen von 20 Jahren — der Gimpel! — aus Vernunft und Schrift — daß die Ehe eine gar gute Einsetzung sey, und behauptete, „sie könne ihre Abneigung gegen dieselbe vor dem weisen und gütigen Vater der Welt nicht verantworten, da sie eine Christin sey und als eine solche die Taufe für ein Denkmal des Gnadenbundes erkennen müsse." Es ist Schade, daß wir, weil diese Auszüge sonst leicht selbst zu einem Buche von vier Bänden anschwellen möchten, unsern Lesern nicht die ganze Deduction voranalysiren können,

um ihnen recht begreiflich zu machen, wie daraus, daß die Taufe ein Denkmal des Gnadenbundes ist, nothwendig folgt, daß Jungfer Stazia sich von Herrn Johann Bunkel heirathen lassen mußte. Diese Deduction nimmt nicht weniger als fünf Seiten ein und ist die angenehmst=seltsamste Art, sich um ein Frauenzimmer zu bewerben, die jemals einem Original zu Sinn gekommen, oder, deutsch heraus zu sagen, das vollkommenste Ideal von Impertinenz und Aberwitz, das jemals aus einem menschlichen Hirnkasten heraus geschüttelt worden. Nur etwas Weniges davon zur Probe! — „Betrachten Sie, vortreffliche Stazia, sagt der theure Mann, der von Locke so gut raisonniren gelernt hat, wenn der Allerhöchste mit Abraham den Bund in diesen Worten aufrichtete: Ich will dein Gott seyn und deines Samens nach dir u. s. w. Bedenken Sie, sage ich, daß diese unschätzbaren Segnungen u. s. w. nicht allein mit der größten Dankbarkeit angenommen, sondern auch bis ans Ende der Welt durch ein verordnetes Zeichen dem Nachdenken künftiger Geschlechter eingeschärfet werden. Die Beschneidung war das erste bestimmte Denkmal u. s. w., und als das Neue Testament an die Stelle des Gesetzes kam, so mußte der Bund, an welchem die Kinder Theil hatten, durch das Zeichen, welches die Taufe genannt wird, bestätigt werden, indem diese Handlung bestimmt ist, der künftigen Nachkommenschaft einen Antheil an der Liebe Gottes u. s. w. (kurz) an jedem Segen des Bundes zu verschaffen. Aber was wird aus diesem großen Vorrechte, wenn christliche Frauenzimmer u. s. w. sich zu einem einzelnen Leben entschließen und dadurch künftige Geschlechtsfolgen abhalten, an der Ehre und den Vorzügen der Kirche Jesu Christi Theil zu nehmen u. s. w.? Seyn Sie daher vorsichtig, vortreffliche Stazia. — Es ist ein großes Verbrechen,

die regelmäßige Fortpflanzung von Menschen zu verhindern. Lassen Sie daher alle Gedanken von einem jungfräulichen Leben fahren — verehelichen Sie sich, ruhmwürdige Stazia, verehelichen Sie sich und lassen Sie den Segen Abrahams über die Heiden kommen! Setzen Sie sich nicht dem evangelischen Bund entgegen, sondern gedenken an die tröstliche Verheißung: Ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen u. s. w. Dieß fordert Ihre heilige Religion von Ihnen; und wenn wir uns nun — zum Buche der Natur wenden, finden wir hier nicht deutlich vor unsern Augen aufgezeichnet, daß es in den Herzen der Menschen Bosheit seyn müsse, welche bei der Zerstörung und dem Untergang des künftigen Menschengeschlechts unbekümmert bleiben, und welchen nur so viel guter Wille mangelt, ein Geschöpf auf eine rechtmäßige und geheiligte Art in die Welt zu setzen? — Preiswürdige Stazia, was sagen Sie dazu? Weil Sie eine aufrichtige Christin sind, werden Sie sich zum Ehestande entschließen? Und darf ich auf die hohe Ehre hoffen, an dem gegenseitigen Vergnügen, welches die Erfüllung einer so wichtigen Pflicht gewähret, Theil zu nehmen?"

Wie ist euch zu Muth, liebe Leser? Und was für eine Wirkung, denkt ihr, daß eine solche Standrede, mit gehörigem Ernst von einem Manne wie Johann Bunkel vorgetragen, auf die preiswürdige Stazia habe machen müssen? Die Wirkung einer tüchtigen Dose von Ypekakuanha oder Tartarus emeticus, vermuthet ihr? Unfehlbar, wenn Miß Stazia etwas Besseres als ein Geschöpf des Herrn Bunkel selbst gewesen wäre, ein Werk seiner Hände, das er so albern machen konnte, als er's zu seinem Zweck vonnöthen hatte. — Aber so lief es freilich günstiger für den lieben Mann ab, als es sonst menschlicher Weise zu vermuthen war. Unter

dieser meiner frommen Vorstellung, sagt er, verbreitete sich ein Lächeln auf dem Gesichte der Stazia, die Verwunderung leuchtete aus allen ihren Geberden hervor, und als ich meine Rede geendigt hatte, sagte diese Schöne zu mir: „Ich danke Ihnen, Sir, für den Unterricht, den Sie mir gegeben haben. Ich bin eine Christin. In meinem Herzen ist keine Bosheit — Lassen Sie den Vater Fleming kommen, und ich will Ihnen meine Hand geben.“ — Bezauberndes Wort! ruft der Mann in seinem Drang, den Himmel zu bevölkern, aus, und eilends wird O-Finn nach dem Mönch gesandt, und der Knoten zugestrickt.

Bunkel lebt nun abermals zwei Jahre zu Ortons-Lodge „in einem Stande der Freude, daß man sich denselben auf tausend Jahre hätte wünschen mögen,“ ohne daß er uns zu eröffnen würdigt, ob und wie viel diese Ehe „von dem Segen Abrahams über die Heiden gebracht habe.“ — Ein hübsches Geschichtchen in jeder Betrachtung.

Indessen da Herr Bunkel beschlossen hat, binnen der nächsten fünf oder sechs Jahre noch mit fünf schönen Mädchen zu Bette zu gehen, so muß sich Frau Stazia nach Verfluß der zwei Jahre, so gut wie ihre Vorgängerin, über Hals über Kopf an den Blattern aus der Welt trollen. Bunkel macht dießmal nicht so viel Ceremonien als bei seiner ersten Frau. Doch versichert er uns, „er habe in drei Tagen die Augen nicht aufgeschlagen.“ — Drei ganzer Tage um eine liebe Frau zu trauern, ist freilich eine sehr denkwürdige That! Es war aber auch Alles, was Fleisch und Blut bei einem Manne wie der unsrige fähig war. Am vierten Morgen ließ er sich sein Pferd satteln und zog — wieder auf die Freite. Der Zufall bringt ihn zu einer Gesellschaft von zehn Ehepaaren, die in großer Abgeschiedenheit von der Welt, nach

einem Entwurf des ehemals berüchtigten Labadistischen Predigers Yvon, der christlichen Vollkommenheit nachjagten. Daß es bei dieser Gelegenheit wieder Declamationen über den Verfall des Christenthums bei den herrschenden Kirchen auf Seiten Meister Bunkels absetzt, kann man sich leicht vorstellen. Uebrigens, sagt er am Schluß einer kleinen Beschreibung von diesem wirklich liebenswürdigen Institut, „ein Kloster von dieser Art hat meinen Beifall; es ist ein göttliches Leben.“ Aber Theil an diesem göttlichen Leben zu nehmen, dazu spürte er keinen Beruf. Denn man mußte da arbeiten, sehr eingezogen leben, Kinder nicht nur zeugen, sondern auch erziehen, kurz, Pflichten erfüllen, die nicht immer so angenehm sind als diejenige, zu deren Erfüllung er die hochpreisliche Stazia aufgefordert hatte — und ein solches Leben war nun einmal seine Sache nicht.

Er reitet also fürder und geräth, wie gewöhnlich, in eine einsame Zaubergegend, wo sich ein reiches schönes Mädchen von achtzehn Jahren, Namens Antonia Cranmer, eine vater- und mutterlose Waise, zuweilen aufhielt; ein Mädchen, das alle Eigenschaften hatte, um die Beute des ersten besten Taugenichts, der sich ihr in einer gefälligen Maske darstellen mochte, zu werden. Auf diese erste Nachricht, die ihm eine Art von Einsiedler gibt, wird der Gedanke in ihm rege: Das wär' ein Mädel für dich! und sogleich denkt er drauf, wie er ihrer habhaft werden könnte. Die arme Stazia war zwar kaum einige Tage begraben; aber was kümmerte das Bunkeln? Eine begrabne Frau hinterließ bei ihm keine andere Erinnerung, als die ihn ungeduldig machte, ihre Stelle wieder mit einer lebenden zu besetzen. In diesem Stücke war sein **Horror vacui** ganz außerordentlich. Er präsentirte sich also vor der jungen Antonia, die „so vortrefflich gebildet

war, als — ein Frauenzimmer seyn kann," und — was mußte in mir vorgehen, ruft er aus, als ich ein solches himmlisches Mädchen zu Gesichte bekam! — Nun, Herr Bunkel, das können wir uns ungefähr einbilden, ohne daß Ihr Euch deutlicher erklärt. Gut für Euch, daß das Mädchen, „dessen Begriff von einer Mannsperson nicht weit reichte," so gierig war nach Euch zu schnappen! Denn, da er sich nach dem Frühstück empfehlen wollte, bat sie ihn beim Mittagessen zu bleiben; und nach dem Mittagessen ließ sie ihn nicht gehen, bis er auch zu Nacht bei ihr gegessen hatte — und so frühstückten, dinirten und soupirten sie etliche Wochen lang zusammen, bis der gute Mönch Fleming herbei gerufen wurde, die neue Winkelehe, so gut er konnte, zu vidimiren. Nun ging's wieder ans Genießen! — Unsre gegenseitige Liebe ging bis zur Ausschweifung, sagt der gottselige Bunkel, und das, was menschliche Glückseligkeit heißt, genossen wir in vollem Maße. Sie war gut wie ein Engel, und wir lebten zwei Jahre in einem unaussprechlichen Vergnügen beisammen.

Das Beste war indessen, daß es auch nicht länger als zwei Jahre dauerte; denn im ersten Monat des dritten Jahres starb der liebe Engel ebenfalls an den Blattern und hinterließ den armen Mann „untröstlich," — so untröstlich, daß, nachdem er seine Augen vier Tage lang (einen ganzen Tag mehr als um Frau Stazia) in Thränen gebadet, er sich aufmacht und nach dem Gesundbrunnen zu Harrowgate reiset, um sich — die vierte Frau zu holen. Das schnödeste dabei ist, daß ihm immer die Religion zum Feigenblatt für die Blöse seines böckischen alten Adams dienen muß. Denn, wenn wir seinem Geschwätze mehr als seinen Handlungen glauben wollten, so verließ er Ortons-Lodge blos,

um, wie es ihm die Religion auflegte, sein Leben zu erhalten.

Und hier ist's, wo den seltsamen Menschen endlich einmal eine Art von Scham anwandelt, da er im Begriff ist, schon auf die vierte Frau auszugehen, ohne daß er bei seinen verschiedenen Ehen das Mindeste von Kindern erwähnt habe. Die Antwort, die er seinen Lesern hierüber gibt, würde aus dem Mund eines jeden Mannes auffallen; aber im Mund eines angeblichen Weisen und Christen klingt sie gar zu schändlich. „Damit ich also hierauf ein für alle Mal eine allgemeine Antwort gebe (sagt der rohe Topinambu in einem spöttelnden Ton, als ob die Frage die armseligste Kleinigkeit beträfe), so halte ich es schon für zureichend anzuführen, daß ich eine zahlreiche Geschlechtsfolge angeben könnte, weil ich wirklich viel Kinder habe. Aber, da sie in keinem wichtigen Geschäfte verflochten sind und auch, soviel ich gehört habe, niemals etwas Merkwürdigeres verrichtet haben, als aufstehen und frühstücken, lesen und herumlaufen, essen und trinken; so würde es nach meiner Einsicht nicht schicklich seyn, sich bei der Erzählung ihrer Geschichte aufzuhalten." — So? Und was Merkwürdigeres verrichtet denn Johann Bunkel selbst, und wo sind die wichtigen Geschäfte, in denen er verflochten ist? Elender Mensch, der von den Knospen der Menschheit, die in jeder Stufe ihrer Entfaltung so interessant, in ihrer angebornen Reinheit und Unschuld so lieblich und herzrührend, in der Fülle unbewußter Kräfte, die in ihrem ganzen Wesen zwar noch schlummern, aber bei jeder Berührung aufzittern und mit der Schwäche und Ungeübtheit ihrer kleinen Organe ringen, so merkwürdig, so unendliche Mal merkwürdiger einer aufmerksamen Beobachtung sind, als alle Ungeziefer seiner Philosophen zu Ulubrä — elender Mensch!

(wiederhol' ich zum zweiten und dritten Mal) der Vater ist, und von Kindern, von seinen Kindern, in diesem kalten, untheilnehmenden, verächtlichen Ton ein für alle Mal sprechen kann! Deine Einsicht reicht freilich nicht weit, wenn du die Morgendämmerung des Menschenlebens, die Jahre der ersten Entwicklungen, der ersten Eindrücke, des reinsten Spiels der noch unverstimmten Natur und ihrer ersten so viel bedeutenden Winke für unbedeutender hältst, als die schalen Mährchen, die du uns von deinen eignen männlichen Jahren zu erzählen hast! — Doch warum uns ereifern? Warum sollte Bunkel sich nicht überall selbst gleich seyn? Und was für ein jämmerliches Gelese wäre auch die Geschichte seiner Kinder, von ihm erzählt? Lieber wollt' ich sie mir von ihrer Wärterin erzählen lassen. — Aber wer hätte denn auch die Geschichte seiner Kinder von ihm verlangt? Kann ein Vater, der die Geschichte seiner sieben Ehen schreibt, von seinen Kindern nicht mit menschlichem Gefühl reden oder nichts Interessantes von ihnen sagen, ohne gleich ihre ganze Geschichte zu schreiben?

Aber freilich hat auch der arme Wittwer jetzt gerade keine Zeit, an seine Progenitur zu denken. Er muß über Hals über Kopf nach Harrowgate, um sich seine vierte Frau zu holen. Und wo, denken wir wohl, daß er seine erste Bekanntschaft mit ihr macht? Wo anders als auf dem — Tanzboden? — Die Dame nannte sich Miß Spence und war eine Art von Composition, wie man diesseits des großen Hundssterns noch keine gesehen hat; denn sie hatte den Kopf des Aristoteles, das Herz eines ersten Christen und die Gestalt der mediceischen Venus. Herr Bunkel ist sehr bescheiden, daß er sie nicht auch noch, als eine zweite Pandora, mit dem Non plus ultra aller übrigen Vollkommenheiten der

Natur und Kunst ausgestattet hat. Denn warum sollte die vierte Frau eines Mannes wie er nicht auch noch die Leier Homers, den Meißel des Phidias und den Pinsel des Apelles in ihrer Gewalt haben? — Bei solcher Bewandtniß kann ihm denn freilich Niemand übel nehmen, „daß er nicht lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubrachte, ohne sich äußerst in sie zu verlieben — und ihr seinen Antrag zu thun.“ Miß Spence war „nicht grausam,“ aber sie wollte doch auch nicht gleich in den Hamen beißen; und die Plattheiten, die er sie darüber sagen läßt, können nur durch diejenigen übertroffen werden, die er ihr in seiner eignen steiflächerlichen und dumm ernsthaften Manier dafür zurück gibt. Indessen läßt sie ihm doch Hoffnung und bescheidet ihn bei ihrer Abreise zu sich auf ihr Gut zu Eleanor. Ihr gehorsamster Diener folgt ihr einige Tage später nach, verirrt sich aber einige Mal auf dem Wege, und jedesmal aus weisen — Autorabsichten, d. i. um verschiedener Episoden willen, welche, wie alle übrige, aus deren ungefährem Beisammenseyn das Ganze dieses wirklich in seiner Art einzigen Werkes besteht, ohne mindesten Schaden des Uebrigen auch hätten nicht da seyn können.

Die erste Verirrung bringt ihn zu einer gewissen Miß Wolf, mit der er im Jahre 1715 als Knabe in Irland, seinem Vaterlande, manchen Contretanz getanzt, auch Komödie gespielt hatte, wo Sie seine Imoinda, und er ihr Valentin gewesen war. In dem Augenblick, da sie sich erkennen, „faßt er sie in seine Arme und erstickt sie beinahe mit Küssen;“ und so glücklich ist Valentin Bunkel bei den Damen, daß Miß Wolf, weit entfernt, darüber ungehalten zu seyn, vielmehr „über diesen seltsamen Einfall von Herzen lacht.“ Nun erzählen sie einander ihre Geschichte; dann geht's zu einem

auserlesenen Mittagsmahl, wobei sich sechs sehr hübsche Damen und sechs Herren und also (wie Bunkel mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit hinzu setzt) ihrer zwölf einfanden. Nach dem Kaffee wurde erstlich in der Karte gespielt, hierauf Contretänze getanzt, und die reizende Imoinda war seine Beitänzerin. In diesem herrlichen Vergnügen brachte ich vierzehn Tage zu, ruft unser neuer Apostel aus, erinnert sich aber doch endlich an Miß Spence und beurlaubt sich von Miß Wolf, um spornstreichs nach Eleanor zu eilen; „aber mein Schicksal führte mich einen andern Weg.“ Natürlicher Weise erwartet der Leser, das Schicksal werde irgend eine erhebliche Ursache dazu haben; denn man mischt doch sonst die Götter nicht nur so für die lange Weile ins Spiel. Aber es geschieht blos, um Bunkeln in einem Wirthshause mit einem gewissen Mr. Winkup zusammen zu bringen, der sich ihm durch seine gute Laune so wohl empfiehlt, „daß Bunkel mehr trinkt, als er Willens war,“ und sich so dann leicht bewegen läßt, mit jenem nach Worcester zu gehen, um in einer lustigen Gesellschaft von zwölf Damen und zehn jungen Herren zehn Tage lang recht vergnügt zu leben. „Wir tranken, sagt er, tanzten, sangen, schwatzten, und dann war es Nacht. Tänze aber waren unsre vornehmsten Vergnügen; und meine Beitänzerin war nicht allein schön von Gesicht und Person, sondern auch in ihren Bewegungen bewundernswürdig. Diese war Miß Veyssiere von Cumberland, das theure Geschöpf!“ — Und hier ergreift der heilige Mann die Gelegenheit, uns zu berichten, daß er in seiner Jugend ein eben so starker Tänzer als toller Reiter gewesen sey. „Der berühmte Paddy Murfy, sagt er, gemeiniglich der kleine Stutzer genannt, und der in Lukas Kaffeehaus zu Dublin wohl bekannt ist, dieser Herr und Langban, ein

Müller, welche alle Nacht bei des berühmten Stretche's Puppenſpiel tanzten, ehe der Vorhang aufgezogen wurde, wurden beide wegen ihres vortrefflichen Tanzes bewundert; jedoch übertraf ich ſie weit: aber gegen Miß Veyſſiere konnte ich nicht aufkommen. Ihre Schritte waren unendlich, und ſie wußte ſolche mit einer ſolchen Behendigkeit zu machen, daß ſie ein in der Luft tanzender Engel ſchien. Wir tanzten acht Nächte zuſammen, und die ganze Geſellſchaft ſagte, daß wir recht für einander geboren wären. Sie hatte mich auch dermaßen eingenommen, daß ich mich (des Engagements mit der Ariſtoteliſchen Venuschriſtin ungeachtet) um ihre Liebe würde beworben haben, wenn Winkup mir nicht geſagt hätte, daß ihr Vater Willens wäre, ſie einem alten Manne, der ihr Großvater ſeyn könnte, um ein großes Leibgeding aufzuopfern u. ſ. w." —

Man weiß nicht, ob man über den Pinſel lachen oder unwillig werden ſoll, der mit ſolcher Spinnſtuben-Waſchhaftigkeit ſeine eigne Schande aufdeckt, noch damit prahlt und bei jeder Gelegenheit, wo ihn ſein eigner Charakter überraſcht, denjenigen, den er angenommen hat, ſo gänzlich vergißt, wie die in eine Frau verwandelte Katze in der Fabel, da ſie eine Maus erblickte. Man muß geſtehen, dergleichen Stellen, wo man nolens volens lachen muß, gibt's hier und da in dieſem Wunderbuche; aber freilich nicht über die Laune des Verfaſſers, ſondern über ſeine Dummheit, die ſo ganz über allen Begriff geht; und man lacht nie über ihn, ohne daß man ihm zugleich Maulſchellen geben möchte.

Am 1. Juni 1731 Morgens um 5 Uhr nahm er von dem ehrlichen Winkup Abſchied, um nun in ganzem Ernſt zu Miß Spence nach Eleanor zu wallen. Aber das Schickſal ſpielt ſchon wieder blinde Kuh mit dem lieben Manne.

Er verliert seinen Weg abermals und kommt — „zu einem an einem steilen einsamen Ort belegenen Bierhause, welches die Katze und Sackpfeife zum Zeichen hatte, wo er zu seiner großen Freude Landeskraft, nämlich den Irländer Tommy Clancy antrifft, der den Wirth in dieser kleinen Schenke machte. Tommy gab ihm ein gutes Abendessen — welches aus Forellen, schönem Bier und einer Schale Punsch bestand," — und des folgenden Tages machte er ihn mit der Geschichte zweier Dorfprinzessinnen bekannt, die sich bei ihrem Vormund, einem alten Rechtsgelehrten, Namens Kock, auf einem nahe gelegenen Gute aufhielten. Man kennt, besonders aus Fieldings und Smollets Werken, die eigne Manier, die den Irländern Schuld gegeben wird, eine Geschichte so zu erzählen, daß sogar der, dem sie begegnet ist, zuletzt nichts mehr davon begreift. Da nun hier ein irländischer Dorfschenke erzählt, und ein irländischer Bel-Esprit, wie Herr Johann Bunkel, zuhört; so kann man sich vorstellen, was aus der an sich selbst sehr alltäglichen Historie zweier reicher junger Mädchen und eines alten geizigen Vormunds werden mußte. Jeder vernünftige Mensch hätte darin nichts weiter gesehen, als einen alten Vormund und ein Paar junge Mädchen, wie sie ordentlicher Weise je und allezeit gewesen sind und seyn werden. Die Mädchen hätten gern hübsche Kleider, Equipage, Zeitvertreib, Lustbarkeiten, Anbeter und, je eher je lieber, einen Mann nach ihrem Herzen und — nach ihren Augen; der Vormund, ein Mann, der seine besten Jahre unter Acten und Geschäften verbracht hat, in allen diesen Dingen, wie Salomo nichts als Eitelkeit sieht und den Werth des Geldes und guter Wirthschaft kennt, — hat sich in den Kopf gesetzt, daß ein Paar leichtsinnige, unerfahrne, naseweise Dirnen nichts Besseres thun könnten, als

sich von einem grauen, kaltblütigen, altklugen Vormund regieren zu lassen. Man sieht, was aus so stark contrastirenden Charakteren folgen muß. Die Mädchen sehen den alten runzligen Vormund für einen Popanz und sich selbst für ein Paar arme Prinzessinnen an, die in einem verwünschten Schlosse gefangen gehalten werden; und der erste beste Abenteurer, der sich anbeut, sie zu befreien, ist willkommen. Aber wer würde es einem gescheidten, gesetzten Mann verzeihen, die Sache mit den Augen der jungen romanhaften Küchelchen anzusehen? — Gut! aber einem Bunkel ist Alles zu verzeihen — oder nichts. Wir wollen es uns also nicht befremden lassen, daß er auf die erste Nachricht eines so würdigen Zeugen, wie Thomas Klanzy, Wirth zur Katze und Sackpfeife in einem einsam belegenen Bierhause, alsbald den christlöblichen Entschluß faßte, diese verwünschten Damen zu erlösen, d. i., auf gut Deutsch, sie ihrem Vormunde zu entführen. Nichts kann erbärmlicher seyn, als die Trugschlüsse, womit uns der Mensch bereden will, diese nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen höchst unerlaubte und strafbare That für eine tugendhafte Handlung anzunehmen. — Wahrlich, es gibt keine Uebelthat, die sich unter gewissen Umständen nicht vermittelst der nämlichen Trugschlüsse rechtfertigen ließe. Stehlen, Ehebrechen, falsch Zeugniß geben, Kirchenraub, Giftmischerei, das Aergste mit einem Wort ist nach Bunkels Art zu raisonniren erlaubt, sobald man sich einbilden kann, daß ein guter Zweck dadurch befördert oder einem bösen Menschen sein Concept verrückt werden könne. — Um die an dem alten Kock verübte Büberei vermuthlich noch mehr zu beschönigen, macht er uns sowohl von seiner äußerlichen Gestalt als von seinem Inwendigen das ekelhafteste Zerrbild. Kurz, Bunkel —

angeblicher Nachfolger Jesu, Apostel und Reformator — entführt (es sey nun aus welchem Beweggrunde) zwei junge Mädchen ihrem rechtmäßigen Vormund und bewerkstelliget eine so gesetzwidrige, schändliche That durch ein noch schändlicheres Mittel, nämlich durch ein ganzes Gewebe vorsätzlichen Betrugs, dessen Detail er uns noch dazu mit der lotterbübischen Freude eines Menschen ohne alles Gefühl von Ehre erzählt, der mit seiner Schande prahlt und sich was Großes darauf zu Gute thut, einen nichts Böses von ihm besorgenden alten Mann durch die niederträchtigste Art von Betrügerei, durch verstellte Hochachtung und Ergebenheit, übertölpelt zu haben. —

Was diese Heldenthat erst recht und vollkommen Bunkelmäßig macht, ist, daß er die beiden noch unmündigen Erbinnen, jede mit 30 Guineen in der Tasche, sechzig englische Meilen weit vom Hause ihres Vormunds wegführt und nach einem kleinen Wirthshause in einem abgelegenen Thale bringt, ohne zu wissen, was er weiter mit ihnen anfangen will. Dafür läßt er die Waldvögel sorgen. Genug für ihn, daß „sie ihr Frühstück, Mittag- und Abendessen in Freude und Vergnügen mit einander verzehren.“ „Zu Hause, setzt er hinzu, spielten wir entweder Karten, oder wir sangen, oder ich unterhielt sie mit meiner Flöte — u. s. w.“ Kurz, „die ganze dortige Lebensart war wirklich angenehm; und da die Mädchen munter und lebhaft und in Ansehung ihrer jungen Jahre im geringsten nicht unwissend waren, so würde ich gewünscht haben, viel länger da zu bleiben.“ Aber das wollte sich freilich für die Mädchen nicht recht schicken, und er selbst mußte doch endlich sein der Miß Spence gegebenes Wort halten. „Ja, sagt er, wenn das nicht gewesen wäre, so hätte ich gleich entweder die schöne Miß Tolston oder

die noch schönere Miß Llandsoy — (oder warum nicht lieber alle beide? um den Segen Abrahams über desto mehr Heiden zu bringen —) heirathen können — Aber freilich, setzt er gleich wieder weislich hinzu, wenn eine von ihnen in der Minderjährigkeit als Frau gestorben wäre, so konnte ich nichts gewinnen und hätte vielleicht Kinder ohne Vermögen zu erziehen gehabt.“ — Er sah sich also genöthiget, den Damen am dritten Tage mit vielem Wortgepränge zu erklären: er achte sich verbunden, sie wenigstens an einen sichern Ort zu bringen. — Und wo meinen wir daß er sie nun hinbrachte? — Wohin anders als in seine Einsiedelei Orton-Lodge? — einen Ort, wo sie wenigstens sicher waren, daß die böse Welt nicht darüber afterreden konnte, weil sie nicht — wußte, wo die Landläuferinnen hingekommen waren. Man vermuthet leicht, daß Creaturen, die so bereit waren, sich von dem ersten besten breitschultrigen Landstreicher entführen zu lassen, nichts dagegen einzuwenden hatten. Im Gegentheil, sie sahen ihn als ihren Schutzengel an, sagten sie, und wären bereit, sich je eher je lieber von ihm an den süßen Ort der Ruhe führen zu lassen. Am zweiten Abend waren sie schon angelangt, nachdem sie eine Nacht ihr Lager auf dem Gebirge im Farrenkraut hatten nehmen müssen. Die beiden Mädel erstaunten, als der Schutzengel seine Vorrathshäuser aufschloß und ihnen eine Menge „guter Sachen, Zwieback, allerhand Fleisch in Töpfen, eingemachte Sachen und verschiedene Getränke hervorbrachte.“ Nun ging wieder ein Leben à la Bunkel an, und der heilige Epikur verdaute bis zu Ende des Junius mit diesen schönen jungen Geschöpfen sehr wohl und glücklich. „Bei ihren schönen Gesichtern und Personen, setzt er gleich hinzu, waren sie sinnreich, munter und einnehmend und versüßten mir jeden

Augenblick. Hätte ich mich bereits nicht mit Miß Spence eingelassen, so wäre ich gewiß bei diesen zwei jungen Damen (was auch daraus hätte werden mögen) geblieben, und in ihrer Gesellschaft würde mir Orton-Lodge ein Eden gewesen seyn. Sie waren beide reizende Frauenzimmer. Miß Landsoy war ein recht göttliches Mädchen."

Bei Allem dem mußt' er der Miß Spence Wort halten. Er setzt sich also den ersten Julius auf seinen Rozinante und reitet wieder auf Harrowgate zu, geräth aber unvermerkt in ein langes Thal, von da in eine Reihe fürchterlicher, felsiger Berge, endlich auf einen sehr schmalen Paß durch die Felsen, auf dem es so finster war, als in der schwärzesten Nacht. Bunkel schickt seinen Sancho Pansa, O-Finn, voraus, um zu erkundigen, wie lange das so fortgehe, und „was für eine Art von Land und Einwohnern" hinter den Bergen sich befinde? Da aber O-Finn nach sechs Stunden noch nichts wieder von sich hören läßt, geht er ihm nach und watschelt beinah eine halbe Meile gerade vorwärts auf einem rauhen Boden schenkeltief im Wasser.

Zuletzt endigt sich dieser unlustige Pfad, wie alle unlustige Pfade unsers Abenteurers — in einer schönen blumenreichen Gegend, ungefähr zwanzig Morgen Landes groß — kurz, der Mann (nachdem er seinen O-Finn lange vergebens gesucht, endlich wiedergefunden, dann sein Mittagsmahl aus dem Felleisen gehalten und hierauf sechs schrecklich hohe Berge hinter einander überstiegen) verirrt sich in ein gar schönes Thal, wo er ein gar artiges kleines Haus antrifft und gar wohl angelegte, mit den schönsten Zwergbäumen u. s. w. versehene Gärten, Alles an einem gar schönen See gelegen und mit gar schön hervorragenden Felsen überschattet, von denen sich in geringer Entfernung dem Hause gegenüber gar

schöne Wasserfälle in den See stürzen. — „Ich bin weiter in Norden und Süden gewesen, sagt der lügenhafte Prahler, als die meisten Menschen; ich bin mit Nationen umgegangen, die noch viele Grade hinter den eiskalten Lappländern leben; ich habe unter Barbaren mich aufgehalten, welche in der heißen Himmelsgegend versengt werden: aber in keinem Theile der Welt hab' ich etwas so Schönes und Rührendes, als dieß Ganze war, gesehen!" — Aber freilich wäre dieß Ganze weder so schön, noch so rührend gewesen, wenn Herr Bunkel, indem er durchs Stubenfenster guckte, nicht eine schöne junge Dame sitzen gesehen hätte, die ein musikalisches Buch in der Hand hatte und gar meisterlich sang. Bunkel gaffte noch immer, als noch eine junge Dame ins Zimmer trat; und auf einmal besann er sich, daß er diese hübschen Mädchen schon anderswo gesehen hätte. Zum Unglück für ihn hatten sie noch eine Mutter. Seines Bleibens in diesem Hause konnte also nicht länger als drei Tage seyn. Sodann bestieg er wieder seinen Gaul, speisete den fünften Julius bei dem Mönch Fleming in seinem Hause in Richmond-Shire, ritt von da nach einem Kartheuserkloster, an dessen einsame Bewohner ihn der Mönch Fleming empfohlen hatte, und wurde von den gastfreien Söhnen des heiligen Bruno mit guten Fischen, gutem Brod, Wein (ob gut oder schlecht, hat er uns zu sagen vergessen), vortrefflichen Früchten und schönen Gartengewächsen bewirthet.

Den 8. Julius reiste er weiter und gelangte endlich, wo Cumberland und Northumberland an einander grenzen, in der Gegend von Wardrov, gegen Nordwest von Thielwall-Castle, zu einer wunderbaren Schwefelquelle und von da zu der Hütte einer beinah eben so wunderbaren Art von Einsiedler, des einzigen Bewohners dieser höchst wilden Gegenden.

Er hieß Claudius Hobart, „ein Gelehrter und Edelmann, der in der Welt unglücklich gewesen war und sich nach diesen elysäischen Feldern begeben hatte, um seine übrige Lebenszeit der Religion zu widmen.“ Dieser Mann bewirthete unser theures Rüstzeug mit einer vortrefflich eingesalzenen Forelle, Zwieback, schönen Früchten und herrlichem Honig. Auch hatte er die Gabe, aus einem halben Nösel Rum und etwas Cremor Tartari einen guten Punsch zu machen, und redete dabei als ein Mann, der Verstand, Erziehung und aufgeräumtes Wesen hat. Als die Punschschale geleert war, wischte Bunkel sein Maul und zog seine Straße; der Einsiedler aber schenkte ihm noch eine Handschrift auf den Weg, die Regeln der Vernunft und einige Gedanken über die Offenbarung betitelt — wovon uns Bunkel sofort das Wichtigste in einem Auszug mittheilt. Lese, wer mag und kann, das platte wortreiche Locus-Communis-Gewäsche und Schulexercitium über allgemeine Wahrheiten, an denen kein Mensch zweifelt, und den ekelhaften Pot-Pourri der schon zehnmal aufgewärmten socinianischen Meinungen über Christenthum, Geheimnisse, Dreieinheit, Erlösungswerk u. s. w. Man schläft freilich bald genug darüber ein; aber wenigstens ist es keines von den angenehmsten Schlafmitteln.

Bunkel kommt, wir wissen nicht warum, von Knaresborough nach Harrowgate zurück und findet da einen alten Brief von Miß Spence an ihn, worin sie ihn ersucht, sie nach London zu begleiten und zu dem Ende seinen Weg über Westmoreland zu der Chester Landstraße zu nehmen. Dieser Brief setzt ihn in Verwunderung. „Ja, theure Seele, sagte er, ich werde über Westmoreland meinen Weg nach London nehmen!“ Er steigt also Morgens um vier Uhr zu Pferde und trifft Abends um sechs Uhr zu Cleanor ein —

„nachdem ich, sagte er, des Tags fünf und siebzig Meilen zurück gelegt, nämlich:

von Harrowgate nach Knaresborough . .	8	Meilen
von da nach Katarik	22	„
von Katarik nach Gretabridge	15	„
von Gretabridge nach Bows	6	„
von Bows nach Brugh in Westmoreland .	12	„
von da nach Kirby-Steven bei Whartonhall	6	„
von Kirby-Steven nach Eleanor	6	„
und also zusammen gerechnet	75	Meil."

Hat man je gehört, daß ein Biograph seines eignen Lebens die Welt umsonst, um nichts, sogar mit Auszügen aus seinem Postbuche regalirt hat? Aber vermuthlich meinte der Langohr durch dergleichen kleine Details uns seinen albernen Roman desto leichter für wirkliche Geschichte aufzuheften. Er findet nun endlich die so lange im Nebel gesuchte Miß Maria Spence; und wir — übergehen alle Erläuterungen, die er dieser Dame über seine Person ertheilt und alle die Flaschen Wein, die er mit ihrem Vetter ausleert — einem alten Geistlichen, den er sehr lieb gewinnt, „weil er ein eifriger Anhänger des Durchlauchtigen Hauses Hannover zu seyn schien," — und alle die Herrlichkeiten, die er uns von besagter seiner geliebten Maria meldet, — als „von ihrer Stärke im Lesen, Reiten, Fischen, in der Geschichte und Mathematik, besonders in der Rechnung der Fluxionen u. s. w.," vor Allem aber von ihrer Stärke im christlichen Deismus, als dem großen Eins ist Noth unsers neuen Evangelisten — wir übergehen Alles dieses, um unsern Lesern die interessante Nachricht zu geben: daß Herr Bunkel „mit diesem vortrefflichen jungen Frauenzimmer und ihren zwei Bedienten, nämlich ihrem Lakai und ihrer

Kammerjungfer, den 31sten Julius von Eleanor abreiste, den 10ten August sehr wohl mit ihnen zu London ankam und den letzten Tag dieses Monats die Ehre und das Glück hatte, mit dieser Dame verehelichet zu werden."

Und nun, liebe Leser, schaut auf und bewundert, wie fein der Mann uns auf die nächste Begebenheit, die er uns erzählen wird, vorzubereiten weiß! — „Der Mensch handelt weise, sagt er, der sich sowohl auf seinen als seiner Freunde Tod vorbereitet. Schon am Morgen, als ich mich mit der schönen und sinnreichen Miß Spence ehelich verband, stellte ich mir den Verlust als möglich vor und entschloß mich, wenn er über mich verhängt würde, durch diese Widerwärtigkeit eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit in mir wirken zu lassen." — Nun sehe man einmal, wie klüglich der Mann daran gethan hatte! — Denn sie starb noch, ehe ein halbes Jahr verfloß — an einem bösartigen Fieber, dessen Geschichte nebst der Art, wie solches von vier berühmten Aerzten behandelt worden, er uns umständlich mittheilt, auch am Ende weitläufig und kunstmäßig darthut: daß, wenn die Herren bei der kranken Frau in Zeiten zur Aderlaß geschritten und ihr anstatt der verderblichen Alexipharmacorum die Conserua luiulae in emulsione ex semine fr. cum Amygd. in aqua hordei gegeben hätten, sie ohne Zweifel mit Gottes Hülfe glücklich curirt worden wäre. Warum er aber diesen guten Einfall nicht eher gehabt, als bis sie todt war, davon sagt er uns kein Wörtchen. Genug, sie war nun todt, und Bunkel ließ, wie er sagt, Natur, Gnade und Zeit das Ihrige thun, die Wunde zu heilen. „Sollte ich, setzt der lästerliche Mensch hinzu, den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat? Ja, ich will!" — Und so geht er denn, nachdem er seine todte Frau auf ihrem Gute zur Erde

bestattet, „wieder in die Welt, sich aufzumuntern und noch einmal sein Glück zu versuchen.“

Dießmal geht der Weg nach London. Unterwegs macht er zu Nottingham im Wirthshause mit einem gewissen dünnen Menschen, Namens Mr. Ribbel, Bekanntschaft, der ihm eine gar hübsche Vorlesung über die Diät schwindsüchtiger Leute und über Chymie, Alchymie, Spießglas, Wismuth, Zink, Arsenicum und Gold hält, auch seine Erzählung „mit einer — moralischen Anwendung (im Geschmack der Bänkelsängermoral: Ihr lieben Christen insgemein, wenn wollt ihr euch verbessern?) beschließt.“ — Bald darauf geräth unser Wanderer wieder in eine sehr stattliche Gegend, wo er auf einen Herrn von vierzig Jahren, Namens Monkton, stößt, der ihm ein Nachtquartier auf seinem Landgut anbeut. Bunkel ist kein Mann, der eine solche Gelegenheit zum Essen und Trinken von der Hand weiset. Herr Monkton führt ihn also in sein Haus und gibt ihm eine schöne Mahlzeit. „Nach dem Essen tranken wir noch ein Paar Flaschen, sagt Bunkel, redeten von tausend Sachen (das mag ein schönes Salmigondy gewesen seyn!) und begaben uns darauf zur Ruhe.“ Die beiden Herren nahmen einander so gut an, daß Bunkel sechs Tage da blieb und Herrn Monkton etliche Duzend Flaschen leeren half. Dieser Herr Monkton war wirklich ein merkwürdiger Mann — wie unsre Leser aus seiner kurzen Ehestandsgeschichte, die uns Meister Bunkel mittheilt, zu ersehen belieben werden. — Herr Avery Monkton, ein langer und sehr schmaler Mann, bewirbt sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahr um ein schönes Frauenzimmerchen, in die er sich verliebt hat. Er hat große Mühe, sie endlich vermittelst eines starken Wittwengedinges dahin zu bringen, sich in das heilige Sacrament der Ehe mit ihm

zu begeben; „denn sie hatte sich steif in den Kopf gesetzt, daß die christliche Vollkommenheit in einem jungfräulichen Leben bestehe.“ Indessen ging es drei ganzer Monate recht gut; die Leutchen liebten einander, die junge Frau „gab ihm ihre Liebe auf eine entzückende Weise — zu erkennen,“ und Monkton hätte geglaubt, hundert Jahre, so zugebracht, könnten nur Minuten seyn — als es sich begab, daß er in Geschäften eines Morgens früh nach der Stadt reisen mußte. — Leider! sehen unsre Leser voraus, was weiter kommen, und wie das Ding enden wird. Weil Herr Monkton einige Papiere vergessen hatte, mußt' er wieder umkehren und machte sich sogleich einen großen Spaß aus dem Gedanken, seine geliebte Hälfte, die er in süßem Schlafe anzutreffen hoffte, auf eine angenehme Weise zu überfallen. „Ich kam durch die Thür des Waschhauses hinein, fährt der liebe Mann fort, ging leise nach meiner Stube, faßte das Schloß sanft an und wollte, wenn meine Zauberin schlummerte, diesem Abgott meines Herzens einen Kuß geben. Aber da ich die Thür öffnete, sah ich“ — Nun? Leser und Leserinnen! Was meinen Sie daß der Mann sah? Sie errathen die Sache; aber ich setze Alles daran, was ich werth bin, Sie errathen die neue und höchst delicate Wendung nicht, die ein Mann wie Bunkel zu nehmen weiß, um uns eine so ärgerliche Sache auf eine sittsame und feine Art zu verstehen zu geben — „sah ich — einen Mann an der Seite des Bettes und — meine zärtliche getreue Frau — die ihm — die Beinkleider aufknöpfte.“ — Das war nun freilich eine Vision, die sogar einen Bunkel mit allen den moralischen und biblischen Sprüchen, womit er sich in der Noth so gut zu helfen weiß, hätte stutzen machen können. „Ich gerieth in die äußerste Bestürzung — aber nicht in Wuth, sagt Herr

Cornifiz; ich sagte blos: Ist das Louise, die ich sehe? und schmiß die Thür zu. Ich ging sogleich die Treppe hinunter und den selbigen Weg wieder hinaus, den ich herein gekommen war — und von der Zeit an hab' ich meine Frau niemals wieder gesehen."

Ein Mann, der (wie von unserm Bunkel gerühmt worden ist) „mit gutem Gewissen und mit völligem Bewußtseyn, unbescholten und nützlich gewesen zu seyn," in sein Leben zurück sehen kann, muß doch wohl werth seyn, daß wir diesen Auszug aus seinen Confessions — die (unsrer Absicht nach) das Durchlesen der vier dicken Bände seiner Biographie für Alle, die nicht so viel Zeit auf ihn wenden können, überflüssig machen soll — noch mit einigen Blättern vermehren, da wir in der That noch denkwürdige Dinge von ihm zu melden haben.

Bunkel ist nun auf dem Wege, sich die fünfte Frau zu holen, und sein moralischer Charakter zeigt sich bei jeder neuen Freierei und in jeder neuen Wittwerschaft in höherm Lichte. Der geneigte Leser erinnert sich noch der schönen Miß Turner, zu welcher unser Held (im 2. Theil S. 78) so abenteuerlich durch einen hohlen Berg herabgetaumelt kam. Diese — ist das Erste, was ihm, sechs Stunden nach seiner Abreise von Herrn Monkton, in einem abgelegenen Wirthshause, wo er zu seiner Erquickung einkehrt, mit ihrer Kammerjungfer und zwei Bedienten in den Wurf kommt. Bunkel erkennt sie nicht gleich wieder, weil sie indessen viel fetter und, „wenn's möglich ist, sagt er, etwas hübscher" geworden war. Aber sein Bedienter O-Finn hatte eine feinere Nase.

Genug, es war Miß Turner, die durch den Tod ihres Bruders ihr eigner Herr geworden und im Begriff war, nach London zu gehen und sich dort in der großen Welt aufzuhalten. Bunkel, der für die kleine Welt war, trägt sich ihr statt dessen ohne Umschweif zum Manne an und meint, sie würden „in irgend einem stillen, angenehmen Aufenthalte so vergnügt mit einander leben, als zwei junge Sterbliche es hier auf Erden seyn könnten." Was sagen Sie hierzu, Miß Turner? fragt er sie — und zu einer Probe, wie es in Miß Cäsia Turners Kopf aussah, hören wir einmal ihre Antwort: „Sie sollen, Sir, in wenigen Tagen meine Gesinnung hierüber erfahren. Aber, da ich einmal auf dem Wege nach London begriffen und schon so weit gekommen bin, so halt' ich es wohl für das Rathsamste, bei meinem Vorsatze zu bleiben. Die Stadt kann mir einen neuen Geschmack für die Einsamkeit einflößen; es kann aber auch das Stadtleben mir alle Lust und Liebe zum Lande benehmen. Doch, da ich die Sache noch einmal überlege, entschließe ich mich kurz und gut, nicht nach dieser Hauptstadt zu reisen. Ich will nach Skelsmore-Thal zurückkehren. So bin ich jetzt gesinnt; wie ich aber morgen denken werde, das kann ich nicht sagen. Unterdessen haben Sie die Gewogenheit, Karten zu fordern, und lassen Sie uns diesen Abend bei dem Spiele zubringen." — Ei, du holdes, wackeliges Schwindelköpfchen! — „Aber, ehe wir noch einige Stunden gespielt hatten (sagt B.), sah ich schon, daß die theure Seele ganz die Meinige war. Sie saß vor mir als die erröthende Schöne auf dem Gemälde in der Gallerie der Venus" (wo mag das wohl seyn ?), „gedankenvoll, warm von Verlangen und von zärtlichen Empfindungen eingenommen. Ich wünschte mir nur, meinen Freund, den Pater Fleming, bei der Hand zu haben, um den eingepflanzten

Antrieb rechtmäßig zu machen u. s. w." — O-Finn mußte sich also über Hals über Kopf fortmachen, den alten Mönch zu holen. Der allezeit bereitwillige Mönch kam, verrichtete sein Amt, an welches unser religiöser Freidenker in diesem Stück einen unbegreiflichen Glauben hat; und so setzten sie sich, noch des Abends, da er anlangte, als Mann und Frau zum Abendessen nieder. Und was denken wir daß der Mann Gottes den Leuten, die es ein wenig unartig finden, daß er, dessen vierte Frau noch nicht vier Monate im Grabe liegt, schon wieder mit einer andern schönen fetten Jungfer zu Bette geht — was denken wir daß er ihnen antwortet? Er schilt sie kurzweg mürrische Kerle, Träumer und Dummköpfe. Ich antworte ihnen kurz (sagt er), eine todte Frauensperson ist keine Ehefrau, und der Ehestand ist immer rühmlich. Es ist eine göttliche Einsetzung; es ist besser freien als Brunst leiden oder — u. s. w. Nach diesen Vordersätzen hätte nun freilich Bunkel so viele Weiber nach einander wegheirathen können, als jemals ein morgenländischer Schach auf einmal gehabt hat; und man muß es ihm noch zu großer Bescheidenheit anrechnen, daß er sich an Sieben genügen ließ.

Es gefiel dem neuen Ehepaar so wohl in dem einsamen Wirthshause, daß sie sechs Wochen dort verblieben; und es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken (sagt der große Sponsirer der Frauen), welch eine dauerhafte Glückseligkeit wir zu besitzen schienen. Endlich fiel es der jungen Frau ein, auf etliche Wochen nach London zu gehen. Unterwegs aber, da sie an der Seite eines steilen Hügels fuhren, wurden die Pferde scheu. — O des glücklichen, dreimal glücklichen Mittels, das sich dem lieben Mann so unverhofft darbietet, wieder eine Frau los zu werden! Man sieht es aus der Eilfertigkeit, womit er von der Sache spricht, wie pressirt er ist, sich

wieder an eine andere machen zu können. — „Die Pferde wurden scheu, liefen herunter, und meine Geliebte kam ums Leben.“ Doch lebte sie (nachdem sie ums Leben gekommen war) beinahe noch eine Stunde, indem sie mehr als einmal folgende Zeilen aus den Antiquitäten des Boissard wiederholte:

Nil possunt lacrimae, nec possunt fata moneri,
Nec pro me queror; hoc morte est mihi tristius ipsa,
Moeror Atimeti conjugis ille mihi.

Dieses Leiden hätte sich die gute Frau ersparen können. Denn, so groß auch die Traurigkeit ihres Atimetus seinem Vorgeben nach war; so behielt er doch kaltes Blut genug, um sich der erhabnen Wahrheit zu erinnern, „daß es ganz fruchtlos für ihn wäre, beständig wehzuklagen.“ Das war auch seine Sache ganz und gar nicht. Er bestattete ihren Leichnam hurtig auf dem nächsten Kirchhof zur Erde und ritt dann, so geschwind er konnte, nach London, um sich durch Zerstreuungen auf andre Gedanken zu bringen. In London macht er sich mit dem berüchtigten Buchhändler Curl bekannt, nimmt ein Zimmer in dessen Hause und regalirt uns bei dieser Gelegenheit mit der Geschichte einer bekehrten Sünderin; einer Locus-Communis-Geschichte, die durch seine eingestreuten Betrachtungen blos ein wenig platter wird, als sie an sich selbst ist. Sodann kommt er wieder auf sich selbst zurück, um uns zu erzählen, wie er mit zween irländischen Gentlemen, Jemmy King, und dem berühmten Sachwalter, der die schöne Nelly Hayden verführte, in Bekanntschaft gerathen, mit ihnen in ein Spielhaus gegangen und da all sein Hab und Gut bei einer Würfelbank zurückgelassen. „Ich wußte zwar, sagt der unbegreifliche Pinsel, daß diese Männer die ruchlosesten Leute von der Welt waren, daß sie keine Religionsbegriffe hatten, daß sie sich den Lüsten ergaben,

jeden gesunden Gedanken und jede Besorgniß durch niedrige, lasterhafte und unmännliche Vergnügungen wegjagten;" — allein, wiewohl er das Alles wußte, macht' er doch ohne mindeste Noth oder vernünftige Absicht Cameradschaft mit ihnen, weil er als ein großer Logicus glaubte, „daß sie doch, nach dem gewöhnlichen Begriffe, noch Ehre im Leibe hätten." — Was für ein Begriff mag das wohl seyn, vermöge dessen solche Leute noch Ehre im Leibe haben können? Oder, wenn dieß der gewöhnliche Begriff von der Ehre ist, was für ein Unsinniger muß der seyn, der in eine solche Ehre nur einen Gran mehr Vertrauen setzt, als in die Großmuth eines Wucherers oder in die Keuschheit einer öffentlichen Metze? Doch genug! Bunkel war dieser Unsinnige; denn, wiewohl er wußte, daß sie gewissenlose Bösewichter waren, so wußte er doch nicht, daß sie all das Ihrige in Irland verspielt hatten und nun in England vom Spiel leben wollten. Er ließ sich also bereden, mit ihnen in eine Spielgesellschaft zu gehen, wo ihrem Vorgeben nach von den ehrlichsten Männern Bank gehalten und ganz redlich gespielt würde. Sie stellten ihm vor, daß er nur etliche Guineen zu wagen brauchte und vielleicht Hunderte gewinnen könnte. Nun wissen wir, daß Johann Bunkel außer einem hübschen Mädchen nichts lieber hat, als klingende Münze. Wie hätte er also einer so lockenden Stimme widerstehen können? Bei seinem Eintritt ins Gemach sah er über zwanzig wohlgekleidete Herren um einen Tisch sitzen, auf welchem ein großer Haufen Gold lag. So wohlgekleidete Herren mußten ja nothwendig, aufs wenigste nach dem gemeinen Begriff, Ehre im Leibe haben! Bunkel setzte sich also hin, würfelte und gewann in zwei bis drei Stunden einige hundert Pfund. Nun war's Zeit, aufzuhören; aber der weise Mann, der gern den ganzen großen Haufen

Gold gehabt hätte, spielte fort, und eh es Morgen war, verlor er nicht allein, was er gewonnen hatte, sondern bis auf etliche Pfund auch Alles, was er in der Welt hatte, alle Tausende, die er von seinen verschiedenen Frauen hatte, deren Güter er verkauft, und das Geld bei einem Banquier niedergelegt hatte." Die beiden Irländer verschwanden, die wohlgekleideten Herren gingen, einer nach dem andern, weg, „und mich, sagt der liebe Mann, überließen sie dem bittern Gedanken, wer ich vor einigen Stunden gewesen, und in welcher Lage ich mich jetzt befände."

Nun, es ist freilich nicht zur Nachfolge geschrieben, daß ein Wiederhersteller der Reinheit der Lehre und des Lebens der ersten Christengemeine so leichtsinniger Weise alles mit fünf reichen Weibern zusammengeheirathete große Vermögen, und, was wohl zu merken ist (wiewohl Bunkel selbst sich darüber nicht den mindesten Scrupel macht), ein Vermögen, das nicht sein war, sondern seinen vielen Kindern zugehörte, an unbekannte Spitzbuben in einem Winkelspielhause verliert. Gleichwohl — man hat Beispiele, daß die größten Heiligen in einer unseligen Stunde dem Versucher Gehör gegeben haben und noch tiefer gefallen sind, als Bunkel. — Aber vielleicht wird sein Betragen nach der That desto lehrreicher, seine Reue desto rührender, sein folgendes Leben desto exemplarischer seyn? Erwarten sollte man's wenigstens — von jedem Andern — nur nicht von Johann Bunkel. — Laßt hören, wie sich der dazu anschickt! Ich war ganz außer mir, sagt er, und wir wollen's ihm gerne glauben. Aber nun die Reflexionen, die er macht! „Was hatte ich beim Spiel zu thun? Mir fehlte ja nichts! und nun haben Spitzbuben durch ein Würfelspiel, welches auch den Teufel betrügen könnte, mir alles Meinige genommen! Hier hab' ich mich

niedergesetzt, um mich durch Spitzbuben und falsche Würfel zu Grunde richten zu lassen? Bei dieser Ueberlegung erstarrten meine Sinne eine Zeit lang; und darauf sprang ich auf, war wild und rasend.“ Und das ist die ganze Geschichte seiner Buße und Bekehrung. Sehr lehrreich! Sehr christlich!

Wie die Raserei vorüber war, wurde der theure Mann tiefsinnig. Sein Freund Curl merkte bald, wo ihn der Schuh drückte; Bunkel entdeckte ihm Alles, und Curl that ihm bei einem Glase Wein im Kaffeehause den Vorschlag, die einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen alten Geizhalses, Namens Dunk, zu entführen, der nur zwanzig englische Meilen von London in einem Walde lebte, und mit welchem Curl so bekannt war, daß er sich im Stande sah, zur Entführung einen möglichen Vorschub zu thun. Dieser Vorschlag war eines Curl, eines Buben, der seine Ehre und seine Ohren längst am Pillory gelassen hatte, nicht unwürdig. Aber was mußte derjenige seyn, der einen so schändlichen Vorschlag eines so schändlichen Kerls mit den Grundsätzen und Gesinnungen des rechtschaffnen Mannes und des Christen reimen konnte? Bunkel muß es seyn! weiter nichts! Dem steigt bei so einem Antrag auch nicht die kleinste Anwandlung von Bedenklichkeit zu Kopfe. Denn, „wenn Jungfer Dunks Vater stirbt, so hat sie jährlich tausend Pfund Einkommen, wenn er auch sein eignes Vermögen Andern vermachen sollte“ — und Bunkel, der Alles verspielt hat, braucht Geld. Er reiset also mit Allem, was er zur Ausführung seiner vorhabenden Schandthat nöthig hat, nach des alten Dunk Landhaus; übergibt der Miß sein Creditiv von dem edeln Curl; thut ihr seinen Antrag; spricht von seiner schönen Einsiedlerei Ortons-Logde; verspricht ihr dort zu einem ruhigen Leben zu verhelfen, und unterstützt Alles dieß (wie ihm denn das

Christenthum bei jeder Gelegenheit entweder zum Deckmantel oder Werkzeug seiner Lüste und Bubenstücke dienen muß) durch die Vorstellung, „daß ein Christ sich nicht dieser Welt gleich stellen, sondern sich vielmehr als ein Wesen, das zu einer andern Welt gehöre, ansehen und nach geistigen Grundsätzen bilden müsse; woraus (setzt er hinzu) richtig folge, daß eine anmuthige Landgegend für ein glückliches Ehepaar angenehm genug sey." Miß Agnesia Dunk, als eine Person, „die eine feine Denkungsart hatte, jedoch bei der schönsten Beurtheilungskraft blöde und mißtrauisch auf ihre Einsicht war," bat sich — eine ganze halbe Stunde Bedenkzeit aus, um dem Herrn Curl die Antwort schriftlich zu geben, die sie dem Herrn Bunkel nicht mündlich geben wollte. Bunkel kommt mit dem Briefe zurück, worin die junge Dirne sich erklärt: „daß ihr der Mann zu einem Führer durch die Wildniß schon recht wäre, wenn sie sich nur darauf verlassen könnte, daß sein Herz so gesund sey als sein Verstand?" — Diese Bedenklichkeit war nun leicht zu heben; denn Curl braucht ja nur seine unbescholtne Ehre zum Pfand für Bunkels gutes Herz einzusetzen — Seine Ohren hätt' er freilich nicht verpfänden können, denn die waren zu London am Pranger angenagelt — Bunkel geht sogleich wieder mit Curls Pfandbriefe ab; übergibt dem Alten, der das Bette hüten muß, Parlamentsacten; trifft die schöne Agnesia in einer Rosenlaube in der artigsten Nachtkleidung, die so nett und sauber als möglich war, und wird noch selbigen Tages gut mit ihr bekannt. Kurz, nachdem er sie vier Wochen lang unter mancherlei Vorwand von Geschäften, die der sinnreiche Curl erdachte, besucht hatte, willigte Agnesia in die Entführung: und so gingen sie um Mitternacht mit einander davon.

Das ist die zweite Entführung, die Herr Johann Bunkel auf seiner armen Seele hat, und er scheint also beim ersten Anblick blos sich selbst copirt zu haben. Aber man muß ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daß er in der zweiten sich selbst übertroffen hat. Als er die beiden Mündel des alten Kocks entführte, handelte er blos als Narr und ohne eigennützige Rücksicht; aber hier bestiehlt er einen Vater um sein einziges Kind, um ihr Geld in seine Gewalt zu bekommen. Dort war er blos Don Quixote; hier ist er Schurke — Es ist also klar, daß er hier mehr Bunkel ist, als dort. Zum Beweis, wie vollkommner er's ist, hat er sogar noch die Unverschämtheit, zu behaupten, Miß Agnesia habe Recht daran gethan, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit ihm davon zu laufen. Das Raisonnement, womit er uns dieß weiß machen will, ist eines von den Meisterstücken der Bunkel'schen Logik. „Leidender Gehorsam (sagt er) ist in einer Privatfamilie eben so viel Unverstand, als in der Regierung eines Fürsten. Der Vater muß, wie der König, ein ernährender Vater, ein vernünftiges, leutseliges Oberhaupt seyn, und, solang er dieß ist, gebührt ihm aller Dienst und Gehorsam. Aber, wenn der Vater, wie der Fürst, Tyrann wird, seiner Tochter alle natürliche Rechte und Freiheit nimmt, ihr kein vergnügtes Leben gestattet, sondern sie in Banden und Elend hält: dann gibt die Selbsterhaltung und ihr gerechter Anspruch auf die Ergetzungen ihres Lebens u. s. w. ihr ein Recht, ihren Zustand zu verbessern. Wenn sie bei einem ehrlichen Manne Brod, heitre Tage, Freiheit und Friede haben kann; so handelt sie gerecht gegen sich selbst, wenn sie mit einem solchen Erretter davon geht. Vernunft und Offenbarung rechtfertigen sie." Meister Bunkel macht, wie wir sehen, kurzen Prozeß mit den Vätern

und den Königen. Gibt der Fürst nicht allen seinen Unterthanen zu essen, ist er nicht ein nach ihrem Urtheil vernünftiges und leutseliges Oberhaupt — gestattet der Vater seinen Töchterchen nicht alle ihre natürliche Freiheit und ein nach ihrem Sinn vergnügtes Leben: so ist der Fürst und der Vater ein Tyrann, und Unterthan und Kind sind aller Pflicht gegen sie entbunden. Herrliches Haus- und Staatsrecht! — Und sieht der stumpfsinnige Mensch denn nicht, daß die Redensarten „vernünftig und leutselig seyn" und natürliche Freiheit und vergnügtes Leben, blose schale Wörter sind, wobei Unterthanen und Kinder denken können was sie wollen? Sieht er nicht, daß ihre Launen und Leidenschaften ewig die Ausleger ihrer Rechte und Freiheiten und die Richter zwischen ihnen und ihrem Fürsten oder Vater seyn würden; und daß es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweises gegeben, daß der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sey. Alles beruht auf der blosen Aussage eines ehrlosen Kerls, der gleichwohl nichts weiter sagt, als: „Dunk schränke seine Tochter sehr ein und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um." Wer sieht nicht, daß dieß in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet seyn, nichts gesagt ist? Man muß uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt, und was für Ursachen er dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder wir wissen nichts Bestimmtes von der Sache und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für bare Verläumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.

Doch, es ist Zeit, aufzuhören! Nach dieser letzten Probe

der merkwürdigen Meinungen und des erbaulichen Lebens unsers Helden könnten wir nichts so Schlechtes und Ungereimtes mehr von ihm berichten, dessen man sich nicht schon zu ihm versehen hätte; und, in der That, das Einzige, was ihm noch übrig blieb, um einem so wohlgeführten Leben die Krone aufzusetzen, war, die Geschichte desselben zu schreiben.

Es ist ein starkes Stück! Und doch begreift sich, daß ein Mann wie Herr Johann Bunkel dessen fähig war. Aber, wie ein solches Buch unter Britten und Deutschen Liebhaber finden konnte, in deren Augen es die Blüthe und Quintessenz eines Geistes war, der mit Shakespeare, Richardson und Sterne in gleicher Reihe geht: dieß wird wohl, solang es Buchmacher und Leser geben wird, eines der unauflöslichsten Räthsel bleiben.

[illegible]

ihnen und ihrem Fürsten oder Vater, [illegible] es Unsinn ist, Unterthanen und Kinder zu Richtern in ihrer eigenen Sache zu machen? Zudem so hat uns Bunkel auch nicht einmal den Schatten eines Beweises gegeben, daß der alte Dunk mit seiner Tochter als ein Tyrann verfahren sey. [illegible] auf der bloßen Aussage eines ehrlosen Kerls, der [illegible] nichts weiter sagt, als: „Dunk schränke seine Tochter sehr ein und gehe in allen Stücken grausam mit ihr um." Wer sieht nicht, daß dieß in einer Geschichte, sie mag nun wirklich geschehen oder erdichtet seyn, nichts gesagt ist? Man muß uns sagen, worin der Vater die Tochter einschränkt, und was für Ursachen er dazu hat, und in welchen Stücken er grausam mit ihr umgeht, oder wir wissen nichts Bestimmtes von der Sache und sind berechtigt, alles Böse, was ihm in etlichen allgemeinen Ausdrücken nachgesagt wird, für bare Verläumdung zu halten. Denn quilibet praesumitur bonus etc.

Doch, es ist Zeit, aufzuhören! Nach dieser letzten Probe

Versuch

über das

Deutsche Singspiel

und

einige dahin einschlagende Gegenstände.

Geschrieben im Jahre 1775.

I.

Herr Burney, dessen musikalische Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland einige Zeit so viel Aufsehens gemacht, wundert sich mit Recht, daß er in allen deutschen Landen, die er durchwandert, nirgends ein deutsches lyrisches Theater angetroffen. Er erkennt, daß die Ursache davon nicht in einem unsrer Nation anklebenden Mangel an Fähigkeit oder Neigung zu den Musenkünsten zu suchen sey. In der That lieben wir Deutsche die Musik so gut als alle andere Völker in der Welt; sie macht schon längst einen Theil der öffentlichen und Privaterziehung bei uns aus; es ist schwerlich eine deutsche Provinz, die nicht seit mehr als hundert Jahren Virtuosen auf allen Arten der Instrumente hervorgebracht hätte; und die berühmten Namen Kayser, Telemann, Händel, Hasse, Graun, Bach, Gluck, Naumann, Haydn, Mozart und andere, machen eine Reihe von Componisten unsers Jahrhunderts aus, die wir (um das Wenigste zu sagen) den größten gleichzeitigen, auf welche Italien stolz ist, zuversichtlich entgegen stellen können. Wahr ist's, der vornehmste und wesentlichste Theil der Musik, der Gesang, ist bisher am meisten unter uns vernachlässiget worden; aber man kann sich allenthalben durch die Erfahrung leicht überzeugen, daß auch hieran die Natur keine Schuld hat, und daß es nur auf die gehörige Ermunterung und auf gewisse Veranstaltungen ankäme um in wenigen Jahren Sänger und

Sängerinnen von der besten Art vielleicht in so großer Menge zu haben, als das musikalische Italien selbst. Wohleingerichtete Singschulen unter der Aufsicht geschickter Meister würden Wunder thun; und wie leicht würde es den Fürsten und den Obrigkeiten der vornehmsten Reichsstädte seyn, wenn sie nur wollten, durch Abstellung alter Mißbräuche, durch neue, bessere Einrichtungen, durch einige Aufmunterung patriotischer und vom Genius ihrer Kunst ohnehin schon erwärmter Tonkünstler, mit sehr geringem Aufwand auch in diesem Fache die Reste der uralten Barbarei aus Germanien zu vertreiben und den guten Gesang — dieses sichre Kennzeichen eines gefühlvollen und gesitteten Volkes — unter uns allgemein zu machen!

Viele, sonderlich unter dem edel gebornen Theile der Nation, die sich's sonst (ihren Stammbaum und ihre angeborne Anwartschaft an Würden, Präbenden und Fürstenhüte ausgenommen) zur Ehre rechnen, in Grundsätzen, Sitten und Sprache keine Deutsche zu seyn, haben sich bereden lassen und sind zum Theil noch immer sehr eifrig, es Andern auch weiß zu machen, daß die deutsche Sprache sich nicht zum Singen schicke. Auch hierüber ist Burney einer ganz andern Meinung; und sein Urtheil verdient unsere Aufmerksamkeit um so mehr, da er weder unsere Sprache genug versteht, um ihre ganze Schönheit zu kennen, noch die mindeste Gelegenheit gibt, einer vorgefaßten Zuneigung für Deutschland beschuldiget zu werden; er, der uns in seinem Buche noch lange nicht einmal blose Gerechtigkeit wiederfahren ließ. „Ich erstaunte (sagt er), da ich fand, daß die deutsche Sprache, troß ihrer häufigen Consonanten und Gutturalen, sich besser zur Musik schickt, als die französische." — Und wo fand er dieß? Der gute Doctor Musicus würde

weniger erstaunt seyn und die Sprache, welche Kaiser Karl der Fünfte (freilich kein Deutscher, wiewohl König in Germanien!) nur mit seinem Pferde wiehern wollte, in einem sehr hohen Grade musikalisch gefunden haben, wenn er die besten Lieder eines Hagedorn, Gleim, Uz, Weiße, Jacobi, Bürger, Hölty und Anderer, und die Cantaten eines Ramler oder Gerstenberg hätte lesen und ganz empfinden können.

Doch, dieses Vorurtheil, das sonst in Deutschland selbst dem Fortgang unsrer lyrischen Poesie oder unsers Gesangs (denn was ist lyrische Poesie, die nicht gesungen wird?) am meisten im Wege stand, ist uns beinahe verschwunden oder wird sich wenigstens nicht mehr lange gegen das unverwerfliche Zeugniß unsrer Sinne halten können. Erst werden wir hören und fühlen, daß deutsche Dichter und deutsche Componisten mit deutschen Gesängen unsre Seelen bezaubern und Alles mit unserm Herzen machen werden, was sie wollen. Dann werden speculative Köpfe kommen und untersuchen, wie das zugehe, und werden — zu großer Verwunderung der ehrlichen Deutschen — finden, daß ein Theil dieser Wirkungen auf Rechnung ihrer Sprache selbst zu setzen sey, die zwar nicht so weich, nicht so voll reiner Sylben in A, E und O, als die wälsche, aber, trotz irgend einer andern Sprache, mit einem Ueberfluß der klangreichsten Worte versehen ist, alle mögliche Gegenstände der musikalischen Nachahmung zu malen, alle Bewegungen in der Natur und folglich alle Empfindungen und Affecte des menschlichen Herzens (wozu jene die Bilder hergeben), die sanftesten und zärtlichsten sowohl als die donnernden und stürmenden, mit der größten Wahrheit und Stärke auszudrücken.

Es ist also weder der Mangel an musikalischem Genie bei der deutschen Nation, noch die Unsingbarkeit unsrer

Sprache, was dem Wunsche, unter dem Schutz eines deutschen Musageten ein deutsches Odeon, einen Tempel deutscher Musen, errichten zu sehen, im Wege steht. Es ist ein anderes Vorurtheil, das die lyrischen Schauspiele selbst betrifft; nämlich die beinahe allgemein herrschende Meinung, daß die sogenannte Opera seria ein Werk der Feerei seyn müsse, worin alle schöne Künste mit einander in die Wette eifern, die vollkommenste Befriedigung der Augen und Ohren äußerst sinnlicher und verzärtelter Zuschauer hervorzubringen; oder (um ungefähr das Nämliche mit den Worten des Grafen Algarotti zu sagen), „daß in der Oper Poesie, Musik, Declamation, Tanzkunst und Malerei, alle ihre anziehendsten Reizungen vereinigen müßten, um den Sinnen zu schmeicheln, das Herz zu entzücken und die Seele durch die angenehmsten Täuschungen zu bezaubern.“ — Solange man mit dem Wort Oper diesen Begriff verbindet, werden freilich nur sehr wenige Fürsten in Europa reich genug seyn, ein so kostbares Schauspiel zu haben oder in die Länge auszuhalten; und daß bei diesen wenigen die deutsche Sprache die italienische jemals aus ihrem verjährten Besitz des lyrischen Theaters verdrängen werde, wird sich wohl Niemand einfallen lassen.

Aber warum sollten denn jene Dinge, die man sich als wesentliche Stücke und unentbehrliche Erfordernisse des Singspiels zu betrachten angewöhnt hat, nicht eben so wohl als blose Nebensachen betrachtet werden können? — Wir wollen nicht über Worte streiten. Lassen wir immer, wenn's darauf ankommt, die italienische und französische Oper im Besitz dieses wunderbaren Namens und aller Vorzüglichkeiten, die man damit verbinden will, und fragen wir uns dagegen lieber: ob wir nicht mehr Ehre davon hätten, wenn wir die

Schöpfer einer neuen sehr interessanten Art von Schauspielen wären, nämlich eines Singspiels, welches, ohne viel mehr Aufwand zu erfordern, als unsere gewöhnlichen Tragödien, durch die bloße Vereinigung der Poesie, Musik und Action uns einen so hohen Grad des anziehendsten Vergnügens geben könnte, daß kein Zuschauer, der ein Herz und ein Paar nicht allzu dicke Ohren mitbrächte, sollte wünschen können, seinen Abend angenehmer zugebracht zu haben? Eine Oper nach dem bisher herrschenden Begriff ist ein zu kostbares Vergnügen für die meisten Fürsten Germaniens und selbst für die volk- und geldreichsten unsrer freien Städte. Ein Singspiel hingegen, nach dem Begriffe, den ich mir davon mache, würde so wenig Aufwand erfordern, daß auch die mittelmäßigste Stadt in Deutschland bei etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihres Musikwesens, als man bisher für nöthig gehalten hat, vermögend wäre, ihren Bürgern, anstatt jener noch im Schwange gehenden bürgerlichen oder anderer noch abgeschmackterer Schauspiele, wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres ein öffentliches Vergnügen von der edelsten Art und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geschmack und Sitten zu verschaffen. Etliche wenige vortreffliche Musikschulen würden eine Menge guter Meister hervorbringen, welche, durch Deutschland verstreut, jeder an seinem Orte wieder gute Schüler und Schülerinnen bilden würde; und ein einziges, unter dem Schutz eines deutschen Perikles blühendes Odeon, auf welchem Singspiele dieser Art in einem über das Mittelmäßige sich erhebenden Grade der Ausführung öffentlich gegeben würden, würde als das Muster, dem andre mit mehr oder minder Kräften nahe zu kommen suchten, hinlänglich seyn, den guten Geschmack in diesem Fache durch ganz Deutschland auszubreiten.

Unbekümmert, ob vielleicht Manche diesen meinen Vorschlag als eine Dichtergrille mit Naserümpfen oder Hohnlachen empfangen werden, glaube ich den Liebhabern der musikalischen Künste (wie man nach Platons Beispiel, außer der eigentlich so genannten Musik, alle mit derselben verwandte oder ihres Beistandes bedürfende Künste und also vornehmlich Poesie, Declamation und Pantomimik nennen könnte) vielleicht keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen über diese gewisser Maßen neue Gattung von Singspiel und über die Mittel, wodurch es vielleicht zur ergetzendsten und herzrührendsten aller Schauspielarten gemacht werden könnte, meine Gedanken etwas ausführlicher mittheile.

II.

Es ist bekannt, daß die große Oper der Italiener und Franzosen schon längst von den angesehensten Kunstrichtern in Wälschland, Frankreich, England und Deutschland für eine ungeheure Mißgeburt des schlimmsten Geschmacks erklärt und als eine solche mit unerbittlicher Strenge vom Parnaß verbannt worden ist.

Algarotti selbst, der schon vor geraumer Zeit in der Absicht, das lyrische Theater zu reformiren, einen lesenswürdigen Versuch über die Oper bekannt gemacht hat, gesteht nicht nur die Wahrheit der meisten und wichtigsten Vorwürfe, welche der Oper gemacht worden, willig ein; er treibt solche sogar noch weiter als irgend einer von seinen Vorgängern. „Die Oper (sagt er), die ihrem ursprünglichen Wesen nach der Tragödie der Alten am nächsten kommen sollte, bleibt (wie die Erfahrung zeigt) in ihrer Wirkung unendlich weit unter derselben: und wie könnte dieß anders seyn, da weder der

Dichter, noch der Componist, noch der Schauspieler, noch der Decorateur ihre wahre Schuldigkeit dabei thun? Man bekümmert sich wenig um die gute Wahl des Sujets, noch weniger um die Uebereinstimmung der Musik mit den Worten und ganz und gar nicht um die Wahrheit des Gesangs und Recitativs, um die Verbindung der Tänze mit der Handlung und um die Schicklichkeit der Decorationen. Alles dieß wohl erwogen, was ist begreiflicher, als daß ein Schauspiel, das seiner Natur nach das angenehmste unter allen seyn sollte, das abgeschmackteste und langweiligste wird? Man hat es blos der wenigen Eintracht beizumessen, die unter den verschiedenen Theilen, woraus es zusammen gesetzt ist, herrscht. Daher kommt es, daß ihm nicht der geringste Schatten von Nachahmung übrig bleibt; daher, daß die Täuschung, die blos durch das Zusammentreffen aller dieser Theile hervorgebracht werden könnte, gänzlich wegfällt, und also diese Oper, die das Meisterstück des menschlichen Schöpfergeistes seyn sollte, in ein nervenloses, ungereimtes, groteskes Ungeheuer ausgeartet ist, das die schimpflichen Beinamen völlig verdient, womit es von einem St. Evremond, Drydon, Addison, Johnson und Andern belegt worden ist."

Es gehört nicht zu meiner dermaligen Absicht, mich in eine Untersuchung einzulassen, inwieweit diesen Klagen des Grafen Algarotti entweder durch den Einfluß seiner Abhandlung oder aus andern Ursachen seither abgeholfen worden, oder inwiefern sie noch immer bestehen. Unläugbar würde es eben so ungerecht seyn, die Vorwürfe, die er den italienischen Opern seiner Zeit macht, auf alle Componisten und Sänger ohne Unterschied auszudehnen, als es unbillig wäre, nicht zu gestehen, daß, nachdem gewisse Mißbräuche sich einmal eingeschlichen und festgesetzt hatten, es

nicht immer in der Gewalt des Componisten, wie viel Genie, Einsicht und Geschmack er auch besitzen mochte, stehen konnte, seiner Einsicht und seinem Geschmack in Allem zu folgen. Indessen fehlt doch unleugbar noch sehr viel daran, daß Algarotti's abgezweckte Reformation wirklich stattgefunden, und die Mißbräuche, über die er so bittere Klagen führt, gänzlich vom lyrischen Theater verdrängt seyn sollten; und man sieht also, inwiefern ich das Singspiel, welches ich meinen Landsleuten anpreisen möchte, eine neue Gattung nenne. Es soll nämlich diesen Namen nicht sowohl darum, weil es in seiner Art einfacher ist und zugleich weniger Aufwand erfordert, sondern vornehmlich deßwegen verdienen, weil es, frei von allen Fehlern, welche Algarotti mit allen Vernünftigen den Opern vorwirft, alle die Eigenschaften in sich vereiniget, die dieser echte Kenner mit Grund als zum Wesen des Singspiels gehörend ansieht aber in den meisten Opern fast gänzlich vermißt.

Das Singspiel, insofern es ein dramatisches Werk ist, hat alle wesentliche Eigenschaften eines solchen mit allen andern Arten von Schauspielen und, insofern es der Tragödie der Alten, besonders der Euripidischen, näher kommt, als irgend eine andre moderne Gattung, — Endzweck und Mittel mit dieser letztern gemein. Hingegen unterscheidet es sich — wo nicht von der griechischen Tragödie, als welche aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eine Art von Singspiel war — doch von allen übrigen heutigen Tags üblichen dramatischen Gattungen durch den wesentlichen Umstand, daß Alles, was in diesen blos Rede oder Pantomime, im Singspiele Gesang und Instrumentalmusik — oder, mit einem Worte, daß die Musik gleichsam die Sprache des Singspiels ist.

Leute, welche vermuthlich von der Natur mit einem größern Antheil von kalter Vernunft als feinem Gefühl und musikalischem Sinn ausgesteuert worden, haben gerade diese Eigenschaft, die das Singspiel — zum Singspiel macht, für höchst unnatürlich angesehen und blos aus dieser Ursache die Gattung selbst, als ganz widersinnig und wahre Täuschung hervorzubringen unfähig, verworfen. Das unwidersprechliche Zeugniß ihrer Sinne würde sie, wenn sie sogar auf einem italienischen Theater eine Didone abandonata gesehen und gehört hätten, überwiesen haben, daß eine singende und mit Instrumenten begleitete Heldin rühren kann. Aber auch ohne das hätten sie sich durch eine kleine Reflexion überzeugen können, daß ihr Beweisgrund nicht Stich halte, weil er zu viel und wider sie selbst beweist. Denn die nämlichen Kunstrichter — die das Singspiel als ein unnatürliches Ungeheuer verbannt wissen wollten, weil Niemand mit sich selbst und Andern singend zu reden oder seine Leidenschaften, Bedürfnisse und Entschließungen in großen Arien auszudrücken pflegt — mußten aus eben demselben Grunde nicht nur die sämmtlichen Schauspiele der Alten, sondern auch die moderne französische und engländische Tragödie in gereimten und nicht gereimten Versen, ja überhaupt alle Schauspiele schon aus dem einzigen Grunde verwerfen, weil es unnatürlich und widersinnig ist, daß Leute von ihren wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten mit sich selbst oder ihren Vertrauten in Gegenwart einiger hundert Zuhörer, die ihnen unmittelbar vor der Nase sitzen, sprechen und sich dennoch einbilden sollten, daß sie allein seyen, und dergleichen mehr. Jede Schauspielart setzt einen gewissen bedingten Vertrag des Dichters und Schauspielers mit den Zuschauern voraus. Die letztern gestehen jenen zu, daß sie sich, insofern man ihnen nur wahre

Natur in Charaktern, Leidenschaften, Sitten, Sprache, Handlung, Verbindung der Ursachen und Wirkungen und so weiter darstellen werde, durch nichts Anderes, was entweder eine nothwendige Bedingung der theatralischen Vorstellung ist oder blos des mehrern Vergnügens der Zuschauer wegen dabei eingeführt worden, in der Täuschung stören lassen wollen, welche jene Darstellung zu bewirken fähig ist. Beim Singspiele treten Dichter, Componist und Sänger vor uns hin und sagen: „Wir wollen einen Versuch machen, wie weit wir es vereinigt bringen können, euch eine interessante dramatische Fabel bis zum möglichsten Grade der Täuschung darzustellen. Wir sind keine so große Thoren, euch weiß machen zu wollen, daß Iphigenia oder Dido oder Alceste, wirklich nach Noten singend, unter Begleitung von Bässen, Violinen, Flöten und Hoboen, gestorben seyen; wir verlangen nicht von euch, daß ihr poetische, musikalische und dramatische Nachahmung und ein dadurch entstehendes Ideal für die Natur selbst halten sollt. Der Maler, der euch die Opferung der Iphigenia, auf ein Stück Leinwand gemalt, in einem schön geschnitzten und vergoldeten Rahmen hinstellt, verlangt nicht, daß ihr glauben sollt, seine Iphigenia, sein Agamemnon, sein Kalchas leben und athmen in vollem Ernst; ihm genügt vollkommen, wenn sie euch, trotz eurer Ueberzeugung, daß sie nur gemalt sind, zu leben und zu athmen scheinen. Gesteht unsern zu eurem Vergnügen verbundenen Schwesterkünsten das nämliche Recht zu. Wenn wir es in gewissen entscheidenden Augenblicken bis zur Täuschung eurer Phantasie bringen, euer Herz erschüttern, eure Augen mit Thränen erfüllen — so haben wir, was wir wollten, und verlangen nichts mehr. Warum solltet ihr mehr verlangen?“ Ich denke, dieß ist ein Antrag, gegen dessen Billigkeit nichts einzuwenden ist.

Wir werden in der Folge noch einen andern, tiefer aus der Natur hervorgezogenen Grund entdecken, aus welchem sich das Singspiel gegen den Vorwurf der Ungereimtheit vertheidigen läßt; oder, richtiger zu sprechen, wir werden in der Natur selbst den Grund der unleugbaren Begebenheit, „daß eine singende und von Geigen, Flöten und so weiter accompagnirte Iphigenia oder Alceste uns bis zu Thränen rühren kann," entdecken. Bis dahin ist das, was wir hierüber schon gesagt haben, völlig zulänglich, den Satz zu befestigen: daß das Singspiel, als Tragödie oder rührendes Drama betrachtet und in so fern, als es den großen Zweck der Täuschung und innigen Theilnehmung auf Seiten der Zuschauer wirklich zu erreichen fähig ist, seinen Platz unter den verschiedenen dramatischen Gattungen mit Fug und Recht behaupte.

Die Frage ist also nun: wie das Singspiel beschaffen seyn müsse, um jenen Zweck zu erreichen? Und diese Frage wird sich hinlänglich beantwortet finden, wenn wir zeigen: 1) was der Dichter in der Wahl und Behandlung seines Stoffs zu beobachten habe, und 2) was für Pflichten dem Componisten obliegen, um das Werk und den Zweck des Dichters mit allen Kräften seiner Kunst zu unterstützen und also das, was Poesie und Tonkunst vereinigt vermögen, wirklich im möglichst hohen Grade bei den Zuhörern hervorzubringen.

III.

Algarotti's an sich selbst richtiger Begriff vom Singspiele, daß es unter allen modernen Schauspielen der griechischen Tragödie am nächsten komme, würde uns, in Absicht auf die

Wahl des Stoffes (Sujets) irre führen, wenn man daraus folgern wollte, daß alle Sujets, die sich für die Tragödie schicken, auch dem Singspiel angemessen wären. Verfassung, Sitten, Religion, Nationalcharakter, Interesse, Umstände, Alles ist bei uns so sehr anders als bei den alten Griechen, daß es schwerlich einem Vernünftigen einfallen könnte, unser Singspiel gänzlich auf den Fuß der alten Tragödie setzen zu wollen. Außerdem kommt hierbei auch der unendliche Unterschied zwischen der Musik der Alten und der unsrigen in Betrachtung. Wie unvollkommen auch bei Allem, was die gelehrtesten Musikverständigen hierin geleistet haben, unsre Begriffe von der wahren Beschaffenheit der ausübenden Musik der Alten sind, so scheint doch so viel unleugbar zu seyn, daß unsre heutige Musik, so wie sie seit den Zeiten des berühmten Gaudimel durch so viele große italienische, deutsche und andere Meister nach und nach bearbeitet worden, einen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, wovon die Alten gar keinen Begriff hatten. Dieser für uns so vortheilhafte Vorzug auf einer Seite, und auf der andern der Umstand, daß wir eine Tragödie haben, wo die blose natürliche Declamation, durch Action unterstützt, ohne Hülfe der Musik Alles thut, gibt uns einen sehr entscheidenden Grund, nur solche Stoffe für dem Singspiel angemessen zu erkennen, welche der musikalischen Behandlung vorzüglich fähig sind. Man könnte freilich (wie ein gewisser Tonkünstler sich dessen einst vermaß) auch den Altonaer Postreiter in Musik setzen; aber daraus, daß sich Alles componiren läßt, folgt noch nicht, daß man Alles componiren soll.

Die Musik ist die Sprache der Leidenschaften; man lasse immer das Sujet eines Singspiels sehr wichtig seyn und dem Dichter große moralische Charaktere, erhabene Gesinnungen,

edle Kämpfe zwischen Tugend und Leidenschaft und also viele Gelegenheit darbieten, unser Gemüth mit schönen sittlichen Idealen zu ergetzen und eine Menge feiner Sentenzen anzubringen: sobald das Sujet politisch, und der Held des Stücks ein Staatsmann ist, wie zum Beispiel Themistokles, oder gar ein Stoiker, wie Kato von Utica, — so werden weder Componist, Sänger, noch Zuhörer ihre Rechnung dabei finden. Um diese einigermaßen zufrieden zu stellen, wird der Dichter alsdann genöthiget seyn, dergleichen mehr tragische als lyrische Dramen durch episodische Liebesintriguen, so zu sagen, musikalischer zu machen, im Grunde aber sie dadurch abzuwürdigen und ein Werk hervorzubringen, dem man durch Vergleichung mit Horazens schönem Ungeheuer nicht groß Unrecht thun würde. Stücke, in welchen vermöge der Natur des Stoffes viel Staatsinteresse raisonnirt wird, oder wo die Personen lange Dialogen oder Reden zu halten haben, um einander durch die Stärke ihrer Gründe zu überzeugen oder durch den Strom ihrer Beredsamkeit hinzureißen, sollten also vom lyrischen Theater gänzlich ausgeschlossen werden.

Aber auch nicht alle Leidenschaften schicken sich gleich gut dazu, durch Gesang und Musik gehörig ausgedrückt und charakterisirt zu werden. Unstreitig kann die schöne Rede der Dido (in Metastasio's Didone abandonata, Atto II. Sc. 7.), die sich auf eine so innigst rührende Art mit den Worten endigt:

— e puoi lasciarmi?
Ah non lasciarmi, nò
Bel Idol mio!
Di chi mi fiderò
Se tu m' inganni?

unstreitig kann sie durch den musikalischen Vortrag nicht anders als gewinnen. Aber können wir glauben, daß die Rede

des August, der dem Cinna (des Corneille) sein Verbrechen vorhält und vergibt, in ein Recitativ mit oder ohne Accompagnement verwandelt, auch dadurch gewinnen würde? — Der Abschied der sterbenden Alceste:

O mütterliches Land, o Schwester, o Gemahl,
Zum letzten Mal, zum letzten Mal
Sieht euch Alceste u. s. w.

thut durch die Musik eine große Wirkung; einen so sanften schönen Tod, als Alceste stirbt, kann man schon singend sterben. Aber die Rasereien, die Verzweiflung der sterbenden Kleopatra in Corneille's Rhodogune würden durch den musikalischen Ausdruck und Vortrag entweder so sehr verschönert werden, daß Kleopatra, gegen die Absicht des Dichters, uns Thränen ablockte; oder der Componist, wenn er mit dem Dichter ringen wollte, würde unsre Ohren durch ein unleidliches Mißgetön martern, und die Sängerin würde, anstatt zu singen, heulen müssen.

Die Musik — dieß ist, däucht mir, hierin das große entscheidende Naturgesetz! — die Musik hört auf Musik zu seyn, sobald sie aufhört Vergnügen zu machen. Alles zu verschönern, was sie nachahmt, ist ihre Natur. Der Zorn, den sie schildert, ist der Zorn des Engels, der den aufrührerischen Satan in den Abgrund stößt; ihre Wuth ist die Wuth der Liebesgöttin über den eifersüchtigen Mars, der ihren Adonis getödtet hat. Die Wuth des Oedip, der sich in seiner Verzweiflung die Augen ausreißt und dem Tage seiner Geburt flucht, ist ihr untersagt. Alle Gegenstände, die keine gebrochene Farben erlauben, alle wilde stürmische Leidenschaften, die nicht durch Hoffnung, Furcht oder Zärtlichkeit gemildert werden, liegen außer ihrem Gebiet.

Ich sage dieß nicht ohne Furcht, zu viel gesagt zu haben und der Allmacht dieser göttlichen Kunst engere Gränzen zu setzen, als sie vielleicht wirklich hat. Wer kann bestimmen, wie hoch ein Componist, der unter den Tonkünstlern das wäre, was Michel-Angelo unter den Malern — ein Gluck oder Haydn, den Ausdruck und die Nachahmung der Natur mit glücklichem Erfolg treiben könnte? — Indessen ist doch gewiß, daß eben diese Natur selbst einer jeden Kunst Gränzen gesetzt hat, welche zu überspringen sie nicht versuchen soll; und der Verwegene, der es versucht, kann schwerlich anders als verunglücken. Der Dichter soll die Schönheit der Helena, die der Maler unsern Augen darstellt, durch ihre Wirkung auf ihre Anschauer wie Homer, nicht durch eine Beschreibung im Geschmack des Dares und Nonnus schildern. — Der Maler soll sich nicht unterfangen, den Kampf der Tugend und Ehre gegen eine schändliche oder unfreiwillige Leidenschaft im Herzen einer Phädra mit dem Euripides in die Wette malen zu wollen; und der Tonkünstler sollte nie vergessen, wenn er schaudern macht, daß es nicht der Schauder einer Gabriele de Vergi, indem sie das in Blut schwimmende Herz ihres Liebhabers aufdeckt — und, wenn er unsre Augen mit Thränen füllt, daß es nicht schmerzliche, sondern wollüstige Thränen, Thränen der Freude, der Liebe, der zärtlichen Ueberwallung eines innigst gerührten Herzens seyn müssen.

Wenn diese Betrachtung die Oedipe, die Atreen, die Fayels und vielleicht die meisten eigentlich tragischen Helden vom lyrischen Schauplatz ausschließt, sollte nicht aus einem andern, aber eben so treffenden Grunde ein mit Handlung überladenes oder in einen allzu künstlichen Knoten verwickeltes Stück sich zur musikalischen Behandlung eben so wenig schicken, als ein äußerst tragisches? — Ich gebe zu, daß wenig

Handlung auch selbst das lyrische Drama matt und einschläfernd machen wird, wenn der Dichter und der Componist das nicht sind und nicht geleistet haben, was sie sollen. Aber dieser letzte Fall ändert nichts in der Theorie, die sich auf die Natur der Sache, nicht auf zufällige Umstände gründet. Die möglichste Einfalt im Plan ist dem Singspiel eigen und wesentlich. Handlung kann nicht gesungen, sie muß agirt werden: je mehr Handlung also, je weniger Gesang. Viel unerwartete Ereignisse, viel Verwirrung, viel episodische Scenen und so weiter geben freilich dem Stücke mehr Mannigfaltigkeit und können es vielleicht einer Gattung von Zuhörern angenehm machen, die den Lärm lieben und zu flüchtig sind, auch bei den interessantesten Gegenständen zu verweilen; aber die Musik gewinnt nicht dadurch, und der gefühlvolle Zuhörer noch weniger. Welches sind die Scenen, wo der Componist seinem Genie einen freien kühnen Flug erlauben, wo die Musik ihre ganze seelenbezwingende Macht ausüben kann, wo wir ganz Ohr, ganz Gefühl sind, wo unsre Herzen sich erhitzen, glühen, schmelzen? Sind es nicht diejenigen, wo der Dichter und der Tonkünstler mit vereinigten Kräften uns von einer Empfindung zur andern, einer Stufe des Affects zur andern mit sich fortreißen und nicht eher ablassen, bis sie uns in eben dieselben Bewegungen gesetzt haben, wovon die handelnden Personen selbst durchdrungen sind? Sind es nicht alsdann nur wenige Worte, oft nur ein einziges Wort, ein Ton, ein Blick, eine Bewegung mit der Hand, die uns das Herz umkehren? — Und wie kann eine so kleine Ursache so große Wirkung thun? Blos darum, weil unsre Seelen stufenweise dazu vorbereitet, erweicht und, so zu sagen, unvermerkt untergraben worden sind? Es gehört oft eine lange Reihe von vorbereitenden

Vorstellungen und Empfindungen dazu, um einem einzigen großen Schlag, den der Dichter an unser Herz thun will, seine volle Kraft zu geben. Hat in einem musikalischen Drama der Dichter oder der Componist diese geheimen Anstalten vernachlässiget, so muß er sich nicht befremden lassen, wenn er uns bei einer Stelle gleichgültig bleiben sieht, welche die größte Wirkung hätte thun sollen.

Eine ausgeführte Behandlung und Entwicklung der Affecte scheint also auf eine ganz besondere Weise zum Wesen des Singspiels zu gehören. Aber diese ist bei einem sehr zusammengesetzten, verwickelten und intriguenvollen Sujet dem Dichter selten oder gar nicht möglich. Er hat alsdann nicht Zeit, uns so tief in das Innerste seiner Personen schauen zu lassen. Er kann uns nicht in diese genaue Bekanntschaft mit ihnen setzen, die das Interesse so sehr verstärkt und uns einen ungleich lebhaftern Antheil an ihren Empfindungen nehmen läßt, als wir an den blosen Begebenheiten und Handlungen von Personen nehmen können, die uns ohne eine solche vertrautere Bekanntschaft immer fremd bleiben, wiewohl wir sie alle Augenblicke sehen und hören. Ist es aber des Componisten Schuld, wenn ein solches Stück wenig Wirkung thut? Was bleibt ihm übrig, als darauf bedacht zu seyn, wie er durch alle die Hülfsquellen, die ihm die Melopöie und Harmonie darbieten, durch künstlich ausgeführte Sätze, schimmernde Arien, überraschende Passagen, concertirende Instrumente und dergleichen, wenigstens den Ohren der Zuschauer genug thun möge, da er so wenig Hoffnung vor sich sieht, ihrem Herzen beizukommen?

Die Meinung, daß der Stoff des Singspiels aus der Region des Wunderbaren hergenommen seyn müsse, und zwar aus der Ursache, weil im Singspiel Alles Musik ist, scheint

mir nicht viel mehr Grund für sich zu haben, als wenn man den Kupferstecher auf wunderbare Gegenstände einschränken wollte, weil in seinen Blättern Alles schwarz oder weiß ist. Es ist nicht wunderbarer, mit einer kleinen Anzahl ähnlicher oder contrastirender Töne Empfindungen und Leidenschaften zu malen, als eben dieß mit ein wenig schwarzer Farbe auf einem Bogen weißen Papiers zu bewerkstelligen; und Natur und Wahrheit werden in jenem Falle nicht mehr verletzt als in diesem. Das Singspiel setzt, wie oben schon bemerkt worden, einen stillschweigenden Vertrag zwischen der Kunst und dem Zuhörer voraus. Dieser weiß wohl, daß man ihn täuschen wird; aber er will sich täuschen lassen. Jene verlangt nicht für Natur gehalten zu werden; aber sie triumphirt, wenn sie mit ihrem Zauberstab noch größere und schönere Wirkungen hervorbringt als die Natur selbst.

Die Einwendung des Algarotti gegen die historischen Sujets der Opern scheint also ohne hinlänglichen Grund zu seyn. Wir können ihm beipflichten, wenn er sagt: „Man fühle gar mächtig, daß Triller und Rouladen im Mund eines Julius Cäsar oder Cato nicht so guten Anstand hätten, als im Munde der Venus oder des Apollo." — Aber dieß beweist nur gegen den Dichter, der so wenig Beurtheilung hat, entweder einen Helden zu wählen, dessen ganzer Charakter dem Singspiele nicht angemessen ist, oder gegen den Componisten, der einen großen Mann wie einen weichlichen Atys behandelt. Kein vernünftiger Liebhaber der Musik, der einen Begriff davon hat, was ein Singspiel ist, wird sich darüber ärgern, den Alexander oder den Porus in einem Singspiele singen zu hören; aber ärgern wird er sich, nicht über die Oper, sondern über die schlechte Beurtheilungskraft des Componisten oder über den Eigensinn der Sänger und die Tyrannei

der Mode, denen oft die größten Meister seufzend nachgegeben haben, wenn Alexander und Porus nicht so singen, wie es der Größe ihres Charakters anständig ist.

Algarotti's übrige Einwendungen gegen die historischen Singspiele sind noch unerheblicher, weil sie sich blos auf die conventionellen Begriffe von der Oper gründen. Nach dem von uns aufgestellten Begriffe vom Singspiel ist wenig daran gelegen, „daß die meisten historischen Sujets wenig Schauspiel und Augenweide darbieten“ — denn das Singspiel ist kein Guckkasten — oder „daß es nicht leicht ist, schickliche Tänze und Divertissements dazu zu erfinden“ — denn Tänze und Divertissements gehören ganz und gar nicht zum Wesen des lyrischen Drama. Alles kommt also blos darauf an, ob das historische Sujet zugleich einfach, interessant und musikalisch genug für das Singspiel ist. Ist dieß, so hat es alle wesentliche Erfordernisse eines lyrischen Stoffes; das Uebrige kommt auf den Genie und die Ausführung des Dichters, des Componisten und des Sängers an. Die Gattung kann nichts dazu, wenn ein Sujet nicht in die rechten Hände fällt.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß, insofern im Singspiele Musik und Gesang eine Art von idealischer Sprache ausmachen, die über die gewöhnliche Menschensprache weit erhaben ist, — daß schon aus dieser Ursache etwas in der Natur desselben liege, womit wir den Begriff des Wunderbaren zu verknüpfen uns nicht enthalten können. Wenn wir uns einen würdigen sinnlichen Begriff von einer Göttersprache machen wollten, so müßte es, däucht mich, diese musikalische Sprache seyn. Es scheint also aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde herzukommen, daß wir die griechischen Götter und Götterkinder vermöge eines unwillkürlichen innern Gefühls auf dem lyrischen Theater schicklich und, so

zu sagen, in ihrer eigenthümlichen Sphäre finden; da sie uns hingegen auf dem tragischen, selbst in einem griechischen Stücke, anstößig seyn würden. In dieser Rücksicht scheinen also mythologische Sujets (insofern alles Uebrige gleich ist) allerdings mehr Schicklichkeit zum Singspiele zu haben als historische.

Eben dasselbe läßt sich gewissermaßen auch von solchen behaupten, die aus dem heroischen Zeitalter der Griechen oder irgend eines andern bekannten Volks genommen sind. — Denn, wenn ich lieber griechische Sujets zum Singspiele wählen möchte, so wär' es mehr darum, weil sie uns nach unsrer bisherigen, hierin lobenswürdigen, Erziehungsart ungleich bekannter und also auch schon darum interessanter sind, als hyperboreische, indianische, mexicanische und so weiter, als aus irgend einem andern Grunde; wiewohl auch der Umstand, daß wir mit dem Begriffe von Griechen überhaupt die Idee eines von allen Musen vorzüglich begünstigten Volkes zu verknüpfen pflegen, hier nicht ganz ohne Gewicht seyn möchte. — Ich sage also, Stoffe, die aus der heroischen Zeit genommen sind, haben eine vorzügliche Schicklichkeit zum Singspiele, weil Alles, was diese Zeit so stark von der unsrigen abstechen macht, zusammen genommen ein Gefühl des Wunderbaren in uns erregt, dessen Stärke dem Grade unsrer Entfernung von dem ursprünglichen Leben und Weben der noch unbezwungenen, muthvollen und mit allen ihren Naturkräften wirkenden Menschheit proportionirt ist. Es scheint uns eben so natürlich, daß Menschen aus diesem Zeitalter eine unendlich vollkommnere, kräftigere und die Saiten unsers Gefühls stärker rührende Sprache reden, das ist, daß sie, statt zu reden, singen, als daß sie stärkerer Leidenschaften, edlerer Entschließungen und kühnerer Thaten fähig sind als

wir; und so finden wir die Alcesten, Ariadnen, Medeen, Iphigenien auf dem lyrischen Theater eben so natürlich als die Göttinnen und Nymphen, die wir als Wesen zwar von höherer, aber doch ähnlicher Art mit jenen zu betrachten gewohnt sind.

Die Zeiten der irrenden Ritterschaft (aus welchen Ariost und Tasso den Stoff zu ihren herrlichen Gedichten, so wie einige italienische und französische Operndichter aus diesen den Stoff zu ihren Angeliken, Armiden, Alcinen, Bradamanten und so weiter hergenommen haben) machen eigentlich keine besondere Epoche in der Geschichte der Menschheit aus; sie kommen in allen wesentlichen Stücken mit der heroischen Heldenzeit der Griechen völlig überein. Die Argonauten und die übrigen Heroen der letztern sind mit den Rittern von der runden Tafel, den Amadisen, Rolanden und Rinalden völlig von einerlei Schlag; in beiderlei Zeiten spielen Helden, Damen, Riesen, Drachen und Ungeheuer aller Arten eine Rolle, und die Urganden, Alcinen und Armiden sind nicht größere Zaubrerinnen als die Medeen und Circen der Griechen. Von den Stoffen aus den Zeiten der Ritterschaft gilt also eben dasselbe, was von den heroischen.

Und warum nicht auch von denen aus der poetischen Schäferwelt? — Wohl verstanden, daß darunter weder die metaphysischen Seladons am Lignon, noch die galanten Schäfer des Fontenelle, noch die faden, langweiligen Hirten in unsern ehemaligen Nachspielen, sondern eine Art von Hirten gemeint sind, wozu uns die Natur selbst die Originale gegeben hat und in manchem glücklich unbekannten Winkel des Erdbodens noch gibt. Die Schäferwelt der Dichter, das selige Hirtenleben der ältesten Menschen, wovon das Arkadien unsers Geßners das Ideal ist, fällt bei den Griechen in die nämlichen

heroischen Zeiten, wo die Götter noch mit den Töchtern der Menschen lustwandelten, Apollo in Gestalt eines schönen Hirten die Heerden des Admet weidete, Jupiter und Mercur in Philemons Hütte Zuflucht suchten, und Venus ihre Lieblinge unter Schäfern wählte. Diese Hirtenwelt ist für uns nicht weniger wunderbar als die Heldenzeit, aber gewiß ohne Vergleichung anziehender. Denn was ist, zumal in einem gewissen Alter oder in der Gemüthsstimmung, worin wir uns befinden, wenn wir des Getümmels, der Fesseln, der Thorheiten und Mühseligkeiten des höfischen und städtischen Lebens überdrüssig sind, was ist uns dann angenehmer, als diese lachenden Gemälde von Ruhe, Unschuld, Liebe und Glückseligkeit? dieses mehr zum Vergnügen als aus Noth beschäftigte, sorgenfreie Leben im Schooße der Natur? diese selige Gleichheit, diese von Wildheit und Verkünstelung gleich weit entfernte schöne Einfalt und Güte der Sitten, wovon uns unser Herz sagt, daß ohne Alles dieß kein glückliches Leben sey? Wie natürlich also, daß wir uns so gern in dieses Arkadien versetzen lassen, daß wir die Darstellung desselben auf dem lyrischen Schauplatze lieben und, wenn ein Dichter wie Geßner mit einem Tonkünstler wie Pergolesi sich zusammen fänden und uns lyrische Schäferspiele gäben, sie vielleicht allen andern Arten vorziehen würden!

IV.

Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben: „daß dem Dichter eines Singspiels zur Wahl seines Stoffes nicht nur die griechische Götter-, Helden- und Hirtenwelt, nebst der neuern Ritterzeit, sondern sogar die wirkliche Geschichte offen stehe; daß aber darum nicht jedes Sujet aus einem dieser

Felder tauglich sey, sondern die Wahl des Dichters nur auf solche fallen müsse, welche der musikalischen Behandlung fähig sind;

„Daß er also 1) alle diejenigen bei Seite legen müsse, die entweder wegen der Natur der Handlung, oder weil sie gar zu verwickelt und mit zu viel Begebenheiten beladen sind, sich besser zur Tragödie als zum Singspiele schicken;

„Daß er 2) in der Wahl selbst für solche Charakter, Leidenschaften und Situationen sich entscheiden müsse, die durch die musikalische Verschönerung nichts von ihrer Wahrheit verlieren;

„Daß er 3) den Plan so einfach anlegen und auf so wenige Personen als möglich einschränken und schlechterdings, wo nicht alle Episoden, doch alle solche vermeiden müsse, die das Hauptinteresse, anstatt es zu erhöhen, schwächen würden;

„Endlich 4) daß er hauptsächlich dahin zu arbeiten habe, seine Personen mehr in Empfindung und innerer Gemüthsbewegung, als in äußerlicher Handlung darzustellen."

In diesen an sich selbst einleuchtenden Grundsätzen ist, däucht mich, Alles enthalten, was der Dichter eines lyrischen Drama (außer den Gesetzen, die allen dramatischen Werken überhaupt gemein sind) in Absicht auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zu leisten hat, und was die Zuhörer mit Recht von ihm fordern können und fordern sollten, weil sie ihm, ohne ihrem eigenen Vergnügen Schaden zu thun, nichts davon erlassen können.

Denjenigen, welche die wälschen Opern kennen, brauche ich nicht zu sagen, daß Singspiele, nach diesen Grundsätzen verfaßt, in der That eine neue Gattung seyn und die große Wirkung, welche Algarotti in der Oper seiner Zeit vermißt, unfehlbar hervorbringen würden, wofern der Componist mit

dem Dichter aus einem Geist und auf einen Zweck arbeitete, und die Sänger den Pflichten, die ihnen von beiden aufgelegt werden, genug zu thun den Willen und das Vermögen hätten. Bei dieser freilich zu jenem Zweck schlechterdings nothwendigen doppelten Bedingung sey mir erlaubt noch etwas länger zu verweilen.

Algarotti beginnt diesen Abschnitt seines Versuches über die Oper mit einer äußerst strengen Declamation gegen die Ausartung und verderbte Beschaffenheit der Musik unsrer Zeit. — Es ist bemerkenswerth, daß diese nämliche Klage vor sechzehnhundert Jahren von Plutarch und vor mehr als zweitausend schon von Plato geführt worden ist. Die Gelehrten wissen, wie heftig dieser letztere über die Ausartung, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Musik seiner Zeit eifert. Und zu welcher Zeit that er das? Zu einer Zeit, da die Musik von ihrer gegenwärtigen Vervollkommnung wahrlich noch sehr weit entfernt war; da man noch keinen Begriff von Contrapunct und vielstimmiger Harmonie hatte; da die meisten Instrumente, womit unsre Virtuosen ihre Zeichen und Wunder thun, entweder noch unerfunden oder noch sehr unvollkommen waren; da der größte Chor weiter nichts thun konnte, als dem Vorsänger nachzusingen; und der ganze Gebrauch, den man von den Instrumenten dabei zu machen wußte, darin bestand, daß man sie mit der Singstimme eine oder mehr Octaven höher oder tiefer fortlaufen oder höchstens auf gewissen Grundtönen aushalten ließ. Doch dieß hindert nicht, daß jene Klagen Plutarchs, Platons und andrer weisen Männer unter den Alten nicht ihren guten Grund sollten gehabt haben; denn sie gingen doch hauptsächlich darauf, daß man zu ihrer Zeit (wie zur unsrigen) das Schwere dem Singbaren, die Absicht, durch die äußersten

Grade der künstlichen Ausführung in Erstaunen zu setzen — dem edlern Bestreben, das Herz zu rühren, und, wenn man auch dieß Letztere suchte, die Erweckung wollüstiger Gefühle und Leidenschaften von der gröbern Art — der Beruhigung des Gemüths oder der Erhebung der Seele zu den schönsten Gesinnungen und der Anfeurung derselben zu großen Thaten vorzog.

Die Musik eines Volkes — wie vollkommen oder unvollkommen sie übrigens seyn mag — steht immer in sehr enger Beziehung mit den öffentlichen Sitten. Plutarch lebte in einer Zeit, wo die Verderbniß der Sitten, die Weichlichkeit der Lebensart, die Entnervung der Leiber durch die zügelloseste Ausgelassenheit in natürlichen und unnatürlichen Wollüsten und folglich die Unvermögenheit der Seelen zu Allem, was Kraft, Anstrengung, Enthusiasmus und Aufopferung voraussetzt oder fordert, — zum tiefsten Grad herunter gesunken war. Eben so lebte auch Plato zu einer Zeit, wo die Griechen (nicht mehr die Homerischen) und besonders seine Athener von der vormaligen edeln Einfalt ihrer Sitten sich schon sehr weit entfernt, die Stärke ihrer Vorfahren meistens schon verloren und mit Asiens Reichthümern auch an Ueppigkeit und Wollüsten Geschmack gefunden hatten. Nothwendig mußte in beiden Zeitaltern auch die Musik (und diese vorzüglich vor andern schönen Künsten, weil sie unter allen am stärksten auf die Leidenschaften wirkt) mit den Sitten ausarten; mußte die Einfalt, Kraft und Würde verlieren, die sie gehabt hatte, da Gesang und Tanz von den Orpheen, Amphionen, Phoroneen u. s. w. zu einem gottesdienstlichen und politischen Hülfsmittel gemacht worden war. Nothwendig mußten in einer Zeit, wo ein Alcibiades — Perikles, und eine Lais — Aspasia war, auch die Musen zu Dienerinnen

der Wollust werden, so wie die pindarischen Grazien, ihres ehrenvollen Amtes, die Gastmähler und Tänze der Götter und Alles, was im Olympus geschieht, anzuordnen, entsetzt, zu blosen Gespielen und Aufwärterinnen der Liebesgöttin herabgewürdiget wurden.

Indessen ist doch wohl nicht zu leugnen, daß der göttliche Plato seiner Gewohnheit nach die Sache zu weit trieb, wenn er unter dem Vorwand, alle Veränderung in der Musik sey den Sitten gefährlich, verlangte, daß die Griechen nach dem Beispiel der Aegypter der Musik unter der Sanction eines furchtbaren Strafgesetzes eine eben so unveränderliche Einförmigkeit auferlegen sollten, wie der Staatsverfassung und den gottesdienstlichen Gebräuchen. Bekanntermaßen erstreckte sich bei den alten Aegyptern dieses Gesetz auf alle schöne Künste, welche sich durch diese vorsichtige Politik der Priester (der ersten Gesetzgeber und Regenten Aegyptens) zu einer ewigen Kindheit verdammt sahen. Wenn es auf Plato und seine ägyptischen Priester angekommen wäre, so hätten die Griechen nicht nur keinen Damon und Timotheus, keinen Phidias, Myron, Lysippus, Zeuxis und Apelles — sie hätten sogar keinen Homer gehabt.

Es ist immer eine eigene Grille aller philosophischen Mißvergnügten und Weltverbesserer gewesen, den Menschen vollkommen haben zu wollen, was er doch nicht seyn kann, und über alle Folgen seines natürlichen Strebens nach Vervollkommnung zu schmälen, welches doch gerade das ist, was ihn zum Menschen macht. Plato und Plutarch verdammen die Musik zu einförmigen, feierlich langsam hintönenden Melodien, weil zwei- und dreigeschwänzte Noten und ein paar Saiten auf der Lyra mehr die Sitten verderben könnten; gerade so, wie Rousseau die Wissenschaften aus seiner

Republik verbannt, weil sie Sophisterei und Hypothesen, Dogmatiken und Polemiken, kurz, viel Unraths und böser Händel in die Welt gebracht haben.

Jeder neue Schritt zur Vollkommenheit in jeder Kunstfertigkeit, Wissenschaft und Tugend führt zu neuen Abwegen auf beiden Seiten. Was thut das? Anstatt darüber zu wimmern, daß wir nicht noch immer in der Wiege liegen, oder am Führbande gehen, laßt uns lieber darauf denken, wie wir des Guten, dessen uns jeder Fortschritt auf der Laufbahn der Menschheit theilhaftig macht, mit so wenig Nachtheil als möglich genießen mögen, ohne uns an diese Gesellen des Doctor Peter Rezio von Tirteafuera zu kehren, die auf jedes Gericht, wovon wir kosten wollen, unter dem Vorwande, daß es zu hitzig oder zu kältend, zu nahrhaft oder zu leicht, zu süß oder zu sauer sey, ihr verwünschtes Stäbchen fallen lassen und uns aus lauter Sorge für unsre Gesundheit hungern ließen, bis uns die Eingeweide zusammenschrumpften.

Wer nur überhaupt an die großen Meister in der musikalischen Composition denkt, die in den nächsten fünfzig Jahren mit einander in die Wette geeifert, und an die vortrefflichen Werke in so mancherlei Arten, die sie hervorgebracht haben, der könnte leicht bei Algasiotti's Klageliedern über den Verfall der guten Musik den Bräutigam zu hören glauben, der sich beklagte, daß seine Braut zu schön sey. Und gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß viel Wahres an seinen Klagen ist.

Was ist zum Beispiel gegründeter, als seine Beschwerde: „daß die Mode — nicht zufrieden, über Kleidung und Kopfputz zu herrschen — ihr unbefugtes Ansehen sogar über die Werke einer Kunst ausdehne, welche der Natur nachahmen

und also unveränderlich seyn soll wie sie.“ — In der That ist nicht wohl abzusehen, warum man denjenigen, der ein musikalisches Werk blos darum, weil es alt ist, gering schätzt, nicht eben so lächerlich findet, als derjenige seyn würde, der ein Gemälde von Tizian oder Correggio deßwegen verachten wollte, weil es dritthalb hundert Jahre alt sey. Liegt denn der Grund, warum ein Gesang schön ist, nicht eben so tief in der Natur, hängt er nicht eben so wenig von Willkür und Zufall ab, als der Grund, warum ein Gemälde oder ein Gedicht schön ist? Gewiß, der anmaßliche Liebhaber der Musik, für den eine Arie von Leon oder Vinci aus der Mode ist, wird (wenn er aufrichtig seyn will) aus den nämlichen Ursachen die Toilette der Venus von dem Antigrazienmaler Boucher der Verklärung von Rafael vorziehen! — Daß der musikalische Geschmack zu gewissen Zeiten oder bei einem gewissen Volke so verdorben seyn könne, daß die Meisten, von den tonangebenden Midassen verführt, das wahre Schöne nicht fühlen und dagegen Grimassen von Bewunderung machen, wo der Mann von richtigem Gefühl die Achseln zuckt: wer zweifelt daran? Aber ein musikalisches Werk, das zu irgend einer Zeit vortrefflich war, das ist, eine große, allgemeine Wirkung auf Herz und Einbildungskraft that, wird es zu allen Zeiten bleiben. Fehlt es etwan an Beispielen, die diese Wahrheit beweisen? Thut das berühmte Miserere des Allegri, wiewohl es über hundert und fünfzig Jahre alt ist, in der päpstlichen Capelle nicht auf Alle, die es hören, noch immer eben dieselbe wunderbare Wirkung? Werden nicht die Chöre in den Opern eines Lully und Händel noch immer herrlich und unübertrefflich gefunden? Und wenn Kenner von den Arien dieser großen Meister weniger vortheilhaft urtheilen, kommt es nicht blos daher, weil sie (wenigstens großen Theils, was auch die

Ursache seyn mag) in ihrer Art nicht so vortrefflich als die Chöre sind? — So würden nicht nur Kenner, sondern alle Menschen, die ein Paar hörende Ohren und ein fühlendes Herz haben, von musikalischen Werken urtheilen, wenn (was mehr zu wünschen als zu hoffen ist) einmal als ein allgemeiner, fest stehender Grundsatz angenommen wäre: daß man den Werth einer musikalischen Composition blos nach den Wirkungen, die sie auf unser Gemüth macht, bestimmen müsse.

Uebrigens mag wohl (im Vorbeigehen gesagt) ein besonderer Grund vorhanden seyn, warum bei den Italienern die Begierde nach Neuem dem Geschmack am Schönen so viel Eintrag thut. Vermuthlich liegt es blos an der außerordentlichen Liebe dieser Nation für Alles, was Musik heißt, und an dem Umstande, daß man (besonders in Neapel und Venedig) allenthalben, wo man geht und steht, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande, Gesang und Saitenspiel um die Ohren klingen, schwirren und sausen hört. Ein schöner Gesang erregt in seiner ersten Neuheit ein so allgemeines Entzücken, daß er in Kurzem von allen Lippen tönt; und nun wird er so oft gesungen, so oft verschlungen, so oft mit ganzem und mit halbem Ohre gehört, daß er bald aus einer physischen Ursache keine lebhafte Empfindung mehr erregen kann, folglich einem so gefühlgierigen Volke, als die Italiener sind, mehr Ueberdruß als Vergnügen machen muß. Man könnte sich ja zuletzt an der Venus selbst müde sehen; und wer nur zehn Tage hinter einander immer das nämliche Solo von Besozzi hätte blasen hören, würde sich zuletzt nach dem Dudelsack eines Bärenführers sehnen.

Indessen gestehet Algarotti, daß diese Veränderlichkeit des Geschmacks seiner Landsleute der Musik wenig schaden

würde, wenn der Hauptfehler nicht an den Componisten selbst läge. Diese Künstler vergessen, seiner Meinung nach, gar zu gern, daß die Musik, wenn sie nicht Empfindungen vorträgt und dadurch bestimmte Eindrücke auf unsre Seele macht, nur ein schaler Ohrenschmaus ist; daß Musik und Poesie Schwestern und nur durch ihre Vereinigung allmächtig sind; aber daß, auch wenn sie sich vereinigen, die erste der andern ungeordnet seyn muß, und daß Alles verloren ist, sobald sie, anstatt zu gehorchen, herrschen will.

In der That, wenn die Operncomponisten so oft, als es ihnen Algarotti Schuld gibt, in dem Falle sind, jene unleugbaren Grundsätze zu vergessen, so haben sie sehr Unrecht. Denn was unternimmt der Componist, der das Werk eines Dichters in Musik setzt, Anderes, als die Zeichnung und Skizze eines Andern auszumalen? Und was könnte dabei heraus kommen, wenn er sich nun einbildete, nach eigener Willkür verfahren zu dürfen, und weder in der Wahl und Mischung der Farben, noch in Vertheilung des Lichts und Schattens, noch im Ton des Ganzen die Gedanken des Erfinders zu Rathe ziehen wollte? Musik und Action sind im Singspiel blose Organe, wodurch der Dichter auf unsre Seele wirken soll. Noch richtiger könnte man sie mit den Grazien vergleichen, die der Schönheitsgöttin zugegeben sind, um sie anzukleiden, zu schmücken und zu bedienen, und denen es gar nicht einfällt, auf Unkosten ihrer Gebieterin glänzen zu wollen. Der Tonkünstler, der die Wirkung des Gedichts, über welches er arbeitet, der juckenden Begierde, seine Kunst sehen zu lassen, aufopfert, ist einem Maler gleich, der die Juno vernachlässigen wollte, um unsre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Pfauen zu heften.

Doch es würde ungerecht seyn, wenn man den Compo-

nisten und unter ihnen so manchem großen Meister (welche hierin mit den übrigen sich so ziemlich in gleicher Schuld befinden) zum besondern Vorwurf machen wollte, was eine natürliche Frucht des einmal angenommenen Begriffs von der Oper und des einzigen Effects, den man dabei abzielte, war. Denn diesem Begriff zufolge war Ohren- und Augenlust Alles, was die Zuhörer verlangten, und Alles, womit man sie bis zur Sättigung bediente. Der Poet war nur ein demüthiger Diener des Componisten, des Decorateurs, der Sänger und Tänzer, der seine Schuldigkeit schon gethan hatte, wenn er seinen gebietenden Herren und Damen nur recht viel Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente auszulegen. Die ganze Einrichtung der Opernmusik, der Zuschnitt aller besondern Theile, die Form der Arien und Recitative, Alles gründete sich auf diesen Begriff und bezog sich auf diesen Zweck.

Daher diese Ouverturen, die (wie andere Symphonien), immer aus einem Allegro, Adagio und Presto zusammen gesetzt, mit dem Stücke selbst gemeiniglich nicht die mindeste Verbindung haben und (wie Algarotti sagt) den Exordien gewisser Canzelredner gleichen, die mit einem Strom von schönen Phrasen nichts zur Sache Gehöriges sagen, sondern eben so gut zu jeder andern Rede gebraucht werden können.

Daher die gewöhnliche Vernachläßigung des Recitativs, über welches gemeiniglich Componist und Sänger, als über etwas ihrer Aufmerksamkeit und Kunst Unwürdiges, so schnell als möglich wegeilen, und die man meistens nur als eine Art von Ruheplätzen betrachtet, wobei Sänger und Zuhörer Athem schöpfen, jener seine Kräfte zu einer großen Bravourarie sammeln, diese nach Herzenslust plaudern, lachen, liebäugeln, spielen oder schlafen können, bis sie wieder durch

das prächtige Geräusch oder zärtliche Getön eines Ritornells erinnert werden, daß eine neue Arie im Anzug sey, die, wenigstens um der schönen Rouladen und Cadenzen des Sängers willen, Aufmerksamkeit verdiene.

Daher, daß man die Arien als die Hauptsache in der Musik einer Oper behandelte; aber nicht etwa, um eine große Wirkung auf das Herz dadurch zu thun, sondern um dem Componisten und Sänger einen Tummelplatz zu geben, wo sie mit einander um den Preis ringen und alle ihre Künste, die Ohren zu bezaubern, zu überraschen und in wollüstiges Erstaunen zu setzen, in die Wette auslassen könnten. Daher die unendliche Ueberladung derselben mit Zierrathen; daher die ewigen seiltänzerischen und meistens gar nichts sagenden Passagen; daher die bis zum Ekel getriebenen und ganz am unrechten Orte angebrachten Wiederholungen der Wörter; daher die Abtheilung der großen Arie in drei Theile und das oft so unnatürliche da Capo; daher die unmäßig langen und unschicklichen Ritornelle, wo zum Beispiel ein Mensch, der vor Zorn außer sich ist, mit verschränkten Armen da steht und wartet, seine Wuth ertönen zu lassen, bis das Orchester ihm das rauschende Thema seiner Arie mit einer Menge Wendungen und Verzierungen vorgespielt hat; aber daher auch der Ueberdruß eines jeden Zuhörers von Gefühl, der sich durch das Vergnügen, das ihm eine Lieblingssängerin mit allen ihren Wunderkünsten machen kann, für die gähnende Langeweile, die ihm das ganze Stück verursacht, nur schlecht entschädigt hält.

Die Ausnahmen, die zu Gunsten mancher bekannten Stücke oder einzelner Scenen, sonderlich in den besten Opern des Metastasio, zu machen sind, verhindern nicht, daß alle diese Vorwürfe, welche Algarotti dem wälschen Singspiele

macht, nicht überhaupt nur zu wohl gegründet seyn sollten. Schon die neue Gestalt, welche Metastasio der Oper gab, war ein starker Schritt zur Verbesserung des lyrischen Theaters. Wie sollten Männer von so großem Genie, als Hasse, Graun, Jomelli, ein Galluppi und so weiter, die Aufforderung, ihr Genie im Ausdruck der Leidenschaft zu zeigen, die in einer Didone abandonata, einem Demofoonte, Siroe, Tito an sie gethan wurden, nicht mit Freuden angenommen haben? Aber dessenungeachtet blieb es in Absicht des Ganzen immer bei dem einmal eingeführten und zum Gesetz gewordnen Herkommen. Weder Dichter noch Componist waren Meister, zu thun, was sie wollten; beide mußten sich, gern oder ungern, der Tyrannei der Gewohnheit und der Sänger unterwerfen; und das Publicum, welches in keiner Sache von der Welt sein wahres Interesse zu kennen scheint, war auch hierin zu sinnlich, um eine gründliche Reformation des Singspiels, soviel an seiner Seite möglich war, zu befördern.

Endlich haben wir die Epoche erlebt, wo der mächtige Genie eines Gluck dieses große Werk unternommen hat, das — wofern es jemals zu Stande kommen kann — durch einen Feuergeist wie der seinige geweckt werden müßte. Der große Erfolg seines Orpheus und Eurydice, seiner Alceste, seiner Iphigenie würden Alles hoffen lassen, wenn sich nicht unüberwindliche sittliche Ursachen gerade in jenen Hauptstädten Europens, wo die schönen Künste ihre vornehmsten Tempel haben, seinem Unternehmen entgegen setzten! — Künste, die der große Haufe blos als Werkzeuge sinnlicher Wollüste anzusehen gewohnt ist, in ihre ursprüngliche Würde wieder einzusetzen und die Natur auf einem Throne zu befestigen, der so lange von der willkürlichen Gewalt der Mode, des Luxus und der üppigsten Sinnlichkeit usurpirt

worden: — ist ein großes und kühnes Unternehmen! aber zu ähnlich dem großen Unternehmen Alexanders und Cäsars, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen, um nicht ein gleiches Schicksal zu haben. Eine Reihe von Glucken (so wie zum Project einer Universalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäsarn) würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur über die Musik, diesen einfachen Gesang, der wie Mercurs Schlangenstab die Leidenschaft erweckt oder einschläfert und die Seelen in Elysium oder in den Tartarus führt, diese Verbannung aller Sirenenkünste, diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur großen Einheit des Ganzen auf dem lyrischen Schauplatze herrschend und fortdauernd zu machen — Gluck selbst — bei allem seinem Enthusiasmus — kennt die Menschen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um so etwas zu hoffen! Schon genug, daß er uns gezeigt hat, was die Musik thun könnte, wenn in diesen unsern Tagen irgendwo in Europa ein Athen wäre, und in diesem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singspiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Sophokles und Euripides that.

Die Perspectiv

in den

Werken der griechischen Maler.

[illegible] — ist ein großes und kühnes Unternehmen! aber es scheint dem großen Unternehmen Alexanders und Cäsars, aus den Trümmern der alten Welt eine neue zu schaffen, [illegible] gleiches Schicksal zu haben. Eine Reihe von [illegible] zum Project einer Universalmonarchie eine Reihe von Alexandern und Cäsarn) würde dazu erfordert, um diese Oberherrschaft der unverdorbenen Natur über die Musik, diesen einfachen Gesang, der wie Mercurs Schlangenstab die Leidenschaft erweckt oder einschläfert und die Seelen in Elysium oder in den Tartarus führt, diese Verbannung aller [illegible], diese schöne Zusammenstimmung aller Theile zur großen Einheit des Ganzen auf dem lyrischen Schauplatze herrschend und fortdauernd zu machen — Glück selbst — bei allem [illegible] Enthusiasmus — denkt die Menschen und den Lauf der Dinge unterm Monde zu gut, um [illegible] genug, daß er uns gezeigt [illegible] Lager [illegible] in Europa ein Athen wäre, und in diesem Athen ein Perikles aufträte, der für das Singspiel thun wollte, was jener für die Tragödien des Aeschylus und Euripides that.

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beinahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die griechischen Maler und Künstler in erhobener Arbeit hätten von den Regeln der Perspectiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniß gehabt und in ihren Werken von dem, was sogar die blose Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging so weit, den Parrhasien und Apellen und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntniß der Perspectiv und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat, bemüht sich, das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspectiv nicht so unwissend gewesen, als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajans, geschlossen; und dann, daß, wofern sie auch (wie freilich nicht zu leugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dieß nicht aus Unwissenheit, sondern mit gutem Bedacht und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheil nach größerer Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten theils auf gewisse Basreliefs und Münzen und sogar auf einige

von der Zeit noch geschonte Gemälde von unbezweifeltem Alterthum, z. B. auf die sogenannte aldobrandinische Hochzeit, die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen, theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern, wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den Jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, daß die griechischen Künstler mit den Regeln der Perspectiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl sich vielleicht Manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen Andern eine Stelle im Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdieß noch dadurch vorzüglich ist, weil sie eine bessere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst die Perspectiv so gänzlich vernachlässigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im drei und achtzigsten Abschnitt des zweiten Buchs de Oratore, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnißkunst (deren Erfindung dem

Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Malers vergleicht, „welcher Oerter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide;“ — pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.

Mir dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zwei Sätze, worin Alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nämlich unter den Malern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden; aber nur Maler vom ersten Rang besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimniß machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren, ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben, als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohnedieß unbegreiflich seyn, wie die größten Maler der Griechen in einem so wichtigen Theil der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von Phidias, ungezweifelt wissen, daß er unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben: zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers Lamberts

Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebenen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchem sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Phidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beide sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beiden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beim ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter und vollendeter seyn. Das Werk des Phidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere, weit aufgerissene Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollene Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werk ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers mangelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mensch sich habe entschließen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstück seines Mitbewerbers sehen zu lassen. Stellet beide an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumphirte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe, wo sie stand, ein kleinliches Werk ohne Ausdruck, ohne Kunst; die von Phidias hingegen entzückte Jedermann durch eine Großheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Phidias hatte die Kenntniß der Perspectiv voraus, und diese mußte damals wenigstens noch ein Geheimniß seyn, welches

er allein besaß, weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde, mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Phidias in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttin der Streit der Centauren und Lapithen und am Fußgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun, daß er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspectiv weniger befolgt haben? So große und reiche Compositionen lassen sich ohne Beobachtung derselben in einem verhältnißweise kleinen Raume schwerlich denken.

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung der Werke des Phidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Malern, die der Perspectiv mehr als die Bildhauer vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenoß, Gehülf und Freund des Phidias — der Erste, der nach dem Zeugniß des Plinius Symmetrie in die Malerei brachte, seinem Freund und der Natur, die er so sehr studirte, daß er es in der Reinheit der Umrisse allen Andern zuvorthat, nicht auch von jenem Geheimniß abgelernt haben? Sollte es dem Pamphilus, dem Wiederhersteller der berühmten Malerschule zu Sicyon, dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben seyn, von welchem Plinius sagt, daß er der Erste gewesen, der die

ganze Encyklopädie aller einem Maler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sey, ohne welche, seiner Meinung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Auch Herr Sallier schließt mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Malers in der Perspectiv, soweit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sey, weil sie nicht für gut gefunden, Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beiden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der perspectivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Maler geblieben sey. Pamphilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr Wenige reich genug waren, sich in seine Schule zu begeben oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er forderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Maler-Encyklopädie und nahm für jedes Jahr ein attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

Ueber die Ideale

der

Griechischen Künstler.

1.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit vier tausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radotirt haben, nicht schon einer gewesen ist, der uns a priori bewiesen:

„daß die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sey."

Sollte es schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Verdienst um die Menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweist:

„daß die Pferdegestalt unendliche Mal schöner und vollkommener sey als die menschliche."

Was indessen Niemand zu läugnen begehren wird, ist dieß: daß es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt, die uns schöner vorkäme, zu erfinden, als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber, so ausgemacht dieß ist, so wenig kann geläugnet werden, daß schwerlich jemals ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daß seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner, als sie war, hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht

Ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, daß ich beinahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie in Ernst im Zweifel gezogen werden?" — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Untersuchungen, wo es immer ein Unglück ist, gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen physischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, Anderes erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäßigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke von Mutterleibe an nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind, zum Nachtheil der

Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemals auch nur bei einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt, ein bloser abstracter Begriff, dessen Object außerhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existirt hat, nie existiren wird, nie existiren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären (wie Jemand behaupten wollte) zur Zeit, da die bildenden Künste unter ihnen blühten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen, so konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Phädrus, keine Lais, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung glaubt, die sehr natürliche Frage: Woher kam dieß? folgender Gestalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunst nichts Höheres, Reineres, Edleres erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit;

„so hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginirten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also blos neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler copirt seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;

„nun machten die alten griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken."

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren:

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt, und dieß sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künstler, der z. B. die Niobe oder den vaticanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geiste erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und in so ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wohl sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewohl sich darum Niemand einfallen ließ, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten Idealen der griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imagination spreche, so ist meine Meinung, daß einige ihrer Werke weder Copien noch Carricaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die außer der Imagination des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daß sie einen Grad von Schönheit oder Größe und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

daß auch hier wie in allen menschlichen Dingen ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und daß die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter

der Rubrik Ideale in eine Masse zusammenwirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allen in einerlei Bedeutung zukommen könne. Endlich scheint mir ein Resultat von Allem diesem: daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nämliche Gelegenheit und Freiheit hätten, die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nämlichen großen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht Alles, was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Dieß sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend Einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat, sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „daß es Tugend sey, sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben,“

mich nie verhindert hat, noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen, warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andere Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freilich (wie alle in hohem Grade vortrefflichen Menschen), je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat, sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nation — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern u. s. w., und dieß macht einen großen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine und zwanzig andern Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bei Vielen als die zusammengesetzte Wirkung ganz verschiedener Ursachen an. Unter diesen letztern ist freilich die Vortrefflichkeit der großen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat, und der Genie- und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben — eine Autorität,

die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damals Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger, unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungene Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarei durch so mancherlei Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beim Vortrag einer Lieblingsmeinung oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt, als man sagen wollte oder bei kälterem Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das Ihrige bei, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter u. s. f. auch darunter gemeint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? — Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie

nicht einmal in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgenossen des Sokrates, Xenophon, Diogenes u. s. w. gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

4.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk, und schöne Personen unter ihnen nichts Seltenes gewesen, läßt sich allerdings beweisen; und, es läugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber, womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu irgend einer Zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiß ich nichts. Selbst unter wohlgebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wohl bei den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Lais und Phryne so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den griechischen Weibern etwas so gar Gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der persischen Frauen so geblendet worden seyn, daß er sie Augenschmerzen (ἀλγηδόνας ὀφθαλμῶν) genannt hätte? — Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Maler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrner in Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu Athen war — (sagt Cotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter) — fand sich unter ganzen Heerden

von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte." — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den jonischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beim Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffahrt zu seinem Nachbar: Siehe, solche Schönheiten gibt's nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymphodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach dem Athenäus), „daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos, einer kleinen Insel nahe bei Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Malerschule!

Doch es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge anderer Bewohner des gemäßigten Theiles der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher, unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von

Ausschweifungen? Bei welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bei den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß, ob nur dieß einzige Mal?) sich nicht erwehren konnte, mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daß er, während die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eigenen Füßen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beinahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bei uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dieß, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern schwäbischen Reichsstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese

dieß für den Satz: daß die Ideale der griechischen Künstler nur Copien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Maler sich in Griechenland hervorthaten: wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn." — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich, der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des medischen Krieges bekommen, sagt ganz was Anderes. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisirtes Volk im heutigen Europa, das seit drei oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in

Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilians des Ersten und Karls des Fünften in Deutschland! — Oder mangelt es etwa in unsern monarchischen sowohl als freien Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizei in den meisten griechischen Städten unvollkommener war und bei ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie schlechter seyn mußte als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutschland. Und, was die Sitten der homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieser Seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundanlage der Menschheit nennen kann, besser bei ihnen als bei Andern? — Es wäre der Mühe werth, wenn Jemand dieß erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte: wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk, als irgend ein europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich, wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristophanes (wiewohl seine

Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind), sondern auf alle übrige weniger unreine Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermäßig erhobenen Volke.

Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bei den Athenern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreißig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern Zeugnisses dessen, was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Phokion, vom Halse schafften? — Kann man nach so oft wiederholten Proben in der nämlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen, als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt; so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freiheit endlich gegen den König Philipp von Macedonien verloren, und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorketes u. A. betragen haben. Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Phokion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche

Jahre darauf von dem sittenlosesten, schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines Gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereien und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum sie mit solchen Eigenschaften und bei einem solchen Betragen besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel, oder warum wir in Vergleichung mit ihnen verdienen sollten, Hefen der Zeit genannt zu werden. — Doch genug und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden, ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen, als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte, schönere Werke hervorzubringen, als nach der gemeinen Meinung irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, inwiefern die Werke der alten griechischen und der neuern europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas Reineres und Vollkommneres hervorgebracht, als die griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus

eignem Gefühle sagen. Die mediceische Venus, der vaticanische Apollo u. s. w. stehen zwar in Gipsabgüssen vor mir — und dieß ist in Ermanglung der Originale doch etwas; aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daß griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weßwegen ihnen dieser Name zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bei Wirkungen von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, Alles immer auf ein vermeintes Princip reduciren und aus einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freilich die kürzeste Art, sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Daseyn zu geben und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit, sie zu studiren, that's nicht allein — das Genie des Künstlers — die Liebe, womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammengenommen thaten's. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

7.

Fürs Erste also: Die griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. — Ob eine schönere als die unsrige? — wer kann dieß mit Gewißheit bejahen oder mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es aus allen vorangeführten Gründen ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber, was wir mit Gewißheit sagen können, ist dieß: Sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studiren, zu copiren — als die neuern Künstler je gehabt haben — und dieß macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nationalkampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis in Arkadien, die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta u. s. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht errôthet), die thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend tanzten — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppirungen zu sehen — mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen Solon einen Ueberfluß

an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das Ihrige beizutragen. Ein gewisser Aristophanes von Byzanz (der ein raisonnirtes Verzeichniß dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreißig zusammen, die einen Namen hatten; und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymphen blühten in dem nämlichen Jahrhundert, da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine Ehre daraus (wie uns eben dieser Autor versichert), ihren Hals und Busen den Malern zum Modell zu leihen. Daß die schöne Theodota, die Lieblingsmaitresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „Alles, was sie Schönes hatte," sowohl Malern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er Einer von denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging, diese Schönheit (die Jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dieß όσα καλως έχοι des Xenophon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte." Denn Xenophon sagt dieß nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlands ganz andre und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bei uns.

So würde es z. B. höchst unanständig und gegen den Respect des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den schönen Busen seiner Clientin entblösen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er

möchte sich noch so laut auf das Beispiel des berühmten athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bei der schönen Phryne mit bestem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Clientin würden sich sehr übel dabei befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts insgemein seyn möchten, sich in einem Tête à Tête von der Gültigkeit der producirten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem, wiewohl ungewöhnlichen Advocatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung losgesprochen. — Im Vorbeigehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daß ein sehr schöner Busen nichts Alltägliches zu Athen gewesen seyn muß. Die Richter (sagt Athenäus) wurden bei dessen Anblick so frappirt, daß sie, von einer heiligen Scheu (Deisidaemonia) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen.

8.

Da die Rede hier von Phryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der angezogene Autor versichert) vorzüglich an denen Theilen schön, welche bedeckt werden; auch war es nichts Leichtes, etwas von ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht das Mindeste von der blosen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemals in öffentlichen Bädern.“ — Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen und

an einem Feste des Neptun zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymphe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bei dieser Gelegenheit den griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmals so berühmte knidische Venus. Dieß sagt Athenäus ausdrücklich. Aber, wenn er etwas Anderes damit sagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Phryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdient nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damals noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine malerische Licenz hätte passiren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines römischen Dichters) ganz Griechenlaud vor der Thür einer Lais oder Phryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die solchen Creaturen anklebt; und eben diese Deisidämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte, den schönen Busen der Phryne zu zerstören und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und

in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles." — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus und den Thespiern für das, was sie war, für Phryne verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten, um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Phryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können, das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Copie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene

malte; wiewohl Andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bei dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabei gedient. Gesetzt aber auch, daß dieß im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre, so ließe sich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winckelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemälde jemals zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bei den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ist's dieß: daß Künstler, die sich vermessen hätten, Götter darzustellen, und nichts Besseres, als Copien und Carricaturen einzelner Menschen, also unvollkommener Individualnaturen, hervorgebracht hätten, den Namen großer Meister nie erlangt haben könnten; und daß die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohl berühmte Kriegsmänner, Athleten oder Alcibiaden, Phrynen u. s. w., für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten oder — doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht, daß ich — bevor ich glaube, etwas Positiveres über die idealischen Werke der griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwei Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nämlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und

auch unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat, nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am allerwenigsten von solchen, die wirklich Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie z. B. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lysippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen physiognomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „daß sie immer unwahr, eine Art von Carricatur, höchstens Approximation sind." — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bei ihnen hat keine Approximation Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbilde Statt findet. Alles kommt blos auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen, der sie anschaut, besonders auf den, der sie mit religiösen Gesinnungen anschaut, beim ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle etwas mehr als Menschliches, mehr als Heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht; er hat das Aeußerste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dieß der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr, als ich jemals behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit entstanden seyen, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles und der Ausführer seines großen Entwurfs, Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das Bewundernswürdigste, was jemals Menschenhände geschaffen haben (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt), erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts Vorgehendes angekündigt, durch nichts Folgendes erreicht — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabene Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen. — Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alte Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar." — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu sehen; und, „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet," — sind die

eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werke eines Menschen was Größeres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug, um uns zu überzeugen, daß Cicero, der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, Niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete."

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen, die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Copie noch Carricatur individueller Natur und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmal gemeinen Menschensinn gehabt haben!

11.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir vielerlei Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heißen können, und die man, um etwas Richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weise, wie sie Alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete — so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden, und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene, welche längst zerstört worden oder vielleicht noch jetzt tief begraben liegen, etwas Zuverlässiges zu sagen; so würde es Verwegenheit seyn, die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Classe einen Platz zunächst an Phidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Phidias selbst nicht in diese Classe. Vielleicht — doch wozu helfen uns alle diese Vielleicht? Vielleicht war nur ein Phidias, wie nur ein Homer, ein Shakespeare — und vielleicht nur ein Jupiter Olympius, wie nur eine Ilias, nur ein Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die zweite Classe, an deren Spitze ich den Polykletus von Sycion setze, der bekannter Maßen wenige Olympiaden nach Phidias blühte. Dieser Künstler war der Erfinder

des berühmten Kanons; einer Statue, die diesen Namen deßwegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommnen Schönheit menschlicher Gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: Solus hominum artem ipsam fecisse artisopere judicatur — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beim ersten Anblick vermuthen läßt.

War dieser Kanon ein Ideal von der ersten Classe? oder war es nur ein Abstractum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammen gesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammen gegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saßen, heraus brachte? Höchst wahrscheinlicher Weise das letzte. Polyklet, so ein großer Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Phidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so Manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Phidias angefangene Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechischen Wörter Torneutike und Toreutike entstanden. Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklets, und dieß zeuget mehr von Geschmack, als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten außer der Schönheit des Ebenmaßes noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazone lange Zeit hernach

in einem Bildhauerconvent der Amazone des Phidias selbst vorgezogen wurde. Die gemeine Meinung setzte ihn über alle seine Vorgänger: aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse pondus putant — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians ist ziemlich klar, daß dieß noch etwas mehr sagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winckelmann meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, blos Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtschreiber, wo sind seine Zeugnisse? Oder, als Augenzeuge, wo sind Polyklets Werke? Seine kolossalische Juno zu Argos war weltberühmt und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch sagt dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe, — Deorum auctoritatem non explevisse — da hingegen Phidias glücklicher in Göttern gewesen, als in Menschen, — Phidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbst die Wahl seiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen Diadumenum molliter juvenem und einen Doryphorum viriliter puerum — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderlei Art, und, um sie zu verschönern, braucht man nur das Individuelle wegzulassen; aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon oder Doryphorus des Polyklet ein

Ideal vom ersten Rang oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön, als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bei einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstraction und Wiederzusammensetzung, aus dem Schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Cirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug, dieser selbst idealische Doryphorus wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen copirten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte griechische Künstler; und es ist leicht zu begreifen, daß die Kunst bei dieser Methode mehr verlor, als gewann. Polyklet selbst scheint sich bei seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit, die ihm Varro vorwarf, daß sie fast alle nach einerlei Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht, sich von seinem Modelle zu entfernen, ziemlich stark hervorscheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus.

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine zweite Classe von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Phidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen Praxiteles und Lysippus oben an, von denen der erste ungefähr um die hundert und vierte, der andere um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

Beiden gibt Quintilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daß sie sich der Wahrheit oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur mehr genähert, als ihre Vorgänger" — ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dieß optime bezieht sich auf accessisse, wie aus dem gleich Folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Quintilian hinzu) Demetrius wird deßwegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur), oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert," — d. i. (wie man die Worte »similitudinis quam pulchritudinis amantior« auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit beflissen, — welches (im Vorbeigehen gesagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunstwerk werde blos dadurch schön, daß es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes optime accessisse will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern

Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten, als jene.

Ich glaube aber bei dieser Aehnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Ueberhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Phidias genähert, Lysippus mehr dem Polyklet.

Von jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. Ein Satyr, der zu Pausanias Zeiten noch in Athen zu sehen war, wurde (nach eben dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Cupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Classe. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides gewesen zu seyn, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten, und Grotius in vier fast eben so schöne lateinische übersetzt hat. Und eben diese Verse — zumal, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuße der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daß ein schöner Knabe dabei zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (sagt der griechische Dichter), daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn und zog das Urbild (αρχετυπον) aus seinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes

finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht; und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal seiner Liebe seyn sollte: wie groß mußte da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmal begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daß man blos, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespien reisete, wie man, um die Majestät des olympischen Vaters anzubeten, nach Elis und, im Anschauen der Liebe hauchenden Schönheitsgöttin hinzuschmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Phryne dieses Bild so heilig hielt, daß sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffenes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den thespischen Amor für ein Ideal der ersten Classe zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daß, wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß sich der Name desselben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter vorstellte. Wäre der thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiß den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiß so viel auf ihn eingebildet, als auf einen pentathlischen Sieger in den olympischen Spielen.

14.

Eine andere Beschaffenheit aber hatte es mit der knidischen Venus, bei welcher Phryne (wie nicht geleugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente; es sey nun, daß sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „diese Venus sey ein Bildniß der Phryne gewesen," behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freilich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur, insofern ich sie für irrig halte: denn, was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die knidische Venus war keine Copie, keine Bildsäule der Phryne, — auch nicht eigentlich eine idealisirte Phryne — denn so wär' es doch noch immer Phryne gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der himmlischen (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt), und dazu hätte sich doch wohl Phryne selbst ein Gewissen gemacht das Original zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabei helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die schönste Figur ihrer Zeit und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern; nur zur Stufe, von der sich seine Einbildungskraft

zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufschwingen wollte. Dieß war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imagination zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reize erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieser knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das schönste unter allen Werken des Praxitelles, sondern unter Allem, was man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte. Aber sie flößte nicht nur Erstaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte sogar Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Namen gehenden Liebesgötter ist, läßt die beiden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beim Anblick dieses Bildes beinahe von Sinnen kommen und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen Gnade fand. Ja, die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Lateinisch erzählen läßt) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich, Cypris, auf Erden?
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reiz?

Diese Beispiele und Augenzeugnisse von dem Effect, den die knidische Venus machte — wenn wir auch abrechnen, was die Imagination der Zeugen dabei gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie, zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Phidias, die Venus Hortensis (εν κηποις) des Alkamenes — wiewohl Lucian einzelne Theile von diesen beiden den nämlichen Theilen an der knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen, sie zu dem zu machen, was sie war? Phryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe, mit der er arbeitete, das beinahe unmögliche Bestreben, etwas noch Schöneres zu denken, als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden, mich däucht, Alles dieß mußte gerad ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabei an Göttlichkeit — aber nur so viel, als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reiz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dieß Herzenschmelzende, Unnennbare, was bei ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bei irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des knidischen Tempels mit aller geziemenden Devotion zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Classe mache — wiewohl sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nämlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobei sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er blos nach seiner Idee oder dem einmal angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herabgezogen; hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reiz; — gefielen also mehr — und Mehrern — verschafften ihren Meistern allgemeinern Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w.; und Alles dieß war sowohl auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im größten eigentlichsten Ideal war doch nur ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) Niemand nachzueifern sich getraute. — Wer sich auch emporheben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

16.

Phidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister, in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus communis wurde, was bei jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchsten

Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklets wurde zum Modell; alle berühmte Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Copisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können, und so war die Kunst im Abnehmen, als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Collision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Großen und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Charakter, der ihm mit Praxiteles gemein war (nämlich, daß sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger), dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie, noch durch den Zeitpunkt, worin er blühte, und die Umstände, worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu seyn, sich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos (ein Mann, der sich selbst im Bade striegelte), eine betrunkene Flötenspielerin haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos oder sein Cupido zu Thespien. Sein größter Held war Alexander, den er in verschiedenen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns arbeitete, daß dieser (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargestellt seyn wollte. Lysippus bildete auch den Hephästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen

Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Aehnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig u. s. w.

Als er anfing, aus eignem Triebe sich auf die Bildnerei zu legen (er sollte anfangs ein Grobschmied werden), war der Kanon Polyklets das Modell, wonach er studirte. Dieß ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte: wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? — Der Doryphorus, antwortete Lysipp. Und vermuthlich war dieß Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaßes mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Maler Eupompus, sein Landsmann (beide waren von Sicyon), den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloser mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamphilus, welcher durch seinen Schüler Apelles berühmter geworden ist als durch seine eigenen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn, welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte: „Hier sind meine Modelle, sagte der alte Maler; die Natur selbst, nicht den Meister, muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden.“ Lysipp ließ sich's gesagt seyn —

aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich Alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich, es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt und in seinen übrigen freiern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studirte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht, wie sie war, sondern, wie er sie sah und sehen wollte; ließ bei der Nachahmung das Fehlerhafte weg oder wußte es zu verbergen; zeigte, was an jedem das Schönste war, auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten und also von Jedem beim ersten Anblick erkannt wurden. Dieß war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von Niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Maler der Grazien, malen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen; verschönerte einzelne Naturen oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmelzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisiren (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird), hatte Lysipp eigentlich seinen großen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich bloß an die Natur hielt, wurde gerade deßwegen getadelt — nicht etwa, weil seine Statuen Flickwerke oder Carricaturen,

sondern, weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe also — beim Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken unterschieden, denen man — in so fern als sie alle, nicht aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas Anderes als blose Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Namen der Ideale beilegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnamen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowohl zwischen diesen verschiedenen Arten selbst, als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias oder einen Doryphorus des Polyklet oder eine blose Nachahmung dieses Doryphorus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen; so werden wir finden, daß jener Name, in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen, und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestrengtesten Bestrebung, sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur empor zu schwingen, entstanden und — wie der römische Plato in der oben angezogenen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen conventionell, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen, was man Götter-Ideal nennen kann, gearbeitet seyn und dessenungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dieß bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bei aller ihrer conventionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit Allem, was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die in der Seele des Phidias saß, als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — deutsch zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt, was ihr sagt; oder daß dieser so hoch gepriesene Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da Niemand hingehen und

sehen kann, was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten und im Grunde doch nichts besser als Carricatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendliche Mal schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldenen Zeiten des Perikles geziert war.“

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen, was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht, wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und Niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammen zu hetzen oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern blos die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dieß rückt Natur und Kunst um ein Beträchtliches näher zusammen. Es wäre freilich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenkloß sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsere Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sey, sich etwas Schöneres, Reineres und Vollkommneres zu denken, als diese durch die Peccata Mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname,

wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (soviel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne also vor allen Dingen, daß es, wenn man von dem Jupiter Olympius des Phidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht abzuhelfen ist, so kommt es jetzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten, ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läßt sich freilich Niemanden etwas vorschreiben.

Aber dieß wenigstens ist gewiß, daß unter allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, Keiner sich so ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandenes Werk gehalten. Wäre dieß der Fall gewesen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Phidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein, so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der

Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der olympische nur einiger Maßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der Erste zu seyn, der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „sie möchten vor der Majestät dieses vermeintlichen Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles, des Xantippus Sohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenamset, neun- oder zehnmal größer und dicker, als er unter seinem eigenen Namen zu seyn pflege, und, um die griechischen Ganshäupter zum Besten zu haben, in einen Jupiter travestirt.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiter erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweifache Art derselben denken. Es ist's nämlich entweder der Künstler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden; aber, daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch, als man immer will, zusammengesetzt,

die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Phidias (oben bemeldeter Maßen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, insofern sie in der Imagination der Menschenkinder ihr verborgenes Werk und Wesen hat, habe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daß sie eine solche Schmelzerin ist, wird Niemand leugnen; allein, wie sie es dabei anfange, ist ein Geheimniß, das uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden, wie wir wollen, so werden wir genöthigt seyn zu bekennen, daß Phidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir sagen, sie sey eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten — Und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen und gestehen, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler eben so wenig verstehen, als von dem Gespenste, das dem Brutus zu Philippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, weß Namens, Standes und Würde er seyn mag, der jemals einem Sterblichen erschienen ist vom Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen großen Grundsatz »nihil est intellectu etc.« alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andere ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber trotz diesem großen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmal so große Stücke herunterhauen kann, wird auch von der kleinen

Welt in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakespeare's Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es gibt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt." — Es ist eitle Mühe, Alles, was in dem geheimnißvollen Abgrund unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren und auch schon lange zuvor bei äußern Veranlassungen, die auf tausend Andre nichts dergleichen wirkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Association meiner damaligen Sensationen, noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müssen wir denn Alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen, so ist die Sache? — Man sage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung gibt, als sie haben, zu erklären meine, was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Cap. 30. V. 18, 19.) Aristoteles und zwanzig Andre konnten wohl über die Werke Homers philosophiren; aber Keiner von ihnen hat uns noch ein Recept

geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht eben so seyn?

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere) griechische Natur und die Gelegenheiten, sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das Ihrige zu den schönen Ideen der griechischen Künstler beigetragen haben müssen. Was ich leugne, ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er Alles dabei gethan habe. Denn, that er Alles: warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den griechischen Bildnern und Malern, die doch alle die nämliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas Großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu concentriren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe und wissen vom Wie des Phänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine Meinung von der Sache sagen? — Die Imagination eines jeden Menschenkindes und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das A b cbuch, das man Psychologie nennt, gerade so

viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen wirken, — über diesem Allem hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hätten's nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz" — sagt Tristram Shandy. Dieß ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Componisten und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von innen oder außen ist freilich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte, wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte? entstehen mußte?

24.

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt worden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Und dieß ist, soviel ich weiß, auch der Fall beim Jupiter Olympius des Phidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muß ich meine Leser bitten, bei dem Namen Phidias sich so

lebendig, als ihnen möglich ist, einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunst geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit seinen Lehrmeistern ein Gott scheinen mußte — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinaufstieg, wozu es freilich nicht viel mehr braucht, als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe; sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwei oder drei Riesenschritten verschlang — einen Mann, der ein eben so großer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also von Natur und Gewohnheits wegen zuletzt wie mechanisch werden mußte, Alles, was er dachte und machte, groß zu denken und zu machen — kurz, einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezogenen Stelle sagt) leichter war, Götter zu bilden als Menschen, und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Anlauf zu nehmen und, um selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammen nimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche, — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem Wenige stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren, wenn sie unter ihres Gleichen

standen — das Alles zu seyn, war freilich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bei der Untersuchung zeigte sich, daß Phidias die Vorsicht gebraucht hatte — unschuldig zu seyn, und daß gerade so viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dieß setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen, „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonen-Schlacht, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, ihm selbst ähnlich sehe" — und weil es ihm hier nicht so leicht war, das Gegentheil zu demonstriren, so wurde er ohne Weiteres verurtheilt, ins Gefängniß geworfen und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen, oder er fand Mittel, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Kurz, Phidias begab sich nach Elis und wurde Werkmeister des Jupiter Olympius.

Rollins Behauptung, daß er bei diesem erstaunlichen Werke die Absicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen, daß sie das Größte sey, was die Kunst jemals hervorgebracht — ist zwar eine blose Vermuthung; denn sie beruht, meines Wissens, auf keinem Zeugnisse: aber sie gehört unter die Vermuthungen, die man für so gewiß nehmen kann, als ob sie gerichtlich erwiesen wären; denn sie beruht auf der

menschlichen Natur. So beleidigt, wie Phidias von den Athenern war, rächt man sich ganz gewiß, wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller und für die herrschende Leidenschaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher gewesen wäre?

Phidias entwarf also den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und, nur den Gedanken davon zu fassen, brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewußten Geistes wie der seinige. Aber, da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrack er vor seinem eignen Gedanken — fühlte, daß er nur ein Mensch war, er, der es wagen wollte, den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daß Jeder, der ihn sähe, schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte?

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt, stieg vom größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des olympischen Vaters konnte nicht durch Abstraction noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte sie ihm — und sie erschien ihm, da er sich's am wenigsten versah, — da er einst, über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drei berühmten und unübersetzlichen Verse, in welchen Zeus der flehenden Thetis die

Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbrauen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. — Diese Verse trafen sein Ohr oder vielmehr sein Innerstes, und, siehe! auf einmal stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung, die sie nach Allem, was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauende machte!

Der große Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote lächerlich findet. „Entweder Phidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; ich dächte doch, Phidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen, daß Jupiter Augenbrauen und Haarlocken habe. — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Göttersachen. — Freilich hatten zehntausend und zehntausendmal zehntausend Leute diese nämlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch Keiner ein Phidias — und ein Phidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imagination befand, wie er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Uebrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf Alle, die es — mit Menschenaugen ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beigemessen werden könne. Wenn die Religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses Werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse Gefühl, womit es von den Meisten angesehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch jetzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding ansieht! — Auch die kolossalische Größe dieses Jupiter, und daß (wenn es erlaubt ist, den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bei, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber, was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war dieß: daß der olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand; sondern daß er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch Stellung und verhältnißmäßige Größe sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockene Beschreibung, die uns Pausanias (der Kälteste unter Allen, die jemals ihren Mund aufgethan haben, von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen

Reisebeschreibermanier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem Leser, dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effecte zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Composition auf den ersten Blick machen mußte.

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit Allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, oder ein Andrer, der des Alterthums und seiner Ueberbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte, — es ist Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese und die besondere Art, wie Jeder sie sieht, faßt und zusammenstellt, hinaus. Drei oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte, sie seyen aus der Epoche des Perikles, — blos die Nemesis des Agorakritos, die Sosandra des Kalamis und der Amor und die Venus des Praxiteles mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Phidias würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als Alles, was man jetzt a priori oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken und aus dem, was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

Miscellaneen.

Erster Theil.

[illegible] davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, [illegible] dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, [illegible] von dem erstaunlichen Effecte zu geben, den [illegible] Composition auf den ersten [illegible]

26.

[illegible] — so wenig ich auch vielleicht mit Allem, was ich [illegible] der alten Künstler vorgebracht, gesagt [illegible] — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, [illegible] des Alterthums und seiner Ueberbleibsel [illegible] und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte, [illegible] in [illegible] und die besondere Art, wie Jeder [illegible] und zusammenstellt, hinaus. Drei oder [illegible] sie seyen aus der [illegible] — blos die Nemesis des Agorakritos, [illegible] und der Amor und die Venus [illegible] einzigen von den vielen Wunderwerken [illegible] würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als Alles, [illegible] jetzt a priori oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken und aus dem, was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

1.

Agrippa von Nettesheim
(Heinrich Cornelius).

Ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Muth verdient unsre Aufmerksamkeit, und, wenn er Beides zu Bekämpfung des Aberglaubens und der Vorurtheile — in einer Zeit, wo die Reiche des Lichts und der Finsterniß mit großer Macht um die Oberherrschaft stritten — angewandt hat, so verdient er, im Andenken der Nachwelt zu leben, und seine Manen erwarten von ihr die Gerechtigkeit, die ihm seine Zeitgenossen versagten oder zu erweisen unfähig waren.

An Aufklärung seiner Zeit Antheil gehabt zu haben, wird vielleicht dermalen von Manchem als ein zweideutiges Verdienst angesehen. Man hat so lang und viel an Aufklärung der unsrigen gearbeitet, daß Männer von Einsicht endlich auf den Gedanken gekommen sind: es sey der Sache zu viel gethan worden, und es möchte wohl Noth seyn, es wieder ein wenig dunkel um uns her zu machen. Wir lassen's für dießmal dahingestellt seyn, wie viel hieran wahr seyn mag oder nicht. — Aber, wenn sich auch behaupten ließe, daß eine gewisse Quantität Licht für das innere Auge des Menschen zu viel sey, und daß es schattige Thäler und sacri horrori (heilige Schauer) in unserm Mikrokosmus gebe, in

welche mit der Fackel der Untersuchung einzudringen — gesetzwidrig sey, so wird doch schwerlich Jemand behaupten wollen oder vielen Glauben finden, wenn er behaupten wollte, „es sey überhaupt besser, im Finstern zu wandeln als im Licht.“ Denn so weit sind wir wenigstens gekommen, daß wir gewahr worden sind: man habe z. B. bei Tageslicht den Vortheil, vor sich hin und um sich her zu schauen und also entweder seinen Weg ohne Führer gehen oder wenigstens sehen zu können, wohin man geführt wird; ein Umstand, der vielleicht den Führern nicht allezeit zu ihren politischen oder ökonomischen Geheimabsichten dienlich seyn mag, aber den Geführten wenigstens (es sey denn, daß der Weg an den Galgen ginge) nicht leicht nachtheilig seyn kann. Dieß vorausgesetzt, möchte dann bisweilen, und bis Arimanius, der Gott der Finsterniß, seine schwarze Reichsfahne wieder mitten unter uns aufgesteckt haben wird, als eine hinlänglich begründete Maxime angenommen werden dürfen: daß Männer, die vor zweihundert und mehr Jahren zur Aufklärung der menschlichen Köpfe etwas beigetragen haben — und also nunmehr todt sind und Keinem von uns zur Unzeit mit ihrer Fackel unter die Nase leuchten oder ihm etwa sein eigen Laternchen aus der Hand schlagen können — mit allem Fug unter die Zahl der guten Geister, die sich ums Menschengeschlecht verdient gemacht, gerechnet werden mögen. Und so widerfahre denn auch dem ehrlichen Cornelius Agrippa sein Recht!

Dieser Mann wurde in der Reichsstadt Köln im Jahre 1486 geboren. Weil das alte und edle Geschlecht derer von Nettesheim, woraus er abstammte, sich schon seit etlichen Generationen dem erzherzoglichen Hause Oesterreich gewidmet hatte, so trat auch unser Agrippa frühzeitig in Kaiser

Maximilians I. Dienste; anfangs als Secretär. Weil aber dieß sein natürlicher Beruf wohl nicht war, so verwechselte er bald die Feder mit dem Degen, den er eben so gut zu führen gelernt hatte, und diente dem Kaiser einige Jahre bei der Armee in Italien. Hier that er sich bei verschiedenen Gelegenheiten so hervor, daß er zur Belohnung seiner männlichen Thaten die Würde eines Ritters (Equitis Aurati) empfing. Da er aber mitten unter dem Geräusche der Waffen nie aufgehört hatte, den Wissenschaften, zu denen ihn ein überwiegender Hang hinzog, obzuliegen, so wollte er mit jenem militairischen Zeichen auch die akademischen verbinden und nahm die Würde eines Doctors der Rechte und der Arzneikunst an. Agrippa hatte einen allumfassenden, freien, feurigen, unruhigen Geist, der keine Fesseln duldete und sich in keinen engen Bezirk eindämmen lassen konnte. Er legte sich (was damals die allgemeine Gewohnheit vorzüglicher Köpfe war) nicht auf eine, sondern auf den ganzen Cyklus der Wissenschaften, die hermetische und kabbalistische Philosophie mit eingeschlossen, die durch den berühmten Reuchlin wieder in großes Ansehn gesetzt worden war; verstand auch acht Sprachen, und darunter sechs so gut, daß er darin fertig und zierlich redete und schrieb. Sein Wissenstrieb und unsteter Geist trieb ihn in den Jahren 1507 und 1508 in Frankreich und Spanien herum. Im Jahr 1509 hielt er sich zu Dole in Burgund auf, wurde unter die Lehrer der Theologie bei der hohen Schule daselbst angenommen, las öffentlich mit großem Beifall und Zulauf über Reuchlins wunderbares Buch de Verbo Mirifico (ein Werk, worin R. dazuthun bemüht ist, daß der Name Jesus der wahre Schlüssel zu allen Geheimnissen der echten Kabbala oder heiligen Philosophie der Hebräer sey), kam aber darüber, wie natürlich, in

große Spannungen und Irrungen mit den Mönchen, die Alles, was von Reuchlin herkam, für höchst gefährliches, seelenverderbliches Gift und die hebräischen Buchstaben und Wörter für Zaubercharaktere und Beschwörungsformeln ansahen. Agrippa, vermuthlich, um sich Eingang und Unterstützung bei der berühmten Erzherzogin Margaretha von Oesterreich, Gouvernantin der Niederlande, zu verschaffen, schrieb seine Abhandlung: Von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts; [1] konnte aber damals nicht dazu kommen, sie gedruckt zu sehen, denn die Hand der Mönche wurde so schwer über ihm, daß er zuletzt wohlweislich die Partei der Sicherheit ergriff, an einem schönen Morgen davon ging und sich nach England flüchtete, wo er (außer einer geheimen Negociation, über deren Gegenstand er sich nirgends erklärt) im Jahr 1520 über die Briefe des h. Paulus arbeitete. Von da ging er, mit neuem theologischen Vorrath befrachtet, nach seiner Vaterstadt Köln zurück; hielt daselbst theologische Vorlesungen über die sogenannten Quaestiones Quodlibetales, konnte sich aber vermuthlich mit den Mönchen zu Köln nicht besser vertragen, als mit denen zu Dole; denn er wurde des quodlibetalischen Theologisirens bald so überdrüssig, daß er seine verrosteten Wehr und Waffen wieder hervorsuchte und sich abermals nach Italien unter die Truppen Maximilians I. begab. Seltsam genug, aber vermuthlich eine Wirkung der Reputation, worin er stand, über Religions- und Kirchensachen heller und freier zu denken als die Magistri nostri seiner Zeit, war es, daß er um diese Zeit von dem Cardinal de St. Croix den Ruf erhielt, der Kirchenversammlung zu Pisa als Theologus beizuwohnen.

[1] De nobilitate et praecellentia foeminei sexus ejusdemque supra virilem eminentia, ist nachmals in verschiedenen Ausgaben erschienen.

Es ist bekannt, daß dieses Concilium auf Frankreichs Anstiften, wider Pabst Julius II. Willen, wiewohl in Kraft eines Versprechens, das er bei seiner Erhebung auf den h. Stuhl zu Rom hatte von sich geben müssen, von den Cardinälen unter der vorgegebenen Absicht, den Gebrechen und Mißbräuchen der allgemeinen Kirche abzuhelfen, ausgeschrieben wurde. Weil es aber durch die Bemühung des Papsts nicht zu Stande kam, so entging auch unserm militairischen Theologen diese Gelegenheit, neue Lorbeeren auf Unkosten seiner Ruhe einzusammeln. Indessen muß er gleichwohl Mittel gefunden haben, sich am römischen Hofe in guten Geruch zu setzen; denn bald, nachdem Leo X. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, wußte sich Agrippa von diesem Papst ein Breve auszuwirken, worin ihm wegen seiner Devotion gegen den h. apostolischen Stuhl und wegen seines treufleißigen Eifers, die Unabhängigkeit desselben zu befördern, viel Lobes ertheilt wird; — welches wohl schwerlich geschehen wäre, wenn Leo oder der Cardinal Bembo, der das Breve unterschrieben, gewußt hätten, daß Agrippa zu einem Verfechter der Rechte der Kirche gegen den römischen Hof auf dem Concilium zu Pisa bestimmt gewesen war.

Vermuthlich machte das päpstliche Breve unserm gelehrten irrenden Ritter neuen Muth, auf theologische Abenteuer auszugehen, so übel ihm solche auch bisher bekommen waren. Er lehrte nun zu Turin öffentlich Theologie und las zu Pavia über den angeblichen Hermes Trismegistus. Aber seine Existenz blieb unstät, flüchtig und ungewiß. Endlich verschafften ihm seine Freunde ums Jahr 1518 die Stelle eines Advocaten und Syndicus der Stadt Metz, wo er sich bald durch seine Wohlberedenheit hervorthat und vielleicht ein stilles, geruhiges Leben hätte führen mögen, wenn ihm

sein böser Dämon nicht eingegeben hätte, die Partei seines Freundes, des berühmten Le Fevre d'Etaples (Faber Stapulensis), [1] gegen die drei Ehemänner der h. Anna zu nehmen.

Die Mönche, die sich verbunden hielten, dieses Triumvirat der h. Anna bei seiner längst verjährten Existenz in der Legende zu schützen und zu schirmen, nahmen ihm diese Ritterthat sehr übel auf. Aber, was sie ihm gar nicht verzeihen konnten, war die Gottlosigkeit, die er hatte, eine arme, der Hexerei sehr unschuldiger Weise angeklagte Bauerfrau gegen ihre Ankläger und den Dominicanermönch Niklas Savini gerichtlich zu vertheidigen. Zu seinem Unglück gewann er den Proceß, und dieß war freilich mehr, als die Mönche leiden konnten. Agrippa glaubte nicht an die drei Männer der h. Anna, glaubte nicht einmal an Hexen — konnte ein solcher Mann geduldet werden? Aus Furcht, daß es den Inquisitoribus haereticae pravitatis gar leicht einfallen könnte, ihn selbst zum Gegenstand des Feuerwerks zu machen, das sie den Metzern hatten geben wollen, floh er im Jahr 1520 abermals nach Köln; von da im Jahr 1521 in die Schweiz. Hier machte er anfangs zu Genf, hernach zu Freiburg den Arzt, bis er endlich im Jahr 1524 zu Lyon in der nämlichen Qualität bei der Herzogin von Angoulesme, Mutter Königs Franz I., in Dienste trat. Aber auch hier ging's ihm nicht besser. Die Herzogin, mißvergnügt darüber, daß er ihrem Glauben an die Astrologie und ihrem Vorwitz, mittelst derselben künftige Dinge voraus zu wissen, nicht hatte Futter streuen wollen, ließ ihn zu Lyon sitzen; seine Pension wurde zurückgehalten, und nachdem er Jahr und

[1] S. über diesen einen nachfolgenden Aufsatz.

Tage Freund und Mag (Verwandte) angestellt hatte, sie bezahlt zu erhalten, erfuhr er endlich, daß er aus der Pensionsliste ausgestrichen sey. Sein Hauptverbrechen war, daß ihn die Herzogin für einen Bourbonisten hielt, weil er dem ihr tödtlich verhaßten Connetable von Bourbon ein sehr günstiges Prognostikon gestellt hatte. Diese Begebenheit reizte die Galle unsers Abenteurers. Er murrte, schimpfte, drohte und declarirte öffentlich, daß er die H... nicht mehr für seine Fürstin, sondern für eine grausame und treulose Jesabel erkenne. Bayle bemerkte sehr wohl, daß es der Prinzessin übel ergangen seyn würde, wenn Agrippa der große Zauberer und Teufelsbanner gewesen wäre, wofür er in der Folge ausgeschrieen wurde. All dieß diente nicht, seine Sache besser zu machen; vielmehr verwickelte er sich dadurch in Schwierigkeiten, die ihm das Leben sehr verbitterten.

Im Jahr 1529 schien ihm endlich das Schicksal günstiger werden zu wollen. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf von König Heinrich VIII. in England, von dem kaiserlichen Canzler Gatinara, von einem italienischen Marchese und von der Gouvernantin der Niederlande, Margaretha von Oesterreich. Er begab sich in den Schutz der letzten mit dem Charakter eines kaiserlichen Historiographen und einer Pension, die — ihm nie bezahlt wurde. Seine Feinde fanden Mittel, ihm bei dieser Erzherzogin und nach ihrem Tode am kaiserlichen Hofe eben so schlimme Dienste zu thun als bisher; und was ihm seine Feinde nicht Leides thaten, that er sich selbst. Denn sein Werk de Vanitate scientiarum (von dem eiteln Wesen der Wissenschaften), das er im Jahr 1530 heraus gab, und worin er der falschen Gelehrsamkeit seiner Zeit mit unerträglicher Freimüthigkeit die Maske abzog, erbitterte von Neuem alle Arten von Gelehrten-Zünften und

Innungen, am meisten aber die Mönche und Magistros nostros. Nun redete und schrieb, ja, man predigte sogar von den Canzeln gegen ihn; und übel möcht' es ihm bekommen seyn, wenn nicht der Cardinal Legat Campegius und der Cardinal de la Marc, Bischof von Lüttich, sich seiner noch angenommen hätten. Agrippa's Umstände waren um diese Zeit kläglich genug — denn zu Allem, was er von den Hofleuten und Mönchen ausstand, kamen noch die Verfolgungen seiner Gläubiger. Allem dem Elend zu entgehen, verbarg er sich einige Zeit unter den Flügeln des Kurfürsten von Köln, Herrmann von Wied, der die Zueignung seines berüchtigten Werks de Philosophia Occulta (über die geheime Philosophie) sehr gütig aufgenommen hatte. Aber Agrippa war dazu nicht gemacht, lange ruhig zu bleiben. Eine neue Ausgabe des besagten Werks, mit zwei Büchern vermehrt, die er bei der ersten Ausgabe aus billiger Furcht zurückgehalten, machte, daß neue Ungewitter über ihn ausbrachen. Die Mönche bewegten Himmel und Hölle, den Druck zu verhindern. Agrippa hingegen schrieb eine Apologie an den Magistrat zu Köln, worin er auf die Unwissenheit und Bosheit seiner weiß- und schwarzen Gegner mit weniger Schonung als jemals losging, hingegen seine eignen Bemühungen in der geheimern und tiefern Philosophie mit den Beispielen einer Menge großer und berühmter Männer unter Alten und Neuern rechtfertigte. Mit unendlicher Mühe erhielt er endlich die Genugthuung, daß sein Werk die erzbischöfliche Censur passirte und so im Jahr 1533 mit kaiserl. Privilegium zu Köln ans Licht kam. Die Mönche hatten ihm über diese Sache so viel böses Blut gemacht, daß er, um ihnen auch wieder weh zu thun, wo sie am empfindlichsten waren, eine neue, mit den bittersten Spöttereien vermehrte Ausgabe seiner

Apologie für die Monogamie der h. Anna besorgte. Nun erreichte er zwar dadurch seinen Zweck; aber der Unterschied war, daß die Mönche bei Allem, was er ihnen zu Leide that, immer röther und fetter wurden und sich Essen, Trinken und Schlaf so gut schmecken ließen, als ob kein Agrippa in der Welt wäre, er hingegen bei dem, was sie ihm thaten, um Schlaf- und Eßlust kam, und daß er, wenn ihm diese auch noch ankam, nichts zu essen hatte, ein unstätes, kummervolles, herumirrendes Leben führen mußte und nirgends sicher war. Im Jahr 1535 (nachdem er sich bis dahin zu Bonn aufgehalten) wollte er sein Glück wieder in Lyon versuchen. Er wurde aber wegen ungebührlicher Dinge, die er über die Mutter des Königs Franz I. geschrieben, unter Wegs eingekerkert; und da er die Freiheit mit Mühe wieder erhalten, begab er sich nach Grenoble, wo er im nämlichen Jahre seinen Gönnern die erste Freude dadurch machte, daß er — starb.

Agrippa scheint, wie Erasmus, anfangs den Unternehmungen des theologischen Hercules dieser Zeiten mehr günstig als abgeneigt gewesen zu seyn. Aber in seinem Buche de vanitate scientiarum schonet er Luthers eben so wenig als der römischen Klerisei; und es ist unläugbar, daß er sich von der Gemeinschaft der R. katholischen Kirche nie getrennt.

Die Meinung, daß Agrippa ein Zauberer gewesen und mit den bösen Geistern im Bündniß gestanden, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß es vielleicht jetzt noch Leute (ohne Kapuz) gibt, denen die Sache wenigstens problematisch ist. Außer seiner Neigung, unschuldige Hexen in seinen Schutz zu nehmen (die freilich verdächtig ist), und seinem Buche de Occulata Philosophia, worin gleichwohl, sowie in seinen vertraulichen Briefen an seine Freunde, mehr Religion und

Glauben ans Christenthum herrscht, als man von einem Bundesgenossen der Hölle präsumiren sollte — scheint ein schwarzer Hund, der sein Begleiter in allen seinen Abenteuern und vielleicht der treueste Freund war, den der ehrliche Mann jemals gehabt, den stärksten Beweis seines Verständnisses mit dem Teufel auszumachen. Johann Wier, Agrippa's getreuer Sancho, versichert zwar, daß dieser schwarze Hund — ein Hund gewesen, wie andere, Monsieur geheißen und von seinem Herrn selbst mit einer ähnlichen Hündin, Mademoiselle genannt, vermählt worden sey; aber der große Paulus Jovius will gewisse Nachricht haben, daß dieser Hund ein Teufel gewesen sey. Auch der theure Pater Martin del Rio weiß einige hübsche Histörchen in diesem Gusto von unserm Helden zu erzählen, z. E. daß er auf seinen Reisen in den Wirthshäusern zwar immer mit schönem blankem Gelde ausgezahlt habe, nach ein Paar Tagen aber habe sich solches allemal in Muschelschalen oder Bucheckern verwandelt. — Es ist kläglich zu lesen, was für armseliges Zeug eine Menge sogenannter Gelehrten über diese angebliche Magie des Agrippa geschwatzt haben. Die Financiers Königs Franz I. und Kaiser Karls V. wußten am besten (sagte Bayle), wie Unrecht man dem guten Manne that. Wenigstens müßte der Teufel, dem er sich ergeben, der ärmste unter allen Teufeln gewesen seyn.

Agrippa war unstreitig ein herrliches Genie; aber man konnte nicht weniger Gewalt über seine Gemüthsbewegungen haben als er. In der ersten Hitze seiner Empfindlichkeit sagte und schrieb er Alles, was ihm Zorn und Rachgier eingab, schonte keiner Seele und vergaß gänzlich, daß er eben die Personen, die er dadurch beleidigte, alle Augenblicke wieder nöthig hatte. Niemals hat ein Gelehrter mehr

Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, und sich seine Erfahrungen schlechter zu Nutze gemacht, als Agrippa.

Indessen kann man doch sagen, daß er sich die schwersten Drangsale und Leiden seines Lebens durch seinen Eifer für die Ehre der h. Anna zugezogen. Hätte er doch, anstatt zu beweisen, daß sie nur einen Mann und eine Tochter gehabt, (welches ihr freilich rühmlicher war), es bei ihren hergebrachten drei Männern und drei Töchtern bewenden lassen können! — Alles Unglück seines Lebens vom Jahr 1520 an bis an seinen Tod war gewissermaßen die Folge dieser einzigen unglücklichen Don Quixoterie; — Und nun denke man einen Augenblick, wovon das Schicksal eines Mannes in dieser Zeitlichkeit abhängt!

Agrippa, der die Vorzüge des weiblichen Geschlechts vor dem männlichen in einem eignen Tractat mit großer Beredsamkeit behauptet hat, lebte in diesem Punkte seiner Theorie so gemäß, daß er sich, seinem Schicksal zum Trotz, dreimal verheirathete. Seine erste Frau, von der er in einem seiner Briefe alles Gute sagt, was man von dem besten Weibe sagen kann, verlor er schon im Jahre 1521. Die zweite, die ihn in einem andern Briefe zweifelhaft macht, ob sie nicht noch gar besser sey als die erste, legte er sich im Jahr 1522 zu Genf bei. Ihre Fruchtbarkeit war, in Betrachtung seiner immer armseligen und ungewissen Umstände, eine gute Eigenschaft zu viel. Sie starb im Jahr 1529 zu Antwerpen, nachdem sie ihm fünf Söhne und eine Tochter geboren hatte. Seine dritte Frau war aus Mecheln und reichte nicht an die vorigen, denn er ließ sich im Jahr 1535 zu Bonn wieder von ihr scheiden.

Wegen vieler anderer besonderer Umstände, sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften betreffend, müssen wir

unsre Leser an Bayle (der ihm einen großen Artikel gewidmet) und an den Nicerne oder, wenn sie lieber aus den Quellen schöpfen, an die Briefe des Agrippa selbst verweisen. Bei Nideron (Tom. XI. seiner Nachrichten ꝛc.) kann man auch ein ausführliches Verzeichniß seiner Schriften finden. Die vornehmsten derselben sind mehrmals einzeln, und alle zu Lyon apud Beringos fratres in 8. zusammen gedruckt worden.

Unter Agrippa's neueren Biographen zeichnet sich Meiners aus, s. dessen Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Eine Stelle in Gädicke's Freimaurerlexikon dürfte ihm eine von ihm zu Paris gestiftete Gesellschaft zu Uebung freier Künste verschafft haben. Zu vergleichen ist auch der Art. Agrippa in der allgemeinen Encyklopädie, welcher Sprengl und Tennemann zu Verfassern hat.

2.

Ueber einige ältere deutsche Singspiele,

die den Namen Alceste führen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen das zweite Viertel des achtzehnten.

Aufgesetzt im Jahre 1773.

Man hat der neuesten deutschen Alceste die Ehre angethan, sie für das erste deutsche Singspiel dieses Namens zu halten. Wäre die Meinung blos gewesen, sie in dem Sinne die erste zu nennen, in welchem ehemals Brutus und Cassius die letzten Römer hießen, so möchte der Dichter das Compliment allenfalls haben annehmen können, ohne sich einer übermäßigen Einbildung von der Vorzüglichkeit seiner Alceste über ihre längst vergessenen Vorgängerinnen schuldig zu machen. Aber, da sich jene Meinung blos auf Unwissenheit der ehemaligen Existenz dreier Singspiele dieses Namens gründet, die zwischen den Jahren 1680 und 1720 auf deutschen Schauplätzen gegeben worden sind, so glaubte der Verfasser etliche müßige Stunden nicht übel anzuwenden, wenn er sie dazu widmete, über diese in Vergessenheit versunknen älteren

Versuche der lyrisch-dramatischen Muse in Germanien einige Nachforschungen anzustellen und die Resultate derselben den Freunden unsrer Literatur, denen auch die Kindheit und die allmähligen Fortschritte derselben nicht gleichgültig seyn können, in gegenwärtigem Aufsatze mitzutheilen.

Glücklicher Weise kam ihm zum Behuf dieser kleinen Arbeit der Umstand zu Statten, daß ein Exemplar von den besagten Singspielen sich in der berühmten Gottschedischen Sammlung deutscher Schauspiele befand, welche J. D. die damalige Vormünderin und Landesregentin von Weimar, Mutter des jetzt regierenden Herzogs, die verwittwete Herzogin Anna Amalia, geborne Herzogin von Braunschweig, von den Erben jenes durch gute und böse Gerüchte berühmten Gelehrten an sich gebracht hatte. Es wird nämlich Vielen noch bekannt seyn, daß Gottsched zwanzig bis dreißig Jahre lang alle Arten von Schauspielen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zum Vorschein gekommen, geistliche und weltliche, tragische und komische, Helden-, Schäfer- und Possenspiele, Opern, die auf fürstlichen Hoftheatern aufgeführt, und Tragikomödien von Simson und Delila, Daniel und der keuschen Susanna, Judith und Holofernes und so weiter, welche zur Uebung der lieben Jugend von irgend einem Collegen einer lateinischen Stadtschule in kurzweilig-erbaulichen Reimweisen abgefaßt worden, aus allen Büchersammlungen, Plunderkammern, Maculaturgewölben und Pfefferbuden des heiligen römischen Reichs deutscher Nation mit unermüdetem Eifer aufgestöbert und mit Beistand seiner unzähligen Freunde und Schüler zusammengebracht hatte; eine Sammlung, welche (damals wenigstens) an Vollständigkeit einzig in ihrer Art war und einem kritischen Geschichtschreiber unsrer Sprache und Literatur zu

Bezeichnung der Stufen, auf welchen beide bis zu ihrem gegenwärtigen Zustand emporgestiegen, unentbehrlich zu seyn schien.

Diese vorberührter Maßen nach Weimar gekommene Sammlung wartete schon seit mehrern Jahren auf den Gebrauch, welchen (wie man sagte) ein damaliger hiesiger Gelehrter von den Schätzen, die sie enthielt, zu einem Beitrag für die kritische Geschichte des deutschen Theaters zu machen gesonnen war: als (bei Gelegenheit der Frage, ob die damals in Weimar erschienene Alceste wirklich die erste in Deutschland sey) die drei ältern Alcesten wieder ans Licht gezogen wurden und den folgenden Aufsatz veranlaßten, der bereits im Jahre 1773 im deutschen Mercur erschien und den Platz, den er hier in etwas veränderter Gestalt einnimmt, um so mehr verdienen dürfte, da die ganze Gottschedische Schauspielsammlung, sammt den besagten drei Alcesten, bei dem unglücklichen Schloßbrande im Jahre 1774 ein Raub der Flammen wurde.

Das erste der deutschen Singspiele, wozu die durch ihre heldenmüthige Aufopferung und wunderbare Wiederbelebung berühmte Gemahlin des alten thessalischen Fürsten Admet den Stoff gegeben hat, führt die Aufschrift: Alceste, in einer Opera, mit kurfürstlich sächsischer Verwilligung auf dem neu erbauten Schauplatze zu Leipzig in der Ostermesse des 1693. Jahres vorzustellen. — Es ist in der kurfürstlichen Hofbuchdruckerei bei Immanuel Bergen gedruckt und beträgt siebzig Quartseiten. In einem kleinen Vorberichte sagt dem hochgeneigten Leser sein ergebenster Diener, der Uebersetzer: „Weil gegenwärtiges Drama, welches ehemals aus der Feder des

berühmten Aurelio Aureli[1] geflossen, auf denen adriatischen Scenen ein ungemeines Lob erhalten; so sey solches auch zum erstenmal auf dem neu erbauten Leipziger Schauplatz aufzuführen beliebt worden."

Das Singspiel, oder die sogenannte Opera, war zu der Zeit, da Aurelio Aureli für einen großen Operndichter galt, von der Würde, wozu es durch Apostolo Zeno und Pietro Metastasio erhoben worden ist, noch unendlich weit entfernt. Es war eine Art von Raritätenkasten, worin Alles, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde zu sehen ist, in schönster Unordnung vor den Augen der Zuschauer vorbei zog; wo alles Natürliche durch Wunderwerke geschah; wo die Sinne immer auf Unkosten des Menschenverstandes belustiget, und das Wahrscheinliche, Anständige und Schickliche eben so sorgfältig vermieden wurde, als ob es mit dem Wesen der Opera nicht bestehen könnte. Je unnatürlicher, je besser, war das erste Gesetz eines Schauspiels, welches durch den großen Aufwand, den es erforderte, eine Belustigung der Fürsten wurde und kaum würdig war, Kinder zu belustigen.

[1] Dieser Aurel. Aurelio oder Aureli, ein geborner Venetianer, lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am Hofe zu Parma und machte sich zu seiner Zeit einen Namen durch eine große Anzahl musikalischer Schauspiele, welche von 1652 an nach und nach auf der Bühne und im Druck erschienen und, nach dieser Alceste zu urtheilen, in dem schlimmen Geschmack geschrieben waren, womit Marino und Loredano damals alle Dichter und Prosaisten ihrer Nation ansteckten, und der von ihnen auch zu unserm Lohenstein, Hofmannswaldau, Postell u. A. überging und sich durch ihre Nachahmer über ganz Deutschland ausbreitete. Der Operndichter Aureli muß nicht mit einem andern Aurelio Aurelli aus Mantua verwechselt werden, der einer der vorzüglichsten lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts war, und dessen Gedichte den Deliciis Poetarum Italorum einverleibt sind.

Aurelio Aureli scheint bei Entwerfung seines Plans nichts Angelegners gehabt zu haben, als in seinen Zuschauern auch nicht den Schatten eines Zweifels zu erwecken, als ob er die Alceste des Euripides kenne. Das ganze Stück hat von Anfang bis zu Ende, die Namen ausgenommen, nicht den mindesten Geschmack von dem Lande und der Zeit, woraus die Begebenheit genommen ist. Admet, Alceste und alle übrige Personen dieser Oper sind Leute aus einer andern Welt, die den Leuten unsrer Welt ungefähr so ähnlich sehen, wie die Amadis und Esplandians, die Magellonen und Orianen der alten Ritterbücher den Helden und Heldinnen der Geschichte. Sie empfinden, reden und handeln nach ganz andern Naturgesetzen, als wir arme Erdenbewohner. Die Dichter dieser wundervollen Schauspiele verdienten den Namen der Schöpfer in einem viel höhern Sinne, als Homer oder Sophokles. Diese bilden ihre Personen nach den Menschen, welche Gott geschaffen hat: jene bringen Wesen von ihrer eigenen Erfindung hervor; Geschöpfe, die uns zwar zu wenig ähnlich sind, um uns interessiren zu können, aber eben dadurch desto geschickter sind, uns in Erstaunen zu setzen, welches die einzige Absicht der ältern Opernmacher gewesen zu seyn scheint.

Das Einfache im Plan würde in den Augen dieser seltsamen Schöpfer ein eben so großer Fehler gewesen seyn, als das Natürliche in der Ausführung. Aurelio würde mit so wenig Personen, als Admet, Alceste, Parthenia und Hercules, seine adriatische Zuhörerschaft übel unterhalten haben. Er hat also sehr sinnreich noch einen Thrasymedes, Bruder des Admet, und eine Antigone, Prinzessin von Troja, nebst Meraspe, ihrem Großvater, beide im Hirtenhabit, eingeflochten, deren Helden- und Liebesgeschichte das Interesse des Stücks vermehren helfen muß. Ueberdieß spielen die Hof-

dame Eurilla, die Cavaliers Trineus und Orindus, Lillo, der Page der Königin, und Lesbus, des Königs Liebling, theils die Vertrauten, theils die lustigen Personen mit einer angenehmen Abwechselung, welche den Zuschauer, wenn es auch möglich wäre, gerührt zu werden, keinen Augenblick in einem so beschwerlichen Gemüthszustande schmachten läßt.

Von der Poesie des Styls und von der Sprache des Originals können wir nicht bestimmt urtheilen, da wir es nur aus der vor uns liegenden Uebersetzung kennen. Aber, was der deutsche Uebersetzer für ein Mann war, werden unsere Leser am besten aus den Proben abnehmen, die ihnen der folgende Auszug vorlegt.

Im ersten Auftritte sehen wir, im königlichen Gemach, den Admet bettlägerig. Lesbus, sein Liebling, schläft und träumt neben ihm. Der König sucht sich eine Erleichterung seiner Schmerzen durch eine Arie zu verschaffen. Lesbus im Schlaf singt mit; und daraus entsteht eine Art von possirlichem Duett: denn Lesbus, dem von Wiedergenesung des Königs träumt, singt große Freude, und der König, der in Schmerzen liegt, beklagt sich über große Plagen. Endlich wacht Lesbus auf und fragt den König:

Ach! sagt, ob Euer Krankheitsjoch
Sich unterdeß verzogen?
Mich dünkt jetzund,
Ihr würdet durch ein blutig Eisen
Im Augenblick gesund,
Darüber wollt' ich mich so froh erweisen.

Admet antwortet in einer Ariette:

Wenn der Parzen Schere nicht
Herz und Schmerz zugleich zerbricht,
Kann mich wohl kein ander Eisen
Zur beständ'gen Ruhe weisen.

Im zweiten Auftritte meldet der Kammerjunker Olindus den Hercules beim Admet an:

Herr, der großmüth'ge Hercules,
Der sich der Tugend stets beflissen,
Verlangt vor seiner Reise,
Nach der bekannten Art und Weise,
Die königliche Hand zu küssen.

Admet verspricht, seinen Schmerz zu bezwingen, und Hercules wird vorgelassen. Dieser Hercules ist Held und Freund so sehr, als er es in der ältesten und jüngsten Alceste ist; aber die Art, wie er Beides zu Tage legt, muß man von ihm selbst hören.

Hercules.

Der güt'ge Himmel gebe doch,
Daß meinem Freund in diesem Krankheitsjoch
Von den gestirnten Höhen
Auch wieder mög' ein Freudenlicht aufgehen.

Admet erwiedert diesen wohlgemeinten Wunsch in gleichem Tone:

Alcides reise wohl!
Wenn Fama seine Thaten
In die Trompete stößt
Und durch die Lüfte bläst,
So wird auch meiner Noth gerathen.
Jedoch, wenn geht die Reise fort?

Hercules.

Mit einem Wort, unfehlbar auf den Morgen.

Admet.

Will denn Alcides sorgen,
Daß sich sein Fuß zu uns bemüht,
Eh' er von dannen zieht?

Hercules.

Weil noch die Sonn' am Himmel steht,
Will ich nach meinen Pflichten
Dem Könige berichten,
Wohin die Reise geht,
Und seiner Majestät daneben
Das letzt' Adio geben;
Denn die Begier nach Ruhm und Ehr'
Erregt mein Herz viel mehr
Als der Jolen Blicke,
Und was noch sonst von Cypripor zurücke.

Arie.

Nichts klingt schöner auf der Welt
Als der Famen Ruhmtrompete,
Wenn sie bei der Grabesstätte
Noch die Heldenthaten meldt;
Nichts klingt schöner auf der Welt.

Mit dieser Arie geht Hercules ab, um Alcesten Platz zu machen, und es erfolgt ein Dialog zwischen den beiden Eheleuten, worin Alceste, als eine wohlerzogene Prinzessin, mit ihrem Gemahl immer in der dritten Person spricht. Von der Art, wie sie ihm ihre Zärtlichkeit zu erkennen gibt, mag folgende Art zur Probe dienen:

Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen
Gehn mir eben auch zu Herzen,
Seine Pein ist meine Noth,
Sein Betrübniß meine Plage,
Die ich in dem Busen trage,
Bis sie tilgt ein sanfter Tod.

Admet wendet sich in seiner Angst an eine Bildsäule des Apollo, die in seinem Schlafzimmer steht, und die Statue antwortet:

Admetus stirbet und verdirbt
Wie die verwelkten Amaranthen,
Wenn nicht Jemand von nächsten Anverwandten
Sein Leben durch den Tod erwirbt.

Lesbus, des Königs Liebling, hat die Ehre ein Anverwandter zu seyn; aber, da er hört, wie gefährlich diese Ehre ist, macht er sich sogleich auf die Füße. So weit geht bei ihm die Freundschaft nicht.

Lesbus (singt er) will wohl gerne dienen,
Aber sterben mag er nicht.
Welcher sich dazu verpflicht't,
Wird gewiß nicht lange grünen. D. C.

Alceste.

Du darfst gar nicht erschrecken.

Lesbus.

Ja, ja, wenn's so gefährlich steht
Und bis ans Leben geht,
Muß man sich nach der Decke strecken.
Ich bleibe nicht!

Alceste.

Hör' auf, du Bösewicht!
Der König schließt die Augenlieder.

Lesbus.

Adieu, zu tausend guter Nacht!
Nehmt meinen Herrn fein wohl in Acht;
Ich komme nun so bald nicht wieder.

Alceste, die nun allein ist, entdeckt, während der König schlummert, ihren Entschluß in einem an seine Augen gerichteten Liede von drei Strophen:

Ruhet wohl! ihr schönsten Sterne!
Liebste Lichter, gute Nacht!

Wenn ihr ungefähr erwacht
Und erblickt etwan von ferne,
Was die Liebe hat verricht't,
So entsetzet euch nur nicht.
Euch zu helfen, euch zu retten,
Euch zu lindern euren Schmerz,
Wählet sich mein treues Herz
Die pechschwarzen Todesketten u. s. w.

Sie geht hierauf ab, und damit die Bühne nicht leer stehe, bleibt der Page Lillo zurück und unterhält die Zuschauer mit folgenden sinnreichen Betrachtungen:

Die Königin klagt nicht vergebens.
Weil doch der Zucker ihres Lebens
So jämmerlich verdirbt
Und in der ersten Blüthe stirbt.
Admetus lieget krank,
Drum muß auch sie der Liebe Nektartrank
Sammt tausend süßen Küssen
Noch immerfort vermissen.

Arie.

Himmel, was für Bitterkeit
Heget doch die süße Liebe!
Heute helle, morgen trübe
Ist ihr bestes Ehrenkleid. D. C.

Der Schauplatz verändert sich nunmehr, und nach einigen Auftritten, welche die Liebesnöthen des Thrasymedes und der Antigone, der Eurilla und des Trineus zum Gegenstand haben, erscheint in der dreizehnten Scene Admet wieder frisch und gesund und empfängt die Glückwünsche seines Hofes und des Hercules, wird aber bald durch den unversehenen Anblick der Königin, die sich selbst neben einem

Springbrunnen im Garten erstochen hat, wieder in große Traurigkeit versetzt. Eine Schrift, welche sie zurück gelassen, entdeckt:

Daß sie sich selbst dem Tod' ergeben,
Daß ihr Admetus möge leben.

Hierüber bricht der Unglückliche in folgende Klage aus:

O Unglück! ach ja, ja,
Schießt auf mich los,
Ihr schändlichen Kometen!
Ob ihr mich gleich noch nicht gedenkt zu tödten.
Mein Unstern ist zu groß.
Ich soll noch länger leben
Und meiner Brust stets neue Marter geben,
Weil ich nicht folgen kann
Der Sonne meiner Seele,
Die eure finstre Todeshöhle
Aus treuer Liebe lieb gewann.
Jedoch, ihr meine Treuen,
Räumt dieses Jammerbild hinweg
Und endet meinen Lebensweg.
Doch nein, es möchte mich gereuen;
Ich will, mein liebstes Herz,
Ich will noch länger leben
Und auch dem Tode widerstreben.

Hercules bittet ihn, sein benetztes Augenpaar zu wischen; aber Admet läßt ihm unverhohlen, daß er mehr als eine blose Condolenz von ihm erwarte. Habe er den Himmel tragen und seinen treuen Gesellen (Theseus) aus des Orcus Schwellen erlösen können; so sey es seiner Faust auch nur ein Kleines, Alcesten wieder zu holen. Ich thu', was mir der König hat befohlen, antwortet Hercules; und so zieht

er zum Höllenschlund: der König geht wohl getröstet ab; und die Hofjunker, Lillo und Orindus, narriren inzwischen über die That der Königin und das Unternehmen des Hercules; sie finden jene sehr seltsam und setzen wenig Vertrauen in dieses. Lillo schließt mit einer Arie, in welcher der Dichter einen satirischen Seitenblick auf die ehrlichen Bürgersfrauen in Leipzig wirft:

Wie viel Männer in der Stadt
Stellten sich wohl krank und matt,
Hätten sie nur einen Bürgen,
Daß sich ihr verdrießlich Weib
Auch einmal zum Zeitvertreib
Mit Alcesten möchte würgen.

Den Rest dieses ersten Acts füllen Thrasymedes und Trineus mit ihren respectiven Herzensangelegenheiten aus, und der Act schließt mit einem Ballet von des Thrasymedes Cavalieren.

Die erste Scene des zweiten Aufzugs zeigt uns Alcesten in der Unterwelt; aber nicht etwa im Elysium, sondern in der Hölle (wohin sie vermuthlich der Dichter als eine Selbstmörderin schicken zu müssen glaubte), mit Ketten an einen Steinfelsen gefesselt und von zwei Furien geplagt. Alcestens Standhaftigkeit hält gegen eine solche Belohnung ihrer Tugend nicht aus, und sie bereut ihre That in folgender Ariette:

Verdammter Stoß,
Der mir das Herz durchstochen
Und meinen Lebensdraht zerbrochen!
Wer macht mich wieder los?
Verdammter Stoß!

Indem sie sich der Verzweiflung über die Unmöglichkeit ihrer Befreiung überläßt, erscheint Hercules, mit dem dreiköpfigen

Cerberus kämpfend. Alceste ruft ihn um Hülfe an. „Euch zu vergnügen, antwortet er, hab' ich das ungeheure Loch mit kühnem Muth erstiegen.“ Nun mischt sich auch Klotho in die Sache und erklärt sich, daß sie aus Hochachtung für einen so großmüthigen Bestreiter Alles, was er noch weiter begehren werde, zu thun bereit sey. Der bescheidene Hercules begnügt sich zu verlangen, daß sie Alcestens abgeschnittenen Lebensfaden wieder zusammen knüpfe. Klotho verspricht es ihm und geht ab. Hercules verjagt indessen die Furien, welche durch die Luft abgehen und dadurch dem Helden und der befreiten Königin Gelegenheit zu diesem schönen Duett geben:

Von dem Tode zu dem Leben,
Von der Finsterniß zum Licht
mich
Will } Hercules erheben
dich
mir meine
Und } Freiheit geben,
dir deine
Drum fürcht' sich Alceste nicht.

Indem sie davon gehen wollen, erscheint Pluto und erbost sich sehr darüber, daß „die Geister seines Schwefelpfuhls“ sich die Seelen mit Gewalt rauben lassen. Er ruft die Furien zurück und befiehlt ihnen, sich der Alceste wieder zu bemächtigen. Aber Mercurius kündigt ihm an, der Gott, der in der Luft mit Blitz und Donner spielet, verlange Alcestens Befreiung. Pluto gibt sich sogleich ohne Widerrede zur Ruhe:

Hat's dieser so versehn,
Will ich auch seinen Willen

Den Augenblick erfüllen
Und wieder in den Schatten ziehn! —
Ich aber in den Himmel fliehn,

antwortet Mercur; und damit schnappt die Scene zu. Erst in der dreizehnten finden wir Alcesten und ihren Erretter wieder in einem Dorfe unweit Larissa; aber Alcesten in einem Panzerhemde, um sich unkenntlich zu machen, weil sie sich auf einmal von einer heftigen Eifersucht befallen fühlt und Admets Treue auf die Probe setzen will.

Die Prüfung schlägt übel aus. Denn wirklich hat Admet sich inzwischen mit der Schäferin Antigone in ein Liebesbündniß eingelassen, wobei an Alcesten gar nicht mehr gedacht wird. Es findet sich auch, daß Antigone eben dieselbe trojanische Prinzessin ist, um welche er ehemals durch einen jüngern Bruder Thrasymedes hatte werben lassen. Zum Unglück hatte sich der Prinz selbst in Antigonen verliebt und dem Könige, seinem Bruder, anstatt des Portraits der Prinzessin ein anderes gebracht, welches ihm so wenig gefiel, daß er von seinem Vorhaben abstand und Alcesten heirathete. Alles dieses entdeckt sich nun nach und nach und gibt, wie man sich vorstellen kann, zu gewaltigen Mißverständnissen, zu vielen großen und kleinen Arien und den schnakischen Hofschranzen Lesbus und Lillo zu ziemlich frostigen Späßen und Epigrammen über die armen Leipziger Jungfern Anlaß.

Aber die Entwicklung übertrifft Alles, was man von Genien wie Aurelio und sein Uebersetzer erwarten konnte. Admet und Antigone sehen sich nun „trotz Thrasymedens Trügereien" am Ziel ihrer Wünsche und haben eben ein sehr zärtliches Duett angestimmt, als Alceste dazu kommt.

Was (ruft sie) muß mein Auge hier erblicken?
Soll's dieser Hirtin so gelücken?

Ja, ja; doch nein,

Sie muß was mehr als eine Närrin seyn!

Admet und Antigone fahren fort, einander Süßigkeiten zu sagen:

Antigone.

Mein König, mein Gemahl!

Admet.

Du Schauplatz meiner Freuden!

Beide.

Nun weichet alle Qual.

Thrasymed, der diesem zärtlichen Auftritte seitwärts zugesehen hat, ruft:

Ich kann's nicht länger leiden.

Er sterbe!

und geht mit gezücktem Degen auf den König los. Aber die in ihrer soldatischen Verkleidung noch immer unerkannte Alceste schlägt ihm den Degen aus der Hand und rettet dadurch das Leben ihres Ungetreuen. Zum Dank läßt sie Admet greifen und vor sich führen. Aber wie wird ihm, da er sieht, daß es Alceste ist!

„O Glück (ruft er), wie hab' ich dieß verschuldt?
Alceste! —"

Was, Alceste? (ruft die Prinzessin) nun brechen meine
Hoffnungsäste! —"

Admet fühlt sich keinen Augenblick in Verlegenheit über eine so unerwünschte Erscheinung:

So weichet dann, Prinzessin, eurem Glücke
Und nehmt den Thrasymedes an!
Mein Herz vergißt, was er gethan,
Weil ich Alcesten lebendig erblicke.

Alceste hat natürlicher Weise gar nichts bei Allem diesem zu sagen. Antigone, mit ihrem Lose wohl zufrieden, verbindet sich den Thrasymed, der sie mein Kind nennt, mit einem Kusse. Trineus und Eurilla, welche, ich weiß nicht wie, Mittel gefunden haben, auch ein Paar zu werden, mischen sich mit ein; nur

Lesbus geht von diesem Schmause
Ganz leer und ohne Braut nach Hause.

Der Großpapa Meraspe hingegen

ist erfreut,
Daß sich der Streit
So glücklich hat geendet,
Weil jedes Paar im Liebeshafen ländet.

Um diesen Auszug aus einem so seltsamen literarischen Product vollständiger zu machen, sey mir erlaubt, noch eine Probe von den scherzhaften oder vielmehr schnakischen Scenen zu geben, worin Lillo oder Lesbus die Zuhörer von Zeit zu Zeit wegen der Thränen, welche sie etwan in den ernsthaftern vergossen haben könnten, zu entschädigen suchen. Die folgende zwischen Lillo und Orindus kann für alle übrige gelten.

Lillo.

Wie steht's denn, guter Freund?
Seyd Ihr auch durch den Korb gefallen?
Ich hätt' es nicht gemeint,
Daß Euch das Herz so trefflich sollte wallen.

Orindus.

So hast du mich ertappt?

Lillo.

Du weißt ja meine Pflicht,
Daß Alles, was mein Ohr erschnappt,
Dem Hofe wird bericht't.

Orindus.

Verrathe mich nur nicht!
Ich will mich dankbarlich erzeigen.

Lillo.

Du wirst dich gar zu hoch versteigen,
Weil dir die Schöne widerspricht.

Orindus.

Rosilde soll sich doch noch geben.

Lillo.

Gedenkst du dieses zu erleben?

Orindus.

Ja, ja.

Lillo.

Ich sage nein,
Sie wird gewiß nicht so einfältig seyn.

Orindus.

1.

Jedes Weib ist solcher Art.
Durch ihr Weigern, durch ihr Wehren
Will sie unsre Gluth vermehren,
Bis sich Lieb' und Glücke paart.
Jedes Weib ist solcher Art.

2.

Denn ich weiß schon, wie es geht;
Frauenzimmer muß man bitten,
Weil in solchen spröden Sitten
Ihre ganze Kunst besteht.
Denn ich weiß schon, wie es geht.

Er geht ab.

Lillo.

Ach geh, du kleiner Narre,
Daß dich der große Sparre
Nicht etwan ganz und gar erdrückt.
Du bist gewiß noch viel zu ungeschickt.
Denn, wer die Mädchen will bezwingen,
Muß allgemach
Die Pfenn'ge lassen klingen;
Das Bitten ist umsonst, die Seufzer sind zu schwach.
Wären die Ducaten nicht,
Würd' ein schönes Angesicht
Nimmermehr so theuer stehen,
Als es jetzund pflegt zu gehen;
Jedes thäte seine Pflicht,
Wären die Ducaten nicht.

Orindus hat in dieser Scene noch Muth, wie wir sehen. Aber bald darauf bringt ihn der unglückliche Fortgang seiner Versuche zu dem grausamen Entschluß, „der weiblichen Gestalt“ auf ewig zu entsagen. Er singt:

Gute Nacht, ihr schönen Kinder,
Meine Freiheit ist gesünder
Als der Strick.
Denn durch einen blosen Blick
Macht ihr euch zum Ueberwinder:
Gute Nacht, ihr schönen Kinder!

Sed ohe jam satis est! werden mir die Leser zurufen und sich vielleicht wundern, wie es möglich gewesen sey, daß eine Alceste wie diese vor dem Kurfürsten Johann Georg IV. und seinem Hofe (denn vor diesem wurde sie im Jahre 1693 aufgeführt) Gnade habe finden können. Aber im Jahre 1693 hatte man noch ein ganz anderes Maß für das Schöne

in der Dichtkunst als jetzt. Herr Paul Thiemich, der Schule zu St. Thomas in Leipzig College, welchen uns Stolle[1] als den Verfasser dieser Alceste nennt, war ein großer Dichterschwan zu seiner Zeit. „Er scheint (so spricht ein gleichzeitiger gelehrter Kunstrichter) zu Opern recht geboren zu seyn. Wir kennen die glückliche Leichtigkeit und Anmuth seines Ausdrucks nicht genug bewundern. Seine Arien und seine Chöre sind zum — Küssen. Man kann nichts Lieblicheres hören," und so weiter.[2] Er beruft sich hierüber auf die Offenkundigkeit der Sache und auf den lauten Beifall, der den Opern dieses ungemeinen Dichters sowohl auf dem Hoftheater des Herzogs Johann Adolf von Weißenfels, als auf dem neuen Schauplatze zu Leipzig so oft und von einer so großen Menge entzückter Zuschauer zugeklatscht worden. Indessen verbirgt uns eben dieser Kunstrichter nicht, daß kein kleiner Theil dieses Beifalls auf die Rechnung der bewundernswürdig schönen Stimme und Action der Madame Thiemich, der Ehegattin des Dichters, und der vortrefflichen Composition des damaligen kursächsischen Capellmeisters Strunk — von welchem diese Alceste in Musik gesetzt worden — zu schreiben sey.[3] Auch trug sonder Zweifel die Kunst des kurfürstlichen Hof-Baumeisters Signor Sartorio, von welchem die Decorationen und Maschinen zu dieser Alceste herrührten, nicht wenig zu jener großen Wirkung bei.

1 Anleitung zur Historie der Gelahrtheit, S. 192.

2 S. Neumeisters historisch-kritische Dissertation de Poetis Germanicis hujus Seculi praecipuis MDCXCV. Miramur certe Thimichianae dictionis facilitatem; suavitatem, qua Ariae (quas ajunt), qua Chori interpositi pollent, exosculamur, etc. pag. 109.

3 Attonito similes, si quando illorum Musurgetarum, Strunkii puto et Kriegeri, numeri accedunt musici, voxque et actio conjugis Thimichianae mirifice suavis et apta mirifice. Ibid.

Wenn wir dieß Alles zusammen nehmen, so werden wir nicht unbegreiflich finden, daß Madame Thiemich, als Alceste, mit ihrem — „Werther Bräut'gam, Seine Schmerzen gehn mir eben auch zu Herzen," im Jahre 1693 zu Weißenfels vielleicht eben so viel Thränen aus den Augen gelockt habe, als die von Madame Koch mit ausgezeichnetem Beifall vorgestellte Alceste im Jahre 1773 zu Weimar gethan hat.

Was uns übrigens das Beste an der Sache zu seyn und dem Genius der damaligen Zeit in Leipzig Ehre zu machen scheint, ist dieß, daß ein Schulkollege von St. Thomas Opern machen, und seine Frau Eheconsortin die Hauptrolle darin auf öffentlicher Schaubühne spielen durfte, ohne daß (wie es scheint) Jemand etwas dawider einzuwenden hatte. In diesem Stücke haben sich die Zeiten mächtig verändert. Wehe dem Schulcollegen und der Schulcollegin, die sich in unsern Tagen so etwas zu Sinne kommen lassen wollten! Im vorigen Jahrhundert dachte man freilich noch natürlicher über diese und tausend andere Dinge. Finden wir nicht unter den alten hamburgischen Operndichtern sogar einen Pfarrherrn (Heinrich Elmenhorst), der sich nicht begnügte, in eigner Person Opern zu machen, sondern sogar den Muth hatte, diese musikalischen Schauspiele in einer besonderen apologetischen Schrift, Dramatologia genannt, da er bereits im Predigtamte stand, ritterlich zu vertheidigen?[1]

Ich würde vermuthen, daß eben dieser ehrwürdige Herr Heinrich Elmenhorst, Pastor zu St. Katharina in Hamburg, derjenige sey, dem die zweite Alceste, von welcher ich meinen Lesern Nachricht schuldig bin, ihr Daseyn zu danken habe,

1 Neumeister l. c. pag. 29. Legi meretur Elmenhorsti Dramatologia, qua Dramata hodierna musica, quas Operas vocare amant, in ministerio ecclesiastico jam tum constitutus, strenue defendit.

wenn Matheson in seinem musikalischen Patrioten solche nicht einem gewissen Herrn Matsen zuschriebe, der übrigens ein unberühmter Erdensohn gewesen seyn muß, weil er sogar in dem Neumeister schen Dichterverzeichnisse keine Stelle gefunden hat. Laut Berichts des vorbenannten musikalischen Patrioten wurde diese nach der Alceste des Quinault gemodelte deutsche Alceste im Jahr 1680 zu Hamburg aufgeführt und war unter den seit 1678 bis 1738 daselbst öffentlich gegebenen deutschen Opern und Operetten (deren Zahl über zweihundert steigt) die dreizehnte.

Das Exemplar, das ich vor mir habe, führt folgenden Titel: Alceste, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und in die Musik gebracht von Joh. Wolfgang Franken, C. M. dritter Druck (ohne Benennung des Orts und der Zeit). In dem ziemlich weitläufigen Vorberichte glaubt der Dichter, es werde nicht undienlich seyn, „wegen der heidnischen Götter, die in seiner Oper hin und wieder vorkämen, Ein und Anderes zu erinnern, indem Etliche der Meinung seyen, daß man vermöge Exod. XXIII, 13. der heidnischen Götter nicht einmal gedenken, viel weniger dieselbigen auf einem öffentlichen Schauplatze aufführen sollte.“ Er setzt aber dieser strengen Meinung unterschiedliche triftige Gründe entgegen, und zwar, 1) „daß nach aller verständigen Theologen Auslegung die besagte Schriftstelle blos von einem gottesdienstlichen Gedanken rede, allermaßen ansonsten die heilige Schrift mit sich selbst uneins seyn müßte, als welche an unzähligen Orten der heidnischen Götter Meldung thue. 2) Sey die Wissenschaft von den heidnischen Göttern nicht allein zu vielen Dingen nütze, sondern auch einem Gelahrten hoch nöthig, zumal einem Theologo, als welches er (der Vorredner) mit Zeugnissen und Beispielen stattlich erweiset.

Ferner und 3) könne ja von den heidnischen Autoribus kein einziger ohne rechte Kenntniß der falschen Götter verstanden werden; und wiewohlen freilich unterschiedliche schon geachtet hätten, diese Heiden aus den christlichen Schulen auszustoßen, so hätten sie dennoch nichts ausgerichtet, weil verständige Leute gesehen, daß alsdann die alte Barbaries in rempublicam literarum wieder einschleichen würde. Hiezu komme noch, 4) daß bishero fast von keinem rechtschaffenen Theologo die Schildereien der heidnischen Götter (wann nur dieselben in keiner ungebührlichen und ärgerlichen Gestalt [1] vorgestellt würden) in totum inprobirt worden, weil ansonsten aus den meisten Bibeln und kleinen Kinderlehren die Abbildung des güldnen Kalbes und des abgöttischen Tanzes der Kinder Israel um dasselbe her und aus der Katharinenkirche in Hamburg die Schilderei des großen güldnen Bildes, welches der König Nebukadnezar (Nabuchodonosor) setzen lassen, nothwendig müsse verbannt werden; ja überdem man auch s. v. den Satan selbst in die Kirche male.“ Nun (fährt der wohlmeinende Vorredner fort) folge ganz natürlich, daß, wenn man Bücher von heidnischen Göttern lesen und ihre Bildnisse, ja sogar den leidigen Satanas an heiliger Stätte aufstellen dürfe, es auch erlaubt seyn müsse, selbige in einer dramatischen Vorstellung aufs Theater zu bringen; „sintemalen ein solches ja nicht geschehe, daß man sie verehren wolle, sondern die Evolutionem fabulae oder vielmehr die ehemalige Blindheit der Welt daraus zu erkennen,“ und so

[1] Zum Beispiel, nicht gewandlos. Man weiß, wie übel gewisse Zeloten nach Constantins des Großen Zeiten den unbekleideten Statuen mitspielten. Die meisten wurden zertrümmert oder auf eine lächerliche Art umgeschaffen; und ein elender Bildhauer, der eine Venus von Alkamenes bekleidete, glaubte ein gutes Werk gethan zu haben.

weiter. — „Wollte man übrigens einwenden, ob auch wohl eine Person, die einen solchen Abgott — zum Exempel einen Apollo, eine Venus, eine Diana und so weiter — vorstelle, in einem christgebührlichen Stande sey? — so könne man per instantiam antworten, ob auch ein Präceptor, der in Schulen den atheistischen Lucianum oder die heidnischen Poeten, **Horatium**, Virgilium, erkläre, oder ein Maler, der den Teufel in die Kirche oder anderswo hinmale, in einem solchen Stande sich befinde? Welches denn wohl kein Vernünftiger werde läugnen wollen. Und da man noch zum Ueberfluß in dieser neuen Ausgabe wegen der Schwachen und Unverständigen unterschiedliche Redensarten geändert; so werde nichts mehr nöthig seyn, als daß man die gemeine Protestation der Verfertiger der italienischen Opera hierher setze, nämlich: „Man schreibe als ein Poet und glaube wie ein Christ." Diesem noch mit anfügend: „Man stelle eine Sache für mit ihren Farben, nicht Jemand zu verführen, sondern für den Fall zu verwahren," und so ferner. Aus welchem Allem denn erhellet, daß unser Dichter wenigstens seine Orthodoxie gegen die Belialssöhne seiner Zeit in Sicherheit zu bringen gewußt habe.

Das Stück selbst ist eine freie Uebersetzung der Alceste des Quinault, und wir finden also darin, außer den Hauptpersonen und einem Lykomedes, der Alceste Liebhaber, einer Cephise, derselben Staatsjungfer, dem alten Pheres, dem Kleanth, einem thesalischen Obersten, und zwei Bedienten, welche sich ziemlich unnütz machen, noch den Apollo, die Diana, die Thetis, die Proserpina, den Pluto, den Aeolus, den Mercur, die Alekto und den Charon in Maschinen. Alle diese Personen führt schon Quinault auf; aber unser sinnreicher Landsmann, zu stolz, um ein bloser Uebersetzer zu seyn, hat ihnen

noch eine Person von seiner eignen Schöpfung zugegeben, einen gewissen Rochas, der die Stelle des Hanswursts vertritt, dessen man damals noch auf keiner deutschen Bühne entbehren konnte.

Alceste mit Hanswurst — ein barockischer Einfall, wobei wirklich dem Poeten selbst das Herz ein wenig geschlagen zu haben scheint! Allein er rechtfertigt sich in seiner Vorrede damit, „daß dieser Rochas nicht für morose und stoische Köpfe, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben, hinzugefüget worden," und beweiset die Zulässigkeit der Sache mit einer Stelle des gelahrten Dr. Marhofs, welche unglücklicher Weise für seinen Rochas nichts beweist.

Wie der Uebersetzer dem armen Quinault mitgespielt habe, könnte sich der Leser vielleicht ohne nähern Beweis einbilden; aber wir sind ihm wenigstens ein paar Arien zur Probe schuldig.

Im vierten Auftritte des ersten Acts läßt sich die Staatsjungfer Cephise mit Junker Strato, des Königs Lykomedes Vertrauten, in „eine galante Conversation" ein. Cephise fragt ihn: warum er an einem so schönen Tage ein so finstres Gesicht mache? Strato antwortet kurz und verdrießlich: weil er unter die Zahl der mißvergnügten Liebhaber gehöre. Die französische Cephise versetzt hierauf:

Un ton grondeur et sevère
N'est pas un grand agrément;
Le chagrin n'avance guère
Les affaires d'un Amant.

Dieß gibt der deutsche Uebersetzer, wie folget:

Brummen, Grunzen und Betrüben
Bringet wahrlich schlechte Freud'
Und befördert nicht im Lieben
Der Verliebten Nutzbarkeit.

Cephise sagt dem Strato geradezu, daß sie ihn nicht mehr liebe. Aber wie viel anders klingt dieß in Quinault's Sprache, — welche freilich nicht die Sprache der Götter, aber doch die Sprache der feinen Welt in Ludwigs des Vierzehnten fröhlichern Jahren ist — als in dem plumpen Deutsch der Hamburgischen Staatsjungfern vom Jahre 1680.

Cephise.

Si je change d'amant,
Qu'y trouves-d'estrange?
Est-ce un sujet d'tonnement
De voir une fille qui change?

Straton.

Après deux ans passés dans un si doux lien
Devois-tu jamais prendre une chaîne nouvelle?

Cephise.

Ne contes-tu pour rien
D'estre deux ans fidèle?

Der Ton dieser Cephise ist der leichte scherzende Ton eines jungen muthwilligen Mädchens. Wie platt und schwerfällig ist hingegen der Ton der Staatsjungfer:

Unbeständigkeit im Lieben
Wird den Mädchens nachgesagt;
Aber wer ist treu geblieben,
Wenn man bei den Männern fragt?
Sind wir von der Treu' entfernet,
Haben wir's von euch gelernet.

Strato.

Ich habe dich ins zweite Jahr gekannt,
So lange hat die Lieb' uns schon verbunden;
Wie ist denn nun dieß angenehme Band
So lüderlich verschwunden?

Chephise.

Bedenkst du dann dieß nur so obenhin,
Daß ich so lang getreu gewesen bin?

Vermuthlich sind unsre Leser nicht sehr begierig, noch mehr Probestücke von dem Geschmack und der Poesie des Styls dieses Operndichters zu sehen. Aber ein kleines Beispiel von den Faceties und saillies de gayeté des kurzweiligen Rochas können wir ihnen nicht erlassen. Man höre also das Brautlied, welches er Admeten und Alcesten singt:

Es ist das beste Thun der Welt,
Das zuckersüße Freien.
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Den wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marcipan,
Wenn man selbander schlafen kann.

Es ist so süß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt', es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Und will man letztlich denn dazu,
Die Braut ins Bette bringen —

Lichas.

Pfui, Rochas, still! was denkest du?
Mit solchen lahmen Dingen!

Rochas.

Ha, ha! Ein Jeder weiß doch wohl,
Daß dieß zuletzt geschehen soll.

„Welch eine Zeit war das (werden manche unsrer Zeitgenossen denken), wo man in Städten, wie Hamburg und Leipzig, auf der Schaubühne singen hörte, was man zu unsrer Zeit höchstens noch in einigen kleinen Reichsstädten Nachts von trunknen Handwerksburschen auf den Gassen plärren hört! — Und, was das Schlimmste ist, damals hatte Frankreich bereits einen Corneille, einen Racine, einen Moliere, einen La Fontaine, einen Boileau!" — Gut, hatte sie und hat sie gehabt! — Hat gehabt, was wir noch zu hoffen haben. Was für armselige Sänger hatten die Franzosen zu einer Zeit, da die Italiener auf ihren Petrarca, ihren Ariost, ihren Tasso, ihren Guarini stolz waren! Zufällige Umstände und gutes Glück haben entschieden, welche von den barbarischen Nationen des neuern Europa zuerst den wohlthätigen Einfluß der Musen und Grazien empfinden sollten. Keine hat Ursache, den frühern Genuß dieses Glückes sich für ein Verdienst anzurechnen; und vielleicht ist diejenige am glücklichsten, die es unter allen am letzten erhält.

Wenn man übrigens von diesen beiden Alcesten auf die Poesie der andern Opern der damaligen Zeit schließen darf, so kann man sich nicht erwehren, die zum Theil vortrefflichen Sujets zu bedauern, die unter den Händen dieser Elmenhorste, Richter, Matsen, Hinsche, Schröder, Fiedeler, Bressande, und wie die Herren weiter hießen, zu den kläglichsten Carricaturen verunstaltet wurden. Ich finde darunter (Adam und Eva, eine geistliche Oper, womit die Unternehmer im Jahre 1668 ihren Schauplatz eröffneten, nicht mitgerechnet) Theseus, Semiramis, Alexander in Sidon (das nämliche

Sujet, woraus Metastasio seinen Re Pastore gemacht), Xerres, Numa und so weiter und eine Menge der schönsten mythologischen Sujets, Ariadne, Semele, Acis und Galathee, Echo und Narciß, Pygmalion, Medea, Adonis, Endymion, Psyche und so weiter. Von welchen verschiedene den einst berühmten, jetzt ganz unbekannten Lic. Heinrich Postell zum Verfasser haben.

Vermuthlich sind meine Leser müde, von alten mißlungenen Alcesten reden zu hören; ich bin es wenigstens, davon zu schreiben. Aber gleichwohl, um meine Nachricht etwas vollständiger zu machen, kann ich sie nicht eher entlassen, bis ich auch noch ein paar Worte von der dritten Alceste gesagt habe, welche den berühmten Johann Ulrich König zum Verfasser hat und im Jahre 1719 auf dem großen Braunschweigischen Theater aufgeführt wurde.

König sagt uns in seinem Vorberichte, daß sein Werk eines Theils eine Uebersetzung der französischen Alceste sey; aber in der That hat er durchaus so viel an dieser verändert, davon und dazu gethan, daß er seine Alceste mit gutem Fug für seine eigne Schöpfung hätte ausgeben können. Was am meisten an ihm gelobt zu werden verdient, ist, daß er die Würde des Sujets besser in Acht genommen und die komischen Scenen weggelassen hat, welche im Quinault das wenige Interesse, das die ernsthaften allenfalls erregen könnten, fast gänzlich zernichten. Hingegen hat er durch Vermehrung der Intriguen und Maschinerien oder (wie er selbst sich ausdrückt) durch Vereinigung des italienischen und französischen Geschmacks (worauf er sich nicht wenig zu gute thut) den Vorzug erhalten, daß sein Stück ohne alle Vergleichung abenteuerlicher, unnatürlicher und ungereimter wurde und also (weil eine Oper damals eben dadurch sich empfehlen mußte) auch desto besser

gefiel, je abgeschmackter sie war. Zur Probe schreibe ich nur das Register der Maschinen und Flugwerke ab. „Eine Brücke, worüber man zu Schiffe geht, welche einfällt. Thetis in ihrem Wagen mit Seepferden, nebst den Nordwinden, welche einen Seesturm erregen. Aeolus in der Luft mit den Westwinden. Des Lykomedes Residenz, so bestürmt und eingenommen wird. Pallas in ihrer Maschine von Trophäen. Diana in einer feurigen Kugel, welche sich theilt und einen halben Mond vorstellt. Mercurius fliegend. Des Charons Kahn, worin er die Seelen überfällt. Des Pluto und der Proserpinen Thron. Der Höllenhund Cerberus, so Feuer speit. Des Pluto Wagen, worauf Hercules und Alceste wegfahren.“ — Man nehme zu allen diesen schönen Raritäten noch die mit eingeflochtenen Tänze der verkleideten [1] Grazien und Liebesgötter, Najaden und Tritonen, der Westwinde, welche die Nordwinde vertreiben, der Künste, welche den Tempel der Ehre bauen, und des Pluton'schen Hofstaats, der über Alcestens Ankunft seine Freude bezeigt — und dann gestehe man, daß die St. Evremond, die Remond von St. Mard und andere ihres Gleichen nicht so gar Unrecht hatten, solche Singspiele (und von andern hatte man zu ihrer Zeit keinen Begriff) unsinnig zu finden!

Daß die Poesie, die Sprache, die Recitative und die Arien schon um vieles besser seyn müssen, als in den vorigen, kann man dem Verfasser des Gedichtes, August im Lager, voraus zutrauen; und in der That ist der Fortschritt, welchen unsere Sprache und Dichterei binnen der sechsundzwanzig

[1] Dieß soll eigentlich so viel sagen, als bekleideten. König besorgte vermuthlich, man möchte glauben, daß er die Grazien und Najaden in naturalibus aufführen werde, wenn er nicht ausdrücklich das Gegentheil versichere.

Jahre, die von Thiemens Alceste bis zu der König'schen verflossen waren, gemacht hatte, ein wahrer Riesenschritt. Im Recitativ trägt König (einem Gesetze zufolge, welches damals Niemand abzuschütteln wagen durfte) noch die Fesseln des Reimes, welche seinen Gang meistens ziemlich ungemächlich, schleppend und schwerfällig machen; aber seine Arien sind größtentheils ohne Vergleichung schöner und singbarer, als in den älteren Alcesten. — Hier einige Proben, welche, wie mich däucht, dieß Urtheil rechtfertigen.

Hercules — der in Quinaults und Königs Alceste zugleich der Freund und der heimliche Nebenbuhler Admets ist, aber seine Liebe wie ein Held bestreitet und zuletzt besiegt — scheidet von Admet und Alcesten, nachdem er sie aus Lykomedens Gewalt befreit hat, mit dieser Arie, deren Anfang sich auf Admets dringendes Bitten, länger zu bleiben, bezieht:

Der Himmel weiß (und meine Liebe)
Wie gern ich länger bei euch bliebe;
  Doch die Vernunft spricht Nein!
Laßt ab, noch mehr in mich zu dringen;
Mich hierin selber zu bezwingen,
Das muß mein größter Sieg für dießmal seyn. V. A.

„Hierin" und „für dießmal" sind sehr entbehrliche Bestimmungswörter, welche die Sprache und den Vers schleppend machen. Mit einer kleinen Veränderung wäre der Schluß dieser Arie runder und zugleich singbarer geworden:

Mich selber zu bezwingen,
Soll meiner Siege größter seyn.

Erst, nachdem Alceste nicht mehr ist, entdeckt Hercules seinem Freunde, daß auch er Alcesten geliebt habe und noch liebe, und daß er, wenn Admet ihm sein Recht auf sie (die er nun ohnehin auf ewig verloren habe) abtrete,

Bis in das finstre Land
Der nie bestürmten Hölle dringen,
Den Pluto selbst zur Wiedergabe zwingen,
Und aus dem Grab' Alcesten wiederbringen

wolle. Diese Erklärung bestätigt er mit einer Arie, die Alles enthält, was ein Tonkünstler verlangen kann:

Mich spornet der Eifer, mich waffnet die Liebe.
So stürm' ich die Hölle, so trotz' ich dem Tod.
Laß den Abgrund Flammen speien!
Das Geliebte zu befreien,
Verachtet mein Herze die grausamste Noth. V. A.

Noch eine Arie des Hercules, da er im Begriff ist, dem Höllengott Alcesten zu entführen —

Ein großes Herz kann Alles in der Liebe,
Verlacht den Zwang und trotzt der Noth;
Denn Amor thut durch seine Stärke
In edlen Seelen Wunderwerke
Und zwingt zuletzt auch selbst den Tod.

Auch die folgende Arie, worin Alceste sich entschließt, für Admet zu sterben, ist in ihrer Art vorzüglich:

Da mein Leitstern muß entweichen,
Schließt sich auch mein Auge zu.
Da das schönste Licht verschwindet,
Dessen Glanz mein Herz entzündet,
Eilet auch mein Geist zur Ruh.

Noch singbarer und effectvoller ist die folgende, womit Cephise sie von ihrem Entschluß abhalten will.

Ach! lösche doch nicht selbst die holden Kerzen!
Ach! trenne doch nicht selbst das süße Band,
Das seine Seele deinem Herzen

Und deine Hand verknüpft mit seiner Hand,
Ach! trenne doch nicht selbst das süße Band.

Und die ganze Scene, wo Alcestens Schatten in Elysium eingeführt wird, welchen Reichthum von schönen Gemälden, empfindsamen Modulationen und entzückenden Melodien bietet sie einem großen Componisten dar! — Der Schauplatz stellt den Palast des Höllengottes vor; in der Ferne sieht man einen Theil der elysäischen Felder. Pluto und Proserpine, von einem Chor von Geistern umgeben, empfangen Alcestens Schatten:

Pluto.

Empfange nun den Preis der allerhöchsten Treu
In ewig stiller Ruh.
Dein neuer Stand läßt nichts als Freude zu;
Hinfort sey dir kein Schmerz bekannt,
Damit dein edler Geist unendlich sich erfreue.

Der Chor.

Empfange nun den Lohn der allerreinsten Treue!

Proserpine.

Es soll allhier dieß stille Leben
Dir ewig süße Ruh und steten Frieden geben.

Der Chor wiederholt diese Worte.

Proserpine.

Du sollst hinfort mir stets zur Seite schweben.

Pluto.

Das Höllenreich mach' alle seine Lust
Dir, alleredelster und schönster Geist, bewußt.

Der Chor.

Einsame Stille! seliger Ort!
Welchen ohn' Unterschied endlich die Seelen
Willig oder gezwungen erwählen!

Selige Stille! ruhiger Ort!
Du bist nach Sorgen, nach Kummer, nach Qualen
Allen Verfolgten der sicherste Port.

Freilich müssen uns die Ausfüllungswörter, die so leicht hätten vermieden werden können, anstößig seyn. Und warum anstatt des Höllenreichs, welches für uns mit so widrigen Eindrücken vergesellschaftet ist, nicht lieber Schattenreich? — Wie kann man sagen: gezwungen erwählen? — Und wie kommt dieser ungleichartige Begriff in Vorstellungen, welche nichts als Ruhe, Frieden und Seligkeit athmen sollen? — Aber so genau nahmen es freilich die besten Dichter des ersten Drittheils unsers Jahrhunderts noch nicht. Einheit des Tons, Reinigkeit des Ausdrucks, Rundung und Glätte des Styls waren Grade von Vollkommenheit, die man von der Zeit, worin König seine Alceste schrieb, noch nicht verlangen kann. In der unsrigen kann man es mit besserm Rechte; aber noch immer lassen sich die meisten Leser mit wenigern abfinden. Und wie wenig sind der Dichter, welche mehr von sich selbst fordern als die Leser, und die nicht zu ungeduldig oder zu träge sind, die Feile so lange zu gebrauchen, bis Alles teres atque rotundum ist!

3.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälligerweise im achten Buche der alten deutschen Uebersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beim ersten Anblick in die angenehme Ueberraschung setzte, womit man in einer Wildniß mitten unter Disteln und Unkraut eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewohl sehr entstellte Uebersetzung der zweiundvierzigsten und dreiundvierzigsten Stanze im ersten Gesang des Orlando Furioso sey, welche bekanntlich selbst eine freie und verschönerte Uebersetzung des Catullischen »Ut flos in septis« ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte deutsche Uebersetzer des Amadis angefangen, um diese zwei Stanzen, die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zweihundert Jahren war, zu transferiren.[1]

[1] Das Wort Uebersetzen muß damals noch nicht üblich gewesen seyn; denn der Uebersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferiren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

Hier ist zuvörderst das Original.

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina
Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor se li avvicina;
L'aura soave e l'alba ruggiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli nomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.
La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti.
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine blose Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieser literarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des spanischen Amadis zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesang des Orlando Furioso und also auf die vier Stanzen ein und vierzig bis vier und vierzig erstreckt; als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen oder vermeinten Verschönerungen dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessin Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariosts Sakripant (dem er alle Worte

nachspricht) auf sich selbst zu schmälen, daß er sich um eine Schöne

„plage und peinige, die sich einem Andern schon ergeben und zugeeignet und durch solche Mittel das Beste, so in ihr gewesen, verloren habe.“

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu sagen, eine Tochter und schamhafte Jungfrowe vergleichet sich einer Rose, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren noch Ungestümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunst sich neiget, und umb solcher Ursachen willen begehren jhr oft die jungen liebhabenden Jungfräwlein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren und ihre kleine Brüstlein oder runde Oepfelein damit zu bestecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so bald von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beide vom Himmel und Menschen begehren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraw oder Jungfraw, so jhr ein andern die Blumen der Jungfrawenschaft nemmen läßt, welche sie doch höher und wehrter denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bei allen, so ihren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte.“

Man sieht, daß Ariost nicht viel dabei gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche eben so weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreizehnten Jahrhunderts als von unsrer heutigen und wie unendlich weit erst

von der Schönheit und Grazie des florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferirte Amadis ein Lieblingsbuch der damaligen schönen Welt und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bei aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte Jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, daß Ariost das Selbstgespräch seines Sakripants dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariosts ist, was diesen Punkt betrifft, außer allem Zweifel; denn die erste Ausgabe seines Orlando Furioso ist vom Jahre 1515, und Johann Diaz stellte seinen achten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahre 1525 ans Licht. Die französische Uebersetzung, welche der deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahre 1543, und die deutsche folgte ihr im Jahre 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius seyn.

Indem ich fortfahre, dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Uebersetzung der neun und vierzigsten und fünfzigsten Stanze im achten Gesang des Orlando ist. Ich vermuthe und hab' es auch zum Theil wirklich so gefunden, daß die meisten Abenteuer aus Ariosts Rittergedichte auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind und das eigentliche Original dieses berühmten Romans

ausmachen, sind mit dem Stempel des Genies bezeichnet und von dergleichen Diebstählen gänzlich frei. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also, wo sie konnten; erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich, da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beinahe alle Begebenheiten von Wort zu Wort, blos mit veränderten Namen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

4.

Anekdoten aus der Kunstgeschichte.

1. Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Spaß zu machen, machte er ihr Portrait und stellte das Bild an ein offenes Fenster, aus dem sie mit den Nachbarsleuten oft lange Conferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn sahen das Bild für die Magd selbst an, kamen sogleich herzu, um sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen, und schwatzten lange, bis sie endlich gewahr wurden, daß das Mädchen noch kein Wort gesagt hätte. Da dieß nicht mit natürlichen Dingen zugehen konnte, so machten sie die Augen besser auf und wurden endlich ihres Irrthums gewahr.

Man erinnert sich hiebei der Trauben des Zeuxis, der die herzufliegenden Vögel, und des Vorhangs, den Parrhasius darüber malte, der den Zeuxis selbst betrog. Rembrandts Nachbarn (so wie ohne Zweifel ehemals die Nachbarn des Zeuxis und Parrhasius) mögen sich wohl nach solchen Wundern einen großen Begriff von ihrem Herrn Nachbar, dem Maler, gemacht haben; aber, daß Zeuxis, Parrhasius und Rembrandt sich viel darauf sollen eingebildet haben, ist mir nicht wahrscheinlich.

2. Rigaud (einer der berühmtesten französischen Portraitmaler), während daß ihm eine gewisse Dame saß, wurde,

indem er am Mund arbeitete, gewahr, daß sie gewaltige Grimassen machte, um durch Zusammenziehung der Lippen sich einen kleinen Mund zu machen. Der Maler ward des Geziers endlich überdrüssig. Geben Sie sich nicht so viel Mühe, gnädige Frau, sagte er; Sie haben bei mir gar nicht nöthig, Ihrem Mund so viel Gewalt anzuthun; wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, so mache ich Ihnen gleich gar keinen. (Man erzählt dieses Bon Mot auch von dem Maler Vigne.)

3. Mignards (ersten Malers des Königs Ludwigs XIV. in Frankreich, der durch die Zeit einen großen Theil des übertriebenen Ruhms verloren, dessen er in seinem Leben sich zu bemächtigen das Glück und die Adresse hatte) Mignards größtes Talent war, die Manier einiger berühmten italienischen Maler so gut zu erhaschen, daß es beinah unmöglich war, seine Copien von Originalen zu unterscheiden. Einsmals malte er eine Magdalene in Guido Reni's Manier und verkaufte sie, als ein ganz frisch aus Italien angekommenes Stück von Guido, an einen so genannten Amateur um 2000 Livres. Bald darauf ließ er dem Käufer durch die dritte Hand stecken: er sey betrogen worden; das Stück sey nicht von Guido, sondern von Mignard. Der Amateur wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er sich an Mignard selbst wandte. Dieser versicherte, er hätte die Magdalena nicht gemalt, und berief sich auf Le Brun, der damals erster königlicher Maler war und für ein Orakel in seiner Kunst galt. Der Amateur lud beide Maler zur Tafel ein und legte dem ersten den Casus zur Entscheidung vor. Le Brun, nachdem er die Magdalena lang und scharf untersucht hatte, that den Ausspruch, sie sey von Guido. Nun hatte Mignard, was er wollte. Jetzt will ich gestehen, daß

ich das Stück selbst gemacht habe, sagte er; und damit kein Zweifel bliebe, versicherte er, man werde unter den Haaren der schönen Bußfertigen einen Cardinalshut finden. Da dieß nicht anders als durch den Augenschein bewiesen werden konnte, so holte er flugs, was vonnöthen war, wischte die Haare weg und das Cardinalsbaret wurde sichtbar. Hier ist Ihr Geld wieder, sagte er zum Käufer; und das Gemälde ist mein: wer's gemalt hat, wird's auch wieder herzustellen wissen. Und Mignard ging von dannen und dachte, was für ein großer Mann er wäre, und wie er den ehrlichen Le Brun erwischt hätte.

4. Ludwig XIV. wollte einstmals vom Duc de Montausieur wissen, was er von Le Brun und Mignard als Malern hielte. Sire, antwortete dieser Herr (der sich durch eine Freimüthigkeit, die noch ein Rest aus Heinrichs IV. Zeiten war, von den Höflingen Ludwigs unterschied), ich verstehe mich nicht auf die Malerei; aber mich dünkt, die beiden Leute malen, wie ihr Name lautet. Und so war es auch. Le Brun affectirte, um den großen Meistern der römischen Schule auch in diesem Stücke zu gleichen, sehr ins Braune zu malen; und Alles, was Mignard malte, hatte ein air de mignardise.

5. Le Sueur — (dessen ungleich mächtigerm Genius die Nachwelt endlich die Gerechtigkeit erwiesen hat, die ihm seine Zeitgenossen und Ludwig der Große, der so wenig Gefühl fürs wahre Große, welcher Art es seyn mochte, hatte, zu erweisen unfähig waren) — dieser Le Sueur, der jetzt der französische Rafael heißt, wurde zur Zeit, da Le Brun der große Mann war, wenig geachtet. Als Le Brun die Galerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmalte, arbeitete Le Sueur in einem daranstoßenden Cabinet an einigen kleinen

Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päpstliche Nuntius kam, die Galerie zu sehen. Le Brun, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich mit allem empressement eines Galant-Homme, der die Honneurs seiner Galerie machen wollte, entgegen und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuntius wollte nun auch sehen, was in dem Cabinet gemalt würde. Le Sueur, der da in ziemlich armer Gestalt saß und arbeitete, begnügte sich, seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen und fuhr fort, zu arbeiten, ohne sich dessen zu kümmern, was neben und um ihn vorging. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueurs Figuren geworfen, sagte zu Le Brun, den er für einen Monsieur vom Hause hielt: Man hätte die großen Stücke, die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann da (auf Le Sueur deutend) ausführen lassen sollen und diese kleinern Figuren hier dem Andern überlassen, der die Galerie gemalt hat. **Jugez, comme Mr. L. B. étoit capot!**

5.

Apelles.

(Eine Handlung desselben, die sein bestes Gemälde werth war.)

Man hat immer vom Neid der Künstler oder, wie man's verächtlicher Weise nennt, vom Handwerksneid so gesprochen, als ob es eine Art von moralischem Wunder wäre, wenn zwei Nebenbuhler in einer Kunst, die zu Ruhm, Ansehen und Reichthum führt, einander Gerechtigkeit widerfahren ließen oder gar Freunde wären.

Man pflegt immer als etwas ganz Natürliches vorauszusetzen, sie müßten einander herzlich gram seyn, und dieß Vorurtheil ist zum Sprüchwort geworden, weil es immer und überall durch die gemeine Erfahrung bestätiget zu werden geschienen hat. Nun möcht' ich zwar nicht läugnen, daß wohl auch dann und wann große Männer, die vor Satans Macht und List nicht sichrer sind, als wir Andere, Anfälle von dieser garstigen Leidenschaft erfahren könnten; aber gleichwohl scheint sie mir an edlen Seelen überhaupt und besonders an großen Künstlern, die ich mir eben so wenig ohne enthusiastische Liebe zu ihrer Kunst als ohne bescheidne Meinung von sich selbst gedenken kann, etwas so Unnatürliches zu seyn, daß ich sehr geneigt bin, gerad im Gegensatz

mit der gemeinen Meinung die Fälle, wo ein großer Künstler gegen den andern ungerecht und mißgünstig gehandelt, unter die Ausnahmen zu rechnen und alle Erzählungen dieser Art für eben so verdächtig zu halten, als sie dem großen Haufen wahrscheinlich dünken und begierig von ihm angenommen werden. Und wirklich, wenn sich Jemand die Mühe nähme, die hieher gehörigen Beispiele zu sammeln, so würden sich vielleicht zehn finden, wo Männer, die in der nämlichen Kunst vortrefflich waren, einander wenigstens völlige Gerechtigkeit bewiesen, gegen eines, wo ein solcher sich jenes kleinherzigen Neides oder einer — es sey nun wirklich gefühlten oder nur affektirten — Verachtung fremder Talente und Vorzüge schuldig gemacht. Wie viel oder wenig solcher Beispiele aber auch zu finden seyn mögen, ein edleres wenigstens, und das mehr zum Vorbild aufgestellt zu werden verdiente, kenne ich nicht, als das Betragen des größten Malers seiner Zeit, des Apelles, gegen einen seiner vorzüglichsten Kunstgenossen, den Protogenes. Dieser lebte, seiner großen Geschicklichkeit ungeachtet, schon seit vielen Jahren, so wie Correggio sein ganzes Leben durch, in größter Armuth. Ein kleiner Garten vor der Stadt Rhodus mit einer schlechten Hütte war sein ganzer Reichthum. Die Rhodier machten nichts aus ihm: Sordebat ille suis, sagt Plinius, ut plerumque domestica. (Sie bewiesen eine ekle Geschmacksmäkelei an ihm, wie meist an dem Einheimischen.) Ein Fremder mußte kommen und ihm einen Werth in ihren Augen geben: vielleicht — in gewissem Sinn — auch in dem eignen; denn Armuth und Verachtung, wenn sie zu einem fortdauernden Zustand werden, sind genug, endlich auch die edelsten Geister niederzudrücken und kleinmüthig zu machen. Dieser Fremde war — Apelles. Er kam nach Rhodus,

besuchte seinen mißkannten Mitbruder in der Kunst, sah einige seiner Werke, fragte ihn, wie hoch er sie verkaufe, und da ihm Protogenes eine Kleinigkeit nannte, erhandelte er auf der Stelle die besagten Gemälde für sich selbst und bezahlte sie, zu großem Erstaunen der Rhodier, mit 50 attischen Talenten, die nach unserm Geld über 30,000 Thaler machen. Er kaufe diese Stücke, sagte er den Rhodiern ins Ohr, um sie als seine eigne Arbeit wieder zu verkaufen. Dieser Zug war die 30,000 Thaler doppelt werth. Nun wurden die Augen der Rhodier aufgethan; sie schlossen (wie denn immer die dümmsten Leute die besten Schlußfolgerer sind): der Mann, dessen Arbeit ein Apelles so theuer bezahle, um sie wieder — mit Profit, das versteht sich doch — als seine eigene zu verkaufen, müsse nothfolglicher Weise ein großer Mann seyn; und nun wollten die Herren alle von seinen Stücken in ihren Galerien oder Cabineten haben; der Preis seiner Arbeit stieg mit seinem Ruf; und wenn Protogenes dessenungeachtet, wie es scheint, kein sonderliches Glück machte, so kam es wohl blos daher, weil er den Eigensinn hatte, langsam zu arbeiten, oder, richtiger zu sprechen, weil er seine Werke mit solcher Liebe arbeitete, daß er nie mit seiner Ausführung völlig zufrieden war und sich nur mit Mühe entschließen konnte, ein Stück für vollendet anzusehen. Die Rhodier wußten sich in der Folge den Umstand, den Protogenes bei sich zu haben, sehr gut zu Nutze zu machen, als Demetrius Poliorketes ihre Stadt belagerte, und eben Anstalten machte, eine ihrer Vorstädte in den Brand zu stecken, weil dieß der einzige Weg war, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Glückseliger Weise für sie war das berühmteste Werk des Protogenes, Jalysus, in einem öffentlichen Gebäude dieser Vorstadt aufgestellt, und, zu noch

größerm Glück, war Demetrius ein Liebhaber der Kunst. Die Rhodier schickten eilends Deputirte an ihn, ihm vorzustellen, wenn er die Vorstadt anzünden ließe, würde er den Jalysus des Protogenes vernichten; und dieser Umstand wirkte so auf den Helden, daß er die Belagerung lieber aufheben und den Rhodiern verzeihen als ein so herrliches Werk zerstören wollte.

Aber — um wieder auf den Apelles, von dessen Großmuth gegen den Protogenes die Rede war, zurückzukommen — beweiset das angeführte Beispiel auch wohl Alles, was ich damit beweisen wollte? — Ich denke, ja! — Aber, wendet mir Jemand ein, würde Apelles auch so gerecht und edel gegen Protogenes gehandelt haben, wenn er ihn wirklich für einen Mann angesehen hätte, der ihm selbst im Lichte stehe? — Vielleicht — nicht; wenigstens möchte ich nicht für das Gegentheil Bürge seyn. Es ist schwer, in die innersten Falten des menschlichen Herzens zu sehen; und immer ist's verwegen, allgemeine Grenzen ziehen zu wollen, wie weit die Schönheit und Güte einer schönen und guten Seele gehen könne.

Indessen gestehe ich gerne, daß in allen Fällen, wo ein großer Künstler oder überhaupt ein großer Mann dem andern auf eine so edle Art Gerechtigkeit erweiset, die Eigenliebe immer etwas in petto hat, wodurch sie sich wenigstens im Gleichgewicht erhält: und wenn Helvetius gleich zu weit gegangen ist, da er behauptet, jeder Mensch sey in seinen eignen Augen der erste aller Menschen; so möchte sich doch wohl mit gutem Grunde vermuthen lassen, Jedermann habe etwas, was es nun auch seyn mag, worin er sich selbst vor Allen, die er als Rivalen betrachtet, den Vorzug gibt, und dem er wenigstens in den täuschenden Augenblicken, wo er am besten

mit sich selbst zufrieden ist, Werth genug beilegt, um sich selbst sagen zu können: So groß und vortrefflich dieser Mann ist, so ist doch etwas, worin er dir nicht gleich kommt und, wenn er auch wollte, nicht gleichkommen kann. Was den Apelles betrifft, so wollen wir nicht verbergen, daß dieß just sein Fall mit dem Protogenes war. Der Letztere hatte an seinem Jalysus sieben Jahre lang gearbeitet, und dieses Gemälde war in einem so hohen Grade schön und in allen seinen Theilen so vollendet, daß es unter die vollkommensten Meisterstücke gerechnet wurde, welche Griechenland aufzuweisen hatte. Cicero nennt es in diesem Sinne neben der berühmten Venus Anadyomene des Apelles — und, was mehr als dieß Alles sagt, Apelles selbst fand, daß es ein herrliches Werk sey. Beim ersten Anblick stand er wie erstaunt davor, und nachdem er's lange stillschweigend betrachtet hatte, sagte er zu den Umstehenden: Es ist ein Werk von erstaunlichem Fleiß und die Arbeit eines großen Künstlers; aber — setzte er hinzu, die Grazie fehlt ihm; hätt' es diese noch, so würde es das erste Stück in der Welt seyn. So erzählt's Aelian. Nun wissen wir aus dem Plinius, daß es gerade diese χαρις, diese Grazie, die sich besser fühlen als erklären läßt, war, worauf sich Apelles am meisten zu gut that, und was er, wenn er von den Werken der andern berühmten Maler seiner Zeit sprach, vor ihnen allen voraus zu haben sich rühmte. Vor dem Protogenes, setzt Plinius hinzu, legte er sich noch einen andern Vorzug bei, da er seinen Jalysus, ein Werk von unermeßlicher Arbeit und von einem über alle Maßen ängstlichen Fleiß, bewunderte. Denn er sagte: Protogenes sey ihm in allen Stücken gleich, ja in einigen gar überlegen; aber in dem einzigen bleibe ihm, dem Apelles, der Vorzug, daß jener nicht aufzuhören

wisse, oder, wie es Cicero ausdrückt, daß er nicht fühle, was genug sey. Ich glaube nicht, daß Apelles sich hierin noch einen andern Vorzug habe beilegen wollen, sondern, daß er das Nämliche nur mit einer andern Formel ausgedrückt habe. Denn eben durch den ängstlichen Fleiß, der nicht aufzuhören weiß, geht jene Grazie verloren, die den Apelles auszeichnete, und die dem Protogenes fehlte; oder, richtiger zu sprechen, sie ist unverträglich mit ihm. Und so hätten wir denn gefunden, was die Großmuth des Apelles in den Augen derer, die nicht gerne moralische Wunder glauben, unverdächtig machen kann. Im Vorbeigehen sey mir noch erlaubt eine doppelte Unrichtigkeit des de Piles zu rügen. Die Art, wie er in seinem Abrégé de la vie des Peintres die Wirkung, die der Anblick des Jalysus auf den Apelles gethan, erzählt, gibt seinen Lesern einen ganz falschen Begriff von der Sache. Er stand sprachlos da, spricht de Piles, als Einer, der keine Worte finden konnte, um die Idee von Schönheit, die dieses Gemälde in ihm erweckte, auszudrücken. Von dem wichtigen Mangel, den Apelles daran fand, sagt er kein Wort. — Und dann ist unrichtig, daß Apelles für ein einziges Gemälde des Protogenes 50 Talente bezahlt habe; Plinius, aus dem er gleichwohl die Anekdote genommen, sagt sehr deutlich das Gegentheil.

Die hier erzählte Hauptanekdote findet sich bei Plinius H. N. 35, 36, 13; die von des Protogenes Jalysus bei Aelian V. H. 12, 41, und bei Plutarch im Leben des Demetrius, in welchen beiden Stellen auch des Apelles Kunsturtheil angeführt wird, womit man vergleichen muß Plinius

35, 36, 10. Diese Vergleichung wird ergeben, daß der erste gegen de Piles ausgesprochene Tadel nur in so fern gegründet ist, als er des Apelles Urtheil verschweigt, nicht aber in dem, was dessen anfängliches Verstummen beim Erblicken des Jalysus betrifft; denn Aelian und Plutarch sagen dieß beide, Plinius aber nennt gar nicht, wie jene, den Jalysus ausdrücklich, sondern nur ein mit dem sorgfältigsten Fleiße von Protogenes gemaltes Werk. Wieland hätte übrigens die Handlung des Apelles noch mehr hervorheben können, wenn er angeführt hätte, daß Protogenes sich ihm schon als Rival gezeigt hatte; denn die Begebenheit mit der bekannten Linie beider, die den Kunstkennern so viel Kopfzerbrechens kostet (Plin. 35, 36, 11.), muß dem Kaufe des Apelles vorhergegangen seyn.

G.

6.

Aristophanes.

An Herrn Hofrath Voß.

1793.

Sie haben wohl auch davon gehört, daß man eine metrische Uebersetzung des Aristophanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe, noch meine nicht ohne Mühe per varios casus et tot discrimina rerum errungene gloria gleichgültig ist — über die Verwegenheit einer solchen Unternehmung in meinen Jahren erschrocken seyn. Aber beruhigen Sie sich, mein lieber V. So arg ist es nicht, als man Ihnen gesagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug versucht, um so ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent; und dieß allein wäre schon mehr als hinreichend, mich von einer so halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metrische Uebersetzung des unübersetzlichsten aller griechischen Schriftsteller ist, abzuschrecken. In der That käme ich mir mit einem solchen Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als Einen, dem ich's zutraue, daß er dieses Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu bestehen),

ich käme mir, sage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich selbst zu einem solchen Wagestück anheischig machen wollte, nicht viel weiser vor, als der aristophanische Trygäos, da er sich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. — Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja schon an Horaz und Lucian versucht, und der gute Erfolg dieser, in ihrer Art gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wohl Muth machen, auch mit einem jenen beiden in gewissem Sinne so ähnlichen Schriftsteller fertig werden zu können. Der Unterschied ist sowohl an sich selbst, als in Rücksicht auf mich unermeßlich. Es ist freilich unter den alten, zumal griechischen Schriftstellern von der ersten Classe keiner, der nicht seine eigenen, oft sehr großen Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Aristophanes ist doch, von dieser Seite, keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerlei Kenntnisse, welche Stärke in der Sprache, welche Belesenheit in den übrigen Schriftstellern dieser Nation, welche Bekanntschaft mit ihrer Geschichte, mit ihrer politischen Verfassung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künsten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. s. w. und, mit allen diesen und andern Vorkenntnissen, welch ein besonderes, unverdrossenes und langwieriges Studium der Komödien des Aristophanes selbst gehört dazu, um sie nur erst völlig zu verstehen und so geläufig und con gusto, wie etwa die Komödien des Molière, Congreve oder Goldoni lesen zu können. Aber, wer dieß auch kann, o, wie weit ist der noch davon entfernt, sie in die deutsche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet sie auch seyn mag, übertragen zu können! Gesetzt aber, er könnte auch dieß und könnte es auf eine andere Art, wodurch er (was gewiß eine sehr schwere Aufgabe ist) die Philologen von Profession befriedigte: wie

viel fehlte da noch, um eine Uebersetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Aristophanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen seiner Freunde verlöre, oder etwas zu leihen, wobei er nach ihrem Urtheile nichts gewänne, so beschaffen wäre, daß sie auch von dem größern Theile des gebildeten, aber nicht gelehrten Publicums ohne Anstoß und mit Vergnügen gelesen werden könnte! Dieß möchte immer eine sehr schwere, aber doch mögliche Arbeit seyn, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre; aber die Komödien oder (um ihnen ihren rechten Namen zu geben) die Possenspiele — freilich Possenspiele eines Mannes von Genie, der in seiner Art so einzig war, als Shakespeare in der seinigen — so voller Witz und Laune, als keine andere Producte des Witzes und der Laune, aber doch Possenspiele — Carricaturen, wie sie nur eine Meisterhand zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künstler sehen lassen, dem die wahren Lineamente der menschlichen Natur bekannt waren, aber doch Carricaturen — kurz, die Komödien eines Aristophanes so in unsere Sprache zu übertragen, daß man es zugleich dem Publicum, den Kennern und sich selbst zum Danke gemacht hätte! — Denn das Letzte wenigstens ist — so unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Uebersetzer dieses von allen Musen und Grazien begünstigten attischen Scurra ganz verdorben sey, verlangen würde, als diesen, wenn er auch, nachdem er mit unverdrossenstem Fleiße alle Kräfte seines Geistes und die Hälfte seines Lebens an ihn verschwendet hätte, mit seiner Arbeit zufrieden seyn könnte. — Um sich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Uebersetzer des Aristophanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu versetzen, brauchen Sie, mein Freund, sich nur zu erinnern, wie so

sehr verschieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — übersetzen soll. — Erinnern Sie sich, wie himmelweit das, was man damals Komödien nannte, als

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque, poetae,
Atque alii, quorum Comoedia prisca viorum est,

für die Belustigung des athenischen souveränen Pöbels an den Dionysien arbeiteten, von unsern heutigen Lustspielen, besonders unsern beliebten Familienstücken, verschieden war. Erinnern Sie sich, wie sehr das Lächerliche sowohl als die Art, wie man es belacht, wie sehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, schalkhaften, muthwilligen, satirischen Laune anständig oder unanständig ist, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überschreiten darf, von dem Grade der Cultur, den Sitten, den herrschenden Begriffen und Maximen, und selbst von der politischen, religiösen und ökonomischen Verfassung eines Volks abhängig sind, und was für einen Unterschied 2400 Jahre in Allem diesem machen. Erinnern Sie sich des Charakters des athenischen Volks, des lebhaftesteu, leichtsinnigsten, frivolsten, inconsequentesten, des zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker, die jemals gewesen sind; auch vergessen Sie nicht, daß dieses Volk in der Epoche des peloponnesischen Krieges, worin Aristophanes schrieb, nicht nur souverain, sondern durch die Umstände der Zeit ungewöhnlich überspannt und dabei in einem hohen Grade sittlich verdorben war. Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienschreiber mehr für die rohern Volksclassen, für die Bewohner des Piräeus, Handwerker, Seeleute und Matrosen, als für den aristokratischen, d. i. (selbst nach der Bedeutung dieses Wortes bei den Athenern) für den

gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nation arbeiteten und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern erlauben mußten, die selbst dem undelicatesten Theil unsers lesenden Publicums nicht präsentirt werden dürften. Erinnern Sie sich endlich, wie voll alle seine Stücke nicht nur von solchen satirischen Zügen und Scherzen, deren Einkleidung entweder unserm sittlichen Gefühl oder unsern Begriffen vom Anständigen zuwider sind, sondern auch (was eine der größten Martern des Uebersetzers ausmacht), wie voll sie auf allen Seiten von Anspielungen auf damalige Local- und Zeitumstände, von kleinen Charakterzügen und Anekdoten, die Jedermann bekannt und verständlich waren, von Parodien und Anspielungen aus Tragödien, die einem Jeden in frischem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facetien, witziger oder schalkhafter Züge und feiner Pinselstriche sind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unsre meisten Leser verloren gehen. — Nehmen Sie dieß Alles zusammen, und Sie werden mir schwerlich Unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Aristophanes zu übersetzen, ein Einfall sey, der einem Menschen, dem seine Ruhe lieb ist, nur von einem sehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden seyn.

Und wie kommen Sie denn dazu, höre ich Sie sagen, daß ein schon überall verbreitetes Gerücht Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie so sehr eingenommen sind, andichtet? Um Ihnen dieß begreiflich zu machen, mein Fr., brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß es mit diesem Gerüchte wie mit allen andern beschaffen ist: es ist zwar nicht ganz wahr; aber etwas Wahres hat doch die Veranlassung dazu gegeben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung

zu schweren literarischen Abenteuern gehabt; und so ist mich denn vorlängst der Einfall angewandelt, einige Stücke des Aristophanes zu übersetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch schwerer zu machen) in Versarten zu übersetzen, die den seinigen so nahe kämen, als es die Natur unserer Sprache und die Grenzen meiner versificatorischen Kunstfertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas Angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu sagen) auch, weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbesagten Schwierigkeiten, theils durch mancherlei andere Vorstellungen von einem so gefährlichen Vorhaben abschreckte, so blieb dieser Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indessen fügte sich's doch im letztabgewichenen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damaligen Witterung auf das sehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beschäftigungen des Geistes so verdrossen und untüchtig fühlte, daß mir dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde. Ich nahm anfangs meine Zuflucht zu meinem Aesculap, bei welchem ich in ähnlichen Fällen öfters schleunige Hülfe gefunden hatte; da sich aber das Uebel dießmal durch keine Alexipharmaca beschwören lassen wollte, so brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen und zu versuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir selbst eine Arbeit, wozu eine außerordentliche Anstrengung aller Seelenkräfte erfordert würde, auflegte, die aber zugleich so beschaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu

verlieren, immer abbrechen könnte, wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmal Aristophanes wieder ein, und die Hoffnung, durch ihn von der ungewohnten Schlafsucht meines Geistes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle so lebhaft auf mich, daß ich sogleich Anstalt traf, den Versuch mit den Acharnern desselben zu machen. Ob mir dieser Versuch gelungen oder mißlungen sey, müssen Andere entscheiden; aber meinen medicinischen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, so gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andre nöthigere Beschäftigung übrig ließen, an die Fortsetzung und Vollendung der Acharner; und, was meine Lust zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die seit einigen Jahren vor unsern Augen in Frankreich gespielte große tragi-komische Sansculotten-Farce auf dieses Stück und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heißen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieses Dichters ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diente, vielen Gemälden und Charakterzügen eine Wahrheit und fraîcheur gab, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificiren und mißhandeln läßt, copirt worden wären. Mir däuchte, daß diese Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Interesse für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Interesse, das sie nur vor sechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Aristophanes, wenn eine gute Uebersetzung von ihm in diesem Zeitpunkte erscheinen könnte, zu einem der allgemeinsten und angenehmsten Lehrbücher machen würde. Natürlicher Weise mußte diese Betrachtung ein neuer Sporn seyn, mich zu Ueberwindung der

Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht selten niederschlugen, anzufrischen. — Kurz, in einigen Monaten wurde mein Versuch einer metrischen Uebersetzung der Acharner fertig, und nun ließ ich mich durch den Beifall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Bescheidensten stolz machen könnte, aufgenommen wurde, um so eher verleiten, auch mit den Rittern, einer fast unbegreiflich kühnen Personalsatire auf den damals Alles vermögenden Demagogen Kleon und auf das souveraine Volk von Athen selbst, ein Gleiches zu versuchen, da gerade dieses Stück mit den treffendsten Anspielungen auf die sogenannte französische Republik angefüllt ist und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das französische Sprüchwort: l'appetit vient en mangeant, findet seine Anwendung auch bei Geistesgaben dieser Art. Außer dem Vergnügen, große Schwierigkeiten mit einem Fleiße, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen scheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umstand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt, und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge sind, immer mehr Muth und Begierde zum Fortfahren. Wiewohl es vielleicht blose Täuschung ist, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer schon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorstellen, je weiter wir vorwärts kommen, so hilft uns doch diese Täuschung unvermerkt durch; und am Ende ist doch etwas gethan, wenigstens die Bahn einem Andern gebrochen, dem es nun desto leichter möglich seyn wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir selbst nicht gelangen konnten.

Dieß, lieber V., ist die Geschichte meines literarischen Abenteuers mit dem Aristophanes. Sie sehen daraus, wie ich zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die

Acharner und die Ritter des unübersetzlichen Aristophanes deutsch reden zu lehren. Komme ich mit den letztern zu Stande, so ist es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dieß ist auch Alles, was ich Ihnen vor der Hand versprechen kann, und an eine Uebersetzung aller eilf übrigen Stücke, die der heilige Chrysostomus von den Werken seines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben soll, ist auf keinen Fall zu gedenken. Auch dann, wenn ich bei völliger Muse noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich aus noch wichtigern Ursachen, als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer solchen Arbeit nicht entschließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den besten Theil meines noch übrigen Lebens, soweit es noch reichen mag, der neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir in einem Alter, welches auch bei dem besten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen setzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weit aussehende Dinge zu unternehmen: und ich würde mir sogar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Aristophanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beschäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als einer Rücksicht nothwendig wäre, den Geist nicht immer auf einerlei Art von Arbeit gespannt zu erhalten, sondern mit den Gegenständen, an welchen wir unsere Seelenkräfte üben und unsere Lebensgeister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die bloße Veränderung der Gegenstände unserer Geistesarbeiten und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erholung und Ruhe ist.

Bei Allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus

nobis haec otia faciet, es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und Frösche oder an die Wolken kommen könnte. Ich sehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht ist und vielleicht nie seyn wird, und es ist genug, daß jeder Tag sein pensum und seine eigene Plage habe.

Vorerinnerungen zu der Uebersetzung der Acharner.

I.

Unter mehr als siebzig Komödien, die dem Aristophanes von den Alten zugeschrieben werden, und wovon nur eilf auf uns gekommen sind, ist diese die zweite der Zeitordnung nach, in welcher sie zu Athen auf den Schauplatz kamen. Sie wurde im sechsten Jahre des peloponnesischen Krieges aufgeführt und hatte (wie noch einige Stücke dieses Dichters) zur Hauptabsicht, den souverainen Pöbel von Athen auf eine seinem Leichtsinn und seinem Geschmack an burlesken Einfällen angemessene Art von diesem Kriege, der ihrer Republik und dem ganzen Griechenlande gleich verderblich war, abzuziehen und zum Frieden oder wenigstens zu einem lange dauernden Waffenstillstand mit den Peloponnesiern und ihren Bundesgenossen, den Megarern, Böotiern u. s. w., geneigt zu machen.

II.

Ungeachtet die Verfassung von Athen damals völlig demokratisch war, so hatte sich doch noch immer eine Partei, die man aristokratisch nennen kann, erhalten, die sich, wiewohl mit ungleichem und fast immer unglücklichem Erfolg,

angelegen seyn ließ, den Demagogen, welche das Volk immer zu den ausschweifendsten und ungerechtesten Maßregeln verleiteten, so viel möglich das Gegengewicht zu halten. Wer die Komödien des Aristophanes mit einiger Aufmerksamkeit auf ihre politische Tendenz gelesen hat, wird schwerlich zweifeln können, daß er, es sey nun aus innerer Ueberzeugung oder weil er dazu erkauft war, sich zu diesen Aristokraten gehalten habe, welche, wie sich mit Grund annehmen läßt, wenigstens so lange sie die schwächere Partei im Staat waren, immer die richtigern Begriffe von dem wahren Interesse des Staats hatten und es um so viel besser als jene herrschsüchtigen und raubgierigen Demagogen mit demselben meinten, je enger sie als ansehnliche Landeigenthümer ihr eigenes Interesse mit der Erhaltung des Ganzen verbunden sahen; da hingegen jene populären Volksmänner (größtentheils Leute von schlechter Herkunft und Erziehung) ihr Interesse dabei fanden, das eitelste, rascheste, verwegenste und ehrgeizigste Volk, das vielleicht je gewesen ist, mit weitaussehenden Planen anzuködern und durch überspannte Einbildungen von seiner Uebermacht in Unternehmungen zu verwickeln, wobei sie sich selbst demselben wichtig und nothwendig machen konnten. Sie glichen, sagt Aristophanes, den Fischern, die desto mehr fangen, je trüber sie das Wasser gemacht haben.

III.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die aristokratische Partei (wiewohl sie unter der Demagogie des Perikles sehr gedämpft worden war) eben darum, weil sie die Minorität im Staat ausmachte, sich gleich anfangs, da es zwischen den Peloponnesiern und Athenern zum Bruch kam, so viel möglich

dem Perikles, der zu einem standhaften Betragen gegen die Anmaßungen der Korinthier und Lacedämonier rieth, widersetzt haben werde; wenigstens ist aus mancherlei Gründen zu glauben, daß die Bürger aus den ältesten Familien, die reichsten an Landeigenthum und besonders auch die Classe, die unter dem Namen der Ritter begriffen war, schon lange vor dem Treffen bei Amphipolis friedenslustig waren, und daß Nikias selbst (der nach Perikles Tod der angesehenste und reichste unter den Staatsmännern und Feldherren der Athener war) sich immer auf diese Seite neigte, wiewohl er seiner Gemüthsart nach der Gewalt des Stromes nachgab und sich nicht eher als nach dem Tode des berüchtigten Demagogen Kleon (vier Jahre nach der öffentlichen Aufführung der Acharner), seines beständigen und heftigsten Antagonisten, mit Nachdruck für den Frieden erklärte, welcher denn auch bald darauf wirklich geschlossen, aber auch durch die Ränke des Alcibiades so bald wieder vernichtet wurde, daß er, als ein bloßer Waffenstillstand von sehr kurzer Dauer, bei Aufzählung der 27 Jahre, welche der peloponnesische Krieg dauerte, in keine Betrachtung kam.

IV.

Ohne diese Voraussetzung einer zum Frieden geneigten ansehnlichen Partei, auf deren Wohlwollen und Schutz Aristophanes allenfalls sicher rechnen durfte, wüßte ich mir die erstaunliche Dreistigkeit nicht zu erklären, mit welcher dieser komische Dichter in dem vorliegenden Stücke sich gegen einen Krieg erklärt, der wenigstens von der großen Majorität des Volks beschlossen und bereits im sechsten Jahr, zwar mit immer abwechselndem Glücke, aber nur desto leidenschaftlicher

geführt worden war. Schwerlich würde ein Mensch wie Aristophanes (außer seinem Talent einer der unbedeutendsten in Athen) sich gleich im Anfang seiner komischen Laufbahn eines solchen Wagestücks unterfangen haben, wenn er nicht von den Häuptern der friedfertigen Partei unter der Hand dazu aufgemuntert worden und ihres Schutzes um so gewisser versichert gewesen wäre, je mehr ihnen daran gelegen war, sich seines Talents als eines vorzüglich geschickten Werkzeuges, auf den großen Haufen zu wirken, auch zu ihren politischen Absichten bedienen zu können. Ich finde mich in dieser Vermuthung außer den Gründen, die in der Sache selbst liegen, durch eine Stelle des Plutarch im Leben des Nikias bestärkt, worin er (wiewohl nur überhaupt, und ohne des Aristophanes ausdrücklich zu erwähnen) sagt, daß sich Nikias, um der Popularität des Kleon das Gleichgewicht zu halten, eine vorzügliche Angelegenheit daraus gemacht habe, sich bei dem Volk durch seine Choregien, das ist, durch die Schauspiele, die er als Choregus [1] auf seine Kosten aufführen ließ, in Gunst zu setzen. Wie sollte er also versäumt haben, sich hierzu vorzüglich desjenigen zu bedienen, der es damals an Genie, Witz und Geschicklichkeit, das atheniſche Volk zu belustigen, allen seinen Rivalen in der komischen Kunst zuvor that?

V.

Doch, wie dem auch gewesen seyn mag, dieß ist gewiß, daß die Komödie, von welcher hier die Rede ist (so wie viele andere und vielleicht die meisten Stücke des Aristophanes),

[1] Dieß war der Name derjenigen, die dem Volk öffentliche Schauspiele auf ihre eignen Kosten geben mußten und abwechselnd aus den reichsten Bürgern jeder Zunft erwählt wurden.

eine politische Tendenz hatte und unter dem Schein, den Pöbel blos durch tolle Erfindungen, possirliche Carricaturen und scurrile Einfälle aller Arten zu belustigen, im Grunde auf den sehr ernsthaften Zweck abgezielt war, die Athener eines heillosen Krieges überdrüssig zu machen und nach dem Frieden, an welchem die aristokratische oder lacedämonische Partei (wie sie von ihren Gegnern genannt wurde) in der Stille und gleichsam unter Grund arbeitete, lüstern und ungeduldig zu machen.

VI.

Mit wie viel Verstand, Feinheit und Gewandtheit Alles in vorliegendem Stück im Ganzen und im Detail auf diesen Zweck angelegt ist, wird auch ohne mein Zuthun jedem aufmerksamern Leser, zumal bei einer zweiten, absichtlich hierauf gerichteten Durchlesung, augenscheinlich werden; und ich enthalte mich um so mehr, dieses durch eine besondere Analyse zu zeigen, weil ich Niemanden hierin vorgreifen und das Vergnügen, das, was sich hierüber sagen ließe, selbst zu entdecken, verkümmern möchte. Nur dieß Einzige sey mir erlaubt zu erinnern, daß man dieses nach der allgemeinen Form der athenischen alten Komödie gebildete Stück, auch was diesen Punkt betrifft (so wenig als in allen andern Rücksichten), nicht nach den Regeln des modernen Lustspiels beurtheilen müsse. Daß der Dichter seinen eigentlichen Zweck öfters aus dem Gesicht zu verlieren scheint und sich so viel episodische, zu seinem Hauptplan nicht gehörige oder wenigstens seine Absicht nur nebenher befördernde Scenen erlaubt; die anscheinende Planlosigkeit und Willkürlichkeit des Zusammenhangs; der Mangel an künstlicher Verwicklung und Entwicklung, an

Wahrscheinlichkeit und Anständigkeit, — das Alles waren in den Augen der Athener nicht nur keine Fehler, sondern es war im Gegentheil, was sie forderten, wenn ihnen ein Stück dieser Art gefallen sollte. Mannigfaltigkeit, Ueberraschung durch unerwartete, aber desto piquantere Episoden (wie in diesem Stücke z. B. die Scene mit dem Euripides und die mit den Schweinchen des Megarers), Neuheit der Erfindung (je ausschweifender und possirlicher, desto besser!), durch Lebhaftigkeit der Darstellung unterstützt, häufige Anspielungen und Parodien der Tragiker, lächerliche, mitunter auch bittere Spöttereien und Kritiken über die Gebrechen des Staats, bald geradezu, bald in einen allegorischen Schleier gehüllt, leichtfertige und doppelsinnige Scherze, Seitenhiebe nach einzelnen mit Namen genannten Personen, — das waren die Mittel, wodurch ein komischer Dichter sich ihnen empfehlen konnte, worin er mit seinen Mitkämpfern um den Epheukranz wetteifern mußte, und worin Aristophanes (wie es scheint) alle andere alte Komiker so weit hinter sich zurückließ, daß sich von mehr als sechzigen, deren Stücke von griechischen Schriftstellern genannt oder angezogen werden, nicht einer neben ihm hat erhalten können.

VII.

Von der Uebersetzung, die ich hiemit den Liebhabern (die mir dießmal noch furchtbarer sind als die Kenner) nicht ohne Schüchternheit vorlege, habe ich dem, was bereits in dem voranstehenden Schreiben gesagt worden ist, nur wenig beizufügen. Ich gebe sie für einen bloßen Versuch und fühle nur zu sehr, wie wenig eine so schwere, mühselige und undankbare Arbeit sich für meine Jahre, meine Kräfte und

meine Sinnesart schickt. Indessen, da ich den Versuch nun einmal machen wollte, habe ich weder Fleiß noch Zeit gespart, ihn so gut, als mir möglich war, wenigstens (wie ich glaube) so gut zu machen, daß es einem Andern, der sich zum Uebersetzer des Aristophanes berufen fühlen mag, nun um so leichter seyn wird, meine Arbeit zu übertreffen. Ich zweifle nicht, daß ich selbst mit einem noch hartnäckigern Fleiß und einem noch größern Zeitaufwand vielleicht etwas weniger Unvollkommnes (besonders auch in Rücksicht auf die schwerern Versarten) hätte zu Stande bringen können; aber ich gestehe, daß ich mir zuletzt Vorwürfe über eine solche Anwendung des Rests meiner Lebenskräfte machte und in diesen Vorwürfen die Stimme meines guten Genius zu hören glaubte.

Daß ein Dichter metrisch übersetzt werden müsse, ist bei mir etwas Ausgemachtes. Etwas Gewagtes, aber (meinem Gefühl nach) beinahe Unnachläßliches war es, den Aristophanes nicht nur in seinen gewöhnlichen Jamben, sondern auch in seinen Trochäen, Anapästen und achtfüßigen jambischen Versen, soviel es mir möglich seyn wollte, nachzubilden oder — nachzupfuschen. Denn, die Wahrheit zu sagen, bei den Anapästen, zu welchen unsere Sprache ganz und gar nicht geeigenschaftet ist, verdient mein Versuch kaum einen bessern Namen. Indessen hab' ich doch auch diese Versart überall, wo sie Aristophanes gebraucht, beibehalten, weil sie mir da, wo er sie gebraucht, eine eigene Schicklichkeit zu haben scheint. Ich habe, so viel möglich, mein — nicht ganz Midas-artiges Ohr dabei zu Rathe gezogen, aber mir doch die Freiheit erlauben müssen, so oft es sich nicht anders thun ließ, den Anapäst ⏑ ⏑ — mit dem Amphibrachys ⏑ — ⏑ zu vertauschen; eine Freiheit, ohne die es (meines Erachtens) eben so unmöglich ist, eine etwas lange Folge von deutschen Anapästen,

als eine Folge von deutschen Hexametern ohne häufige Verwechslung des Spondeus mit dem Trochäus zu fabriciren. Was aber die eigentlich lyrischen Metra in den Partien des Chors betrifft, welche nicht declamirt, sondern zugleich mit einer Art von Tanz gesungen wurden, so habe ich mir ein freieres Metrum mit desto weniger Bedenken erlaubt, da, wenn ich auch dabei Fuß für Fuß in die Tritte des Aristophanes hätte setzen können, diese Stellen von meinen Lesern doch nicht gesungen, geschweige nach den Aristophanischen Melodien gesungen würden, und also eine unsägliche Arbeit und Zeitverschwendung ganz zwecklos angewandt worden wäre.

Doch es ist Zeit, diesem Prologus ein Ende zu machen und zu hören, was uns der ehrliche Bürger Dikäopolis, als Repräsentant des gesund und billig denkenden Theils der Republik, zu sagen hat; er, der einen plan- und zwecklosen Krieg (wie wir) so herzlich verabscheut, daß er — da es ihm nicht gelingen will, seine Mitbürger zu Friedensgedanken zu bewegen, lieber einen Separatfrieden für sich und sein Haus machen, als seine schönen Felder, Weinstöcke, Obstbäume und Knoblauchbeete umsonst und um nichts den Verheerungen von Feinden, die er mit einem Worte zu Freunden machen kann, länger Preis gegeben sehen will.

Die Acharner

oder

der Friede des Dikäopolis.

Aufgeführt an einem der Lenäischen Festtage im dritten Jahre der 88sten Olympiade und im 6ten des peloponnesischen Krieges.

Personen.

Dikäopolis.

Ein Herold oder Aufrufer in der Volksversammlung.

Amphitheos.

Ein Prytane (einer von den Fünfzigen, welche, nach einer gewissen festgesetzten Ordnung, abwechselnd den Vorsitz im Senat der Fünfhundert führten).

Die vom persischen Hofe zurückgekommenen Abgesandten.

Pseudartabas (ein angeblicher Gesandter des Königs von Persien) mit seinen Kämmerlingen.

Theoros, ein anderer athenischer Gesandter, aus Thracien zurückgekommen.

Die Frau und Tochter des Dikäopolis.

Euripides.

Kephisophon, sein Bedienter.

Lamachos, ein athenischer Kriegsoberster.
Ein Megarer.
Zwei junge Töchter des Megarers.
Ein Sykophant.
Ein Böotier.
Nikarchos.
Ein Bedienter des Lamachos.
Ein armer Landmann.
Ein Brautdiener.
Zwei Eilboten.
Kämmerlinge des Pseudartabas, Thracier, und andere stumme Personen.

Die Scene liegt im Pnyx, einem nahe an der Akropolis (Burg) gelegenen öffentlichen Platz zu Athen, der mit dem großen Marktplatz zusammenhing, und wo gewöhnlich die Ekklesien oder Nationalversammlungen gehalten wurden, welchen jeder volljährige Bürger von Athen beizuwohnen und seine Stimme dabei zu geben berechtigt war.

Erster Act.

Dikäopolis allein.

Wie viele Dinge nagen mir am Herzen!
Wie einzeln sind hingegen die frohen Augenblicke!
Kaum zähl' ich dieser viere; jene sind
Wie Sand am Meer', unzählbar. Laß doch sehn,
Was ist von Langem her mir aufgestoßen,
Das einem Ehrenmanne noch allenfalls
Das Herz erfreuen konnte? — Die fünf Talente,

Die Kleon [1] wieder von sich geben mußte —
Ein süßer Augenblick! Die wackern Ritter,
Das machten sie gut! Wie lieb' ich sie darum!
Ganz Hellas ist in ihrer Schuld dafür.
Allein wie tragisch mußt' ich bald darauf
Für diese Wollust im Theater büßen!
Da sitz' ich euch mit offnem Maul' und harre auf
Ein Stück von Aeschylos; kommt nicht der Herold
Und ruft: Theognis, führe deinen Chor hervor! [2]
Wie, meint ihr, daß mir das ins Herz gegriffen?
Dafür, gesteh' ich, hat mir's große Lust gemacht,

[1] Kleon, ein berüchtigter athenischer Demagog dieser Zeit, der, besonders nach dem Tode des großen Perikles, ohne andere Talente oder Verdienste als eine ungeheure Stimme, eine grenzenlose Unverschämtheit und Dreistigkeit und die Geschicklichkeit, dem athenischen Pöbel immer nach dem Munde zu reden, sich zu einem so wichtigen Manne zu machen wußte, daß er in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges eine große, wiewohl für Athen und zuletzt auch für ihn selbst sehr unglückliche Rolle spielte. Aristophanes war sein erklärter Feind und bewies es ihm, außer vielen Stellen in seinen übrigen Komödien, durch die Ritter, die ausdrücklich auf ihn gemünzt waren, mit einer beinahe unbegreiflichen Kühnheit. — Von der Anekdote, worauf hier angespielt wird, ist nichts Näheres bekannt.

[2] Aerger konnte der arme Dikäopolis nicht in seiner Erwartung getäuscht werden; denn dieser Theognis (den man mit dem weit ältern Gnomologen dieses Namens nicht verwechseln muß) war ein so frostiger Tragödiendichter, daß er den Uebernamen Chion (Schnee) erhielt, der unserm Dichter weiter unten den Stoff zu einem sehr beißenden Scherz über ihn gibt. Vermuthlich hatte dieser Theognis es eben der individuellen Beschaffenheit, die ihn zu einem so frostigen Dichter machte, zu danken, daß er einen Platz unter den dreißig Tyrannen erhielt, die das souveraine Volk von Athen 21 Jahre später für alle thörichte Streiche, die es in seinem unbeschreiblichen Leichtsinn und Uebermuth seit 50 Jahren begangen hatte, auf eine so grausame Weise züchtigten.

Als neulich um den Preis im Wettgesang[1]
Deritheos hervortrat, das Böotier-Lied zur Cither
Zu singen.[2] Dagegen hätt' ich bald den Tod
Davon gehabt und mir den Hals beinah verdreht,
Als der engbrüst'ge Chäris jüngst den Schlachtgesang
Zu quicken anfing.[3] Aber nie, seitdem ich mir

[1] Die musikalischen Preiskämpfe in Athen sind bekannt. Der Preis des Sieges war ein Kalb; daher heißt es im Original: επι μοσχῳ.

[2] Das Böotier-Lied, *Βοιωτιον* sc. *νομον*, eine Art von Gesang, wovon Melodie und Tact etwa auf dieselbe Art bestimmt und festgesetzt war, wie in der neuern Musik z. B. das Menuet, die Chaconne, das Siciliano u. dgl. Die Griechen, die von jeher große Liebhaber vom Singen waren, hatten verschiedene solche Nomen oder Singweisen sowohl zur Cither als zur Flöte. Terpander, von Lesbos, ein berühmter Citharöde und Verbesserer der griechischen Musik, der in der 33. Olympiade geblüht haben soll, wurde auch für denjenigen gehalten, der die citharödischen Nomen in eine kunstmäßigere Ordnung gebracht und durch bestimmte Namen, als der Böotier, der Aeolier, der Trochäische u. s. w. von einander unterschieden. Da hier der Ort nicht ist, mich in eine Erörterung einzulassen, die uns in den Labyrinth der griechischen Musik verwickeln würde, so begnüge ich mich zu sagen, daß es mir wahrscheinlich ist, der Charakter des böotischen Nomos sey ländlich und hirtenmäßig gewesen; welches auch noch ein subjectiver Grund seyn könnte, warum Dikäopolis so viel Vergnügen an dem Böotier-Lied des Deritheos fand.

[3] Den Schlachtgesang, *ορθιον* — Ein Nomos, der schon im Homer vorkommt und eigentlich nur auf der Flöte (Haut-bois) geblasen wurde, wiewohl in der Folge der Flötenspieler Polymnestos, der zugleich ein Liederdichter war, auch eigene Gesänge zu diesem Orthios machte, in welchem Homer die Zwietracht die Griechen zum Angriff der Trojaner aufrufen läßt, und durch welchen der berühmte Timotheos Alexandern in solche Wuth setzte, daß er vom Schoße der schönen Thais aufsprang und einem Trabanten den Speer aus den Händen reißen wollte. Ich habe daher nicht unrecht zu thun geglaubt, wenn ich Orthios hier durch Schlachtgesang übersetzte, um sogleich bemerklich zu machen, daß der nämliche Grund, weßwegen das Böotier-Lied dem Dikäopolis so willkommen war, vermuthlich auch auf sein Mißfallen an dem Orthios des Chäris Einfluß hatte.

Die Nase selber putze, haben mir die Augen
Vom Staube so geschmerzt als jetzt, da ich
Am Morgen einer souverainen Volks-
Versammlung diesen großen Platz so leer
Wie eine Wüste sehe. Desto voller ist
Der Markt! Da plaudern sie und rennen hin und her,
Dem roth getünchten Seile zu entfliehen.[1]
Selbst die Prytanen zögern. Aber, wenn sie endlich
Zu spät heran geschlendert kommen,
Da sollt ihr sehen wie sich die Herren spuden,
Sich drängen, stoßen, über einander purzeln,
Damit ja Keiner auf der ersten Bank
Den Platz, der seinem Rang gebührt, verfehle.
Daß aber Friede werde, ficht sie wenig an!
O die Athener! die Athener! — Ich bin immer
Der erste, der zur Volksversammlung kommt,
Und, wie ich angekommen, nehm' ich auch
Gleich meinen Platz; und wenn ich so allein
Mich sehe, seufz' ich, gähne, lüfte mich,
Schreib' auf den Boden, rupf' an meinem Bart,
Fang' an zu rechnen, schau' in's Feld hinaus,
Und seufze nach dem lieben Frieden und verwünsche
Die Stadt und sehne mich nach meinem guten Dorfe,

[1] Die Athener (auch hierin, wie in so vielen andern Stücken, den heutigen Parisern ähnlich) waren so saumselig im Gebrauch ihres demokratischen Rechts, den souverainen Volksversammlungen (κυριαι ἐκκλησιαι) beizuwohnen, daß zwei Stadtdiener ausdrücklich dazu bestellt werden mußten, mit einem roth getünchten Seil, das sie zwischen sich ausgespannt hielten, auf dem Markt herumzulaufen, um die Bürger, die nicht in den Pnyx wollten, damit zu umschließen. Wer auf diese Weise angezeichnet, mußte eine kleine Geldbuße an die dazu bestellten Lexiarchen bezahlen.

Wo mir in meinem Leben das verruchte: „Kauft,
„Kauft Kohlen, Essig, Oel!" die Ohren nie
Durchsägte.[1] — Aber, weil ich denn
Nun einmal hier bin, will ich's wahrlich auch
Nicht für die lange Weile seyn, will lärmen, schrein
Und jeden Redner schimpfend unterbrechen,
Der von was Anderm als vom Frieden spricht.
Doch seht, da kommen die Prytanen endlich, nun
Der Tag schon halb vorbei ist. Wie sie eilen,
Den Rang einander abzulaufen! Sagt' ich's nicht?

(Das Volk versammelt sich, die Prytanen nehmen ihre Plätze ein, und ein Herold tritt hervor.)

Herold (zum Volke).

Noch weiter vorwärts! — vorwärts, daß ihr innerhalb
Des eingeweihten Kreises kommt —

Amphitheos

(im Hereintreten zu einem der Umstehenden).

Hat Jemand schon gesprochen?

Herold (zum Volke).

Wer will reden?

Amphitheos.

Ich.

Ein Prytane.

Wer bist du denn!

Amphitheos.

Amphitheos.

Der Prytane.

Kein Mensch demnach?[2]

[1] D. i. wo man Alles, was man zum Leben braucht, selber hat, ohne es, wie in der Stadt, erst kaufen zu müssen.

[2] Ein Spiel mit der Etymologie des Namens Amphitheos, der so viel als Um und um Gott bedeuten kann.

Amphitheos.

Nein! ein Unsterblicher! — Denn Amphitheos,
Demeters Sohn von Triptolem, erzeugte
Den Keleos, der Phänaretens, meiner Ahnfrau,
Erzeuger war; von ihm entsprang Lykinos,
Von diesem ich, laut dieser Ahnenprobe
Ein echter Göttersprößling, wie ihr seht:
Drum haben auch die Götter mich allein
Ermächtigt, Frieden mit den Spartiaten
Zu schließen. Aber, ach! mit aller meiner
Unsterblichkeit, ihr Herren, hab' ich nichts
Zu beißen, und, wenn ich nicht verhungre, liegt's
An den Prytanen nicht; von ihnen wird
Mir nichts gereicht —

Ein Prytane.

Die Wache her!

Amphitheos.

O Triptolem! O Keleos! laßt ihr mich im Stich?

Dikäopolis.

Ihr Herr'n Prytanen vergeht euch gröblich gegen
Die Volksversammlung, daß ihr einen Mann
Vertreiben wollt, der Friede für uns machen will.

Der Prytane.

Setz dich und schweig!

Dikäopolis.

Nein, beim Apollo! nein,
Ich schweige nicht, wofern ihr nicht den Waffenstillstand
Zur Sprache bringt.

Herold.

Die Abgesandten an den König!

Dikäopolis.

An welchen König! Dieß Geprahl mit Abgesandten
Und Pfauen und all das Großthun ist mir in der Seele
Zuwider! [1]

(Die Abgesandten treten herein.)

Herold.

Still!

Dikäopolis
(mit einem possirlichen Ausdruck von Erstaunen).

Ach! was Neues von Ekbatana!

Der erste Abgesandte.

Ihr habt uns unterm Archon Euthymen
Mit einem Taggeld von zwei Drachmen an
Den großen König abgeschickt — [2]

Dikäopolis.

Mich dauern nur
Die Drachmen!

[1] Und dieß Geprahl mit Abgesandten und Pfauen und dieß Großthun war es eben, was die Athener über Alles liebten. — „Aber wie kommen die Pfauen hieher?" — Der Pfau war zu Aristophanes Zeiten noch so selten in Griechenland, daß man ihn (wie Aelian berichtet) alle Neumonde Männer und Weiber um Geld sehen ließ. Er vermehrte sich aber nach und nach so sehr, daß hundert und zwanzig oder dreißig Jahre später die Pfauen zu Athen, nach dem Ausdruck des Dichters Antiphanes, so gemein waren wie die Wachteln.

[2] Euthymenes war im 4. Jahre der 85. Olympiade Archon, und die Acharner wurden im 3. der 88. gegeben: diese Abgesandten hatten also mit ihrer Gesandtschaft an den großen König nicht weniger als eilf Jahre zugebracht und der Republik binnen dieser Zeit nicht weniger als 8000 Drachmen an Taggeldern gekostet. Dieß war zwar, unsrer Art zu rechnen nach, nicht viel; denn nach Eisenschmidt betrug eine Drachme etwa 4 Groschen; aber, da eine Drachme damals, nach ihrem Verhältniß gegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns, der Berechnung des Dr. Joh. Gillies zufolge, wenigstens einem Gulden unsers Geldes an Werthe gleich war, so war dieser Ausgabsartikel

Abgesandter.

Ich sage nichts davon, wie uns
Die Reise mitgenommen, wie lange wir,
Nach Landesart in großen Reisewagen,
Auf weiche Polster hingestreckt und ohne
Ein ander Nachtquartier als unsre Zelten,
Längs des Kaysters Ufern irren mußten.
Es war nicht auszuhalten!

Dikäopolis.

Freilich ging mir's besser,
Der mittlerweil' im Struppich an der Brustwehr
Zu liegen das Vergnügen hatte.

Abgesandter.

Und kamen wir an Orte, wo man uns
Als eure Abgesandten ehrenvoll
Bewirthen wollte, mußten wir, gern oder nicht,
Den süßen Wein — ohn' einen Tropfen Wasser
Aus großen Gläsern und goldnen Humpen trinken.

Dikäopolis.

Hartköpfiges Volk des Kranaos, [1] merkst du nicht,
Wie deine Gesandten dich zum Besten haben?

Abgesandter.

Denn unter den Barbaren ist es nun einmal
So hergebracht, nur den für einen Mann
Zu halten, der die meisten Schüsseln
Und Becher leeren kann.

zumal in Rücksicht auf seine völlige Unnützlichkeit, für die mäßigen Einkünfte der Republik beträchtlich genug.

[1] ω κραναα πολις scheint ein Wortspiel zu seyn, das auf dem Doppelsinn des Wortes Kranaos beruht, welches, als Name einer Person, den zweiten König von Attika aus der heroischen Zeit und als Beiwort den Begriff hart, spröde, felsig bezeichnet.

Dikäopolis.

Wir Griechen denken feiner;
Bei uns sind Hurenjäger und Kinäden
Die großen Männer!

Abgesandter.

Endlich langten wir
Im vierten Jahre bei dem König' an.
Zum Unglück war er eben auf — dem Abtritt;
Das heißt, er war mit seinem ganzen Hofe
Just nach den goldnen Bergen [1] abgegangen,
Um dort acht Monden lang — sich Oeffnung zu verschaffen. [2]

Dikäopolis.

Wie lange braucht er wohl, um wieder zuzumachen?

Abgesandter.

Nur einen Monat. Nach vollbrachter Kur
Kam seine Majestät zurück und nahm uns
Sehr gnädig auf; er hielt uns eine eigne Tafel
Und setzt' uns ganze Ochsen, im Ofen gebacken, vor.

Dikäopolis.

Gebackne Ochsen! Ei, so lüge du!

Abgesandter.

Einst kam sogar ein Vogel auf die Tafel,

[1] Die Könige von Persien brachten gewöhnlich einen Theil des Sommers, um ihrer Gesundheit zu pflegen, in einer von ihrer Residenz entfernten gebirgigen Gegend zu, wo die reinere Luft jene Absicht vorzüglich begünstigte. Die goldnen Berge der Perser scheinen bei den Griechen, die sich gern von goldnen Bergen träumen ließen, zum Sprüchwort geworden zu seyn; aber dem Aristophanes ist es (wie einige Ausleger glauben) nur um ein unsäuberliches Wortspiel mit den Wörtern ὀρος (Berg) und ὀρρος (culus) zu thun.

[2] Der elegante Aristophanes erspart sich solche euphemische Umschreibungen und sagt geradezu, um zu k. k. n.

Der, straf mich Zeus! wohl dreimal wenigstens
So groß war als — der dicke Kleonym;
Man nennt ihn Phenax —[1]

Dikäopolis (vor sich).

Und so werden wir
Bephenart und bezahlen noch zwei Drachmen
Des Tags dafür!

Der Gesandte.

Doch, was das Beste ist,
So bringen wir euch den Pseudartabas,
Des Königs Auge,[2] mit.

Dikäopolis.

O, hackte doch
Ein wohlbeklauter Rabe dir das deine aus,
Verwünschter Abgesandter!

Herold.

Des Königs Auge!

(Pseudartabas tritt zwischen zwei Kämmerlingen auf.)

[1] Vielleicht der Pelikan, nach den Albatrossen der corpulenteste aller Vögel; vielleicht auch eine bloße Erfindung des Dichters, um seine edeln Zuhörer aus den untern Classen durch die Vergleichung mit dem dicken Kleonym zu belustigen.

[2] Nicht etwa — um die Könige von Persien vom Gebrauch ihrer eigenen Augen und Ohren zu dispensiren, sondern, weil ein König nicht Alles durch sich selbst sehen und hören kann, was er sehen und hören sollte, waren gewisse Hofofficialen unter dem Titel Königs Auge und Königs Ohr bestimmt, Sr. Majestät das Sehen und Hören dessen, was in ihren Staaten vorging, zu erleichtern. Sonderbar und beinahe unglaublich ist übrigens die Verwegenheit unsers Komikers, einen angeblichen persischen Gesandten aufzustellen, der zwar durch den Namen Pseudartabas sogleich als ein untergeschobener Artabas angekündigt wird, aber gleichwohl keinen andern Zweck haben kann, als dem atheanischen Pöbel zu Gemüth zu führen, wie schändlich er von seinen damaligen Leitern durch Vorspiegelungen des zu hoffenden Beistandes auswärtiger Mächte zu Fortsetzung des Krieges betrogen werde.

Dikäopolis (vor sich).

Herakles, steh mir bei! was für ein Auge! [1]

Der Gesandte (zu Pseudartabas).

Wohlan, Pseudartabas, laß dich vernehmen!
Eröffne den Athenern, was der König dir
Zu sagen aufgetragen hat.

Pseudartabas.

Jartaman erarr anapissonä satra [2]

Der Gesandte.

Habt ihr verstanden, was er sagt?

Dikäopolis.

Nicht sonderlich.

Der Gesandte.

Er sagt, der König schick' euch Gold.
(Zu Pseudartabas.)
Sag' es noch einmal laut und deutlich, Gold.

Pseudartabas.

Sollst haben nichts von Gold, weitsterz'ger Jaonau! [3]

[1] Hier fehlen in der Uebersetzung ein paar Verse, die eine mauvaise plaisanterie über die Unschicklichkeit enthalten, womit der Schauspieler, der den Pseudartabas vorstellte, das große Cyklopen-Auge, wodurch Aristophanes sein vorbesagtes Hofamt auf eine possirliche Art bezeichnete, um die Stirne gebunden hatte. Die weggelassenen drei Verse (die ich mit einem, der dem Aristophanes nicht angehört, zu ersetzen mir die Freiheit genommen habe) sind schwerlich so deutsch zu machen, daß sie dem Leser ein klares Bild darstellen.

[2] Pseudartabas spricht hier persisch, wie die Türken im Bourgeois Gentilhomme türkisch reden.

[3] Pseudartabas sagt dieß im gebrochenen Griechisch. Jaonau soll, wie es scheint, so viel als Jonier heißen. Die Athener nannten sich in alten Zeiten, ihrem König Jon zu Ehren, Jonier. Das Beiwort χαυνοπρωκτος bedarf, da es, leider! übersetzt werden mußte, keiner deutlichern Erklärung.

Dikäopolis.

O weh, o weh! das ist nur gar zu deutlich!

Ein Prytane.

Was sagt er?

Dikäopolis.

Was er sagt? Er sagt,
Die Jaonier müßten große Esel seyn,
Wofern sie von den Persern Gold erwarteten.

Ein Gesandter.

Nicht doch! Er spricht von Perser-Scheffeln Goldes.

Dikäopolis.

Das mögen kleine Scheffel seyn, wie du
Ein großer Windsack bist. Weg! packe dich!
Ich will den Herrn da bald bekennen machen.
Tritt näher du! und, wenn dein Fell dir lieb ist,
Antworte deutlich: Schickt der große König
Uns Gold? —

(Pseudartabas und seine beiden Kämmerlinge sagen durch Kopfschütteln, Nein!)

— Die Abgesandten haben uns demnach
Betrogen?

(Pseudartabas und die Kämmerlinge nicken, Ja!)

Die Leute nicken mir so griechisch, sollten sie
Nicht etwa gar bei uns zu Hause seyn?
Der eine von den beiden Kämmerlingen ist
Unstreitig Klisthenes, Sibyrtios Sohn;
Hm! Haben wir dich ausgefunden, Bursche? [1]

[1] Eine böse Art von Plaisanterie, das, was die Schauspieler wirklich waren, an die Stelle dessen, was sie vorstellten, zu schieben — die auch wohl heut zu Tage noch einem Komödienmacher bei dem großen Haufen gelingt, aber darum nicht zu empfehlen ist.

Dein H..t..n ist zu warm, um zu verläugnen,
Wo du zu Hause bist; wie durftest du
Es wagen, Affengesicht, mit einem solchen Bart
Dich uns für einen Hämmling aufzuschwärzen?
Und dieser da, wer ist wohl der? Laß sehn,
Nicht etwa Straton?

Herold.

Schweig' und setze dich!
Der Rath ersucht des Königs Aug' ins Prytaneion
Sich zu begeben.

Dikäopolis.

Ist das nicht zum Hängen?
Wenn's so hier zugeht, was verweil' ich noch?
Um solche Bursche zu bewirthen, ist die Thür
Beständig offen. Nein! ich halte mich nicht länger;
Ich will und muß was Großes, Unerhörtes wagen!
Wo ist Amphitheos?

Amphitheos.

Was steht zu Dienste?

Dikäopolis.

Hier sind acht Drachmen; nimm sie, geh' und schließe mir
Stracks einen Waffenstillstand mit den Spartiaten!
Nur blos für mich, mein Weib und meine Kinder.
Ihr Andern zieht indeß auf Ambassaden
Und sperrt die Mäuler auf!

(Amphitheos geht ab.)

Herold.

Theoros soll
Erscheinen, der vom thracischen Sitalkes [1]
Zurückgekommen.

[1] Einem kleinen thracischen Könige, auf dessen Beistand und Freundschaft sich die damals herrschende Partei viel zu gut that, wiewohl

Theoros.

Hier!

Dikäopolis.

Ha! wieder so ein Prahler!

Theoros.

Wir hätten uns so lange nicht in Thracien
Verweilt —

Dikäopolis.

Wenn nicht der hübsche Taglohn wäre?
Das glaub' ich selbst.

Theoros.

— Wenn nicht
Just um dieselbe Zeit, da hier Theognis [1]
Tragödien gab, ein ungeheurer Schnee
Das ganze Thracien eingeschnien hätte,
So daß wir diesen ganzen langen Winter durch
Die Zeit mit Trinken beim Sitalkes zuzubringen
Genöthigt waren. Denn das muß ich euch
An diesem Fürsten rühmen, er ist ein glühend warmer
Athenerfreund, aufricht'ger kann euch Niemand
Ergeben seyn als er. Das geht bei ihm so weit,
Daß man an allen Wänden seines Hauses
Von seiner eignen Hand geschrieben liest:
Das elegant'ste Volk der Welt sind die Athener. [2]

sie den Athenern am Ende völlig unnütz war; wie sie leicht hätten voraussehen können, wenn sie nicht so arge Abderiten gewesen wären als die Mitbürger des Demokritus selbst.

[1] S. im Anfange des Stücks die Anm. 2.

[2] Aristophanes braucht hiezu nur zwei Worte: das konnte ich auch; aber ich glaubte, daß in allen Fällen dieser Art die Deutlichkeit der Kürze vorzuziehen sey.

Und vollends erst der Prinz, sein Sohn, dem ihr
Das Bürgerrecht verehrtet, o! der brennt
Recht vor Verlangen, an den nächsten Apaturien [1]

[1] Apaturia war der Name eines dreitägigen Festes der Athener, dessen ursprüngliche Veranlassung dem moralischen Sinn und selbst dem bloßen Ehrgefühl der Athener keine sonderliche Ehre bringt. Unter der Regierung des attischen Königs Thymötes, des letzten Theseiden, entstand wegen des Grenzfleckens Oenoe zwischen den Athenern und Böotiern eine Fehde, welche zuletzt, vermöge einer lobenswürdigen Uebereinkunft beider Parteien, durch einen Zweikampf zwischen ihren beiderseitigen Königen ausgemacht werden sollte. Thymötes, der sich zu alt und schwach fühlte, es mit Xanthos, dem König der Böotier, aufzunehmen, ließ bekannt machen, daß er bereit sey, demjenigen, der an seiner Statt mit Xanthos kämpfen wollte, die Krone abzutreten, und Melanthos (ein Abkömmling Nestors und nachmaliger Vater des letzten attischen Königs Kodros) erklärte sich bereit, es um diesen Preis mit dem Böotier aufzunehmen. Als nun der Zweikampf eben beginnen sollte, glaubte oder stellte sich Melanthos, als glaube er, einen Jüngling hinter seinem Gegenkämpfer zu sehen, der seinen Secundanten zu machen mitgekommen sey, und erhob große Klage über diesen angeblichen Bruch der Uebereinkunft, mit der Erklärung, daß er für seine Person bloß Mann gegen Mann fechten werde. Indem nun Xanthos, im Bewußtseyn, keinen solchen Vorwurf zu verdienen, sich nach dem angeblichen Secundanten umsah, stach ihm Melanthos seine Lanze in den Leib und legte ihn todt zu seinen Füßen. Die Athener, die durch diese That (denn nach den rohen Begriffen der damaligen Zeit war gegen einen Feind Alles erlaubt) zum ruhigen Besitz des Fleckens Oenoe kamen, setzten zum ewigen Andenken derselben dieses Fest ein, welches von seiner Veranlassung den Namen Apaturia (das Betrugsfest) erhielt, und an dessen erstem Abend die jungen Leute in Athen, die zu der nämlichen Zunft gehörten, sich mit Bratwürsten zu regaliren pflegten. Anfangs machten sich die Athener (wie gesagt) kein Bedenken über die Schändlichkeit eines solchen Betrugs; aber in der Folge fanden sie doch für gut, die Geschichte zu veredeln, indem sie den Bacchus und Jupiter selbst ins Spiel zogen, die Sage, als ob es Bacchus gewesen sey, der sich dem Melanthos als Secundant des Böotiers gezeigt habe, durch ein Orakel bestätigen ließen und in Gemäßheit desselben nicht nur dem Bacchus Melanthides einen eignen

Bratwürste mit euch zu schmausen; und ihr hättet
Nur hören sollen, wie beweglich er
Um Hülfe für sein liebes Vaterland
Beim König' anhielt. Auch hat uns Sitalk
Am Opfertisch geschworen, ein so großes Heer
Uns zuzuschicken, daß die Athener rufen würden:
Ah! welch ein Schwarm Lokusten zieht heran!

Dikäopolis.

Ich will gehangen seyn, wenn ich ein Wort
Von Allem glaube, was du uns da vorsagst,
Nur die Lokusten ausgenommen.

Theoros.

Auch hat er euch bereits das streitbarste
Von allen Völkern Thraciens zugesandt.

Dikäopolis.

Das wird sich zeigen.

Herold.

Ihr Thracier, die Theoros mitgebracht, herbei!

(Eine Anzahl Statisten, in thracische Soldaten possirlich verkleidet, kommen auf eine tölpelhafte Art aufgezogen.)

Dikäopolis.

Zum Henker, was für Wunderthiere!

Theoros.

Das Corps der Odomanten.

Tempel erbauten, sondern auch dem Zeus Apaturios Opfer an diesem Feste brachten. Daß übrigens (nach der Bemerkung des Hrn. Prevost) Aristophanes, der dem Geschmack seiner Mitbürger für Wortspiele und doppelsinnige Einfälle so fleißig opfert, hier das Betrugsfest vor allen andern Festen ausdrücklich darum gewählt habe, um zu verstehen zu geben, daß die thracischen Prinzen die eleganten Athener mit allen diesen Liebesbezeugungen nur zum Besten hätten, — scheint mir richtig bemerkt und ganz im Charakter unsers Dichters zu seyn.

Dikäopolis.

Welcher Odomanten?
Sprich! Was soll das bedeuten? Wer zum Henker
Hat deine Odomanten so verstutzt? [1]

Theoros.

Gebt diesen Ehrenmännern, wie sie sind,
Zwei Drachmen Sold des Tages, und sie schlagen euch
Mit ihren Schildchen ganz Böotien zusammen.

Dikäopolis.

Was? zwölf Obolen täglich solchen Abgestreiften?
Wie mußte das nicht unser braves Schiffsvolk,
Das schon so oft die Stadt gerettet, schmerzen!
— O weh! Ich unglücksel'ger Mann! ich bin verloren!
Die Odomanten sind mir über meinen Knoblauch
Gerathen! [2] — Gebt den Knoblauch wieder! wollt ihr nicht?

Theoros.

Unglücklicher, du wirst doch nicht an Hähne
Dich wagen wollen, die mit Knoblauch
Zum Kampf gefüttert sind?

Dikäopolis.

O ihr Prytanen,

[1] Eine cynische Anspielung auf gewisse Folgen eines unter dem vornehmen und gemeinen Pöbel zu Athen im Schwange gehenden Lasters, welches, leider! einer der ergiebigsten Gemeinplätze des aristophanischen Witzes ist.

[2] Zwiebeln und Knoblauch waren in Attika von besonderer Vortrefflichkeit und ein Hauptartikel ihrer Gärtnerei und ihrer Küche. Gemeine Leute aßen, wie es scheint, den Knoblauch auch ungekocht und trugen immer einen Vorrath davon bei sich, ungefähr wie die Ostindianer immer Betel kauen. Aristophanes ließ vermuthlich die vorgeblichen Thracier mit einem guten Vorrath dieser Mundprovision aufziehen, um sich Gelegenheit zu machen, den Athenern den Umstand, daß man im Krieg von Freunden und Feinden beinahe gleich viel zu leiden hat, als eine der unleidlichsten Folgen desselben zu Gemüth zu führen.

Könnt ihr so ruhig zusehn, wie ich mitten
In meinem Vaterlande von solchen Barbar'n
Geplündert werde? — Aber übern Sold
Der Thracier kann heute nichts beschlossen werden.
Ich sag' euch an, die Luft hat sich geändert,
Mir fiel ein Regentropfen auf die Nase.

Herold.

Die Thracier werden sich entfernen
Und übermorgen wieder hier erscheinen;
Denn die Prytanen heben die Versammlung auf.

(Die Volksversammlung geht aus einander.)

Dikäopolis (allein).

Ich armer Mann, der auf sein Mundgerichte
Nun auf ein ganzes Jahr Verzicht thun muß!
Ha! seh' ich recht? — Da ist mein Friedensstifter ja
Von Lacedämon schon zurück. Willkommen,
Amphitheos!

Amphitheos.

O, laß mich erst vor Laufen
Zum Stehen kommen! Denn jetzt muß ich laufen,
Um den Acharnern[1] zu entfliehen.

Dikäopolis.

Wie denn das?

[1] Acharnä war unter den sogenannten δημοις, Flecken oder, wie sie Heilmann nennt, Stammörtern der Athener (denn man ist verlegen, in unsrer Sprache ein schickliches Wort für diese Bedeutung des Worts Demos zu finden), der angesehenste und volkreichste; denn er allein stellte 3000 Mann ins Feld, welche den Kern des athenischen Fußvolks ausmachten. Aristophanes scheint daher wohlbedächtlich seinen Chor mit Acharnern besetzt zu haben, weil es ihm vornehmlich auch darum zu thun war, diesen Demos zu Friedensgedanken umzustimmen; was sowohl wegen des rauhen Charakters der Acharner, als wegen der Verwüstung ihrer Güter, welche sie noch zu rächen hatten, keine leichte Arbeit war.

Amphitheos.

Indem ich über Hals und Kopf mich spute,
Den Friedensschluß mit den Spartanern dir
Zu überbringen, spürte mich ein Trupp
Acharnscher Männer aus, handfestes Volk,
Hagbüchne Knasterbärte, derb und knorrig
Wie Ahornklötze, kurz, von jenen alten Kriegern
Bei Marathon, und wie sie mich von fern
Erblickten, schrien sie mir aus einem Munde zu:
Ah! Schurke, du trägst Tractate mit den Feinden,
Die unsre Reben zusammengehauen haben?
Das sollst du uns bezahlen! schrieen sie
Und lasen Steine in ihre Mäntel auf.
Ich machte mich aus dem Staub'; allein sie folgen
Mit großem Geschrei mir nach.

Dikäopolis.

So laß sie schreien!
Du bringst uns also den Waffenstillstand mit?

Amphitheos.

Gewiß! und dreierlei Proben zum Versuchen.
Hier einen von fünf Jahren — kost' einmal!

Dikäopolis
(als ob er ihn wieder ausspucke).

Ah pfui!

Amphitheos.

Was ist's?

Dikäopolis.

Der schmeckt mir nicht; er riecht zu stark
Nach Pech, der Schiffsgeruch ist mir zuwider.

Amphitheos.

So koste diesen zehenjähr'gen hier.

Dikäopolis.

Auch der riecht schrecklich sauer nach
Gesandten an die bundsverwandten Städte,
Um über Zögerung sich zu beschweren.

Amphitheos.

Hier hast du also einen dreißigjährigen
Zu Wasser und zu Land.

Dikäopolis.

O herrlich, herrlich!
Der riecht nach lauter Nektar und Ambrosia!
Da ist die Rede nicht mehr von Ordern, auf drei Tage
Mit Mundprovision zu versehen;
Der sagt geradezu, geh, wo du willst!
Den nehm' ich an, der ist nach meinem Gaumen,
Bei diesem bleibt's, und an die lieben Acharner
Mein Compliment! Ich bin nun all des Elends quitt,
Kann wieder auf mein Gut ziehn und in Ruhe
Die Dionysien begehn. [1]

[1] Der größere Theil der alten Bürger von Athen war (wie Thucydides sagt) bis auf den peloponnesischen Krieg gewohnt, auf dem Lande, jeder in dem Stammort seiner Familie und auf dem von seinen Voreltern angeerbten Landgute zu leben, und auch diejenigen, die eine Wohnung in der Stadt hatten, hielten sich dort nur ihrer Geschäfte wegen auf, betrachteten sie als ein bloßes Absteigquartier und kehrten, sobald sie konnten, wieder aufs Land zurück, wo sie ihren eigentlichen Familiensitz und ihr ordentliches Hauswesen hatten. Als der Krieg mit den Peloponnesiern ausbrach, nöthigte Perikles den größten Theil der Landbewohner, ihrer eignen Sicherheit wegen in die Stadt zu flüchten und die Landschaft den Einfällen und Verheerungen des Feindes preiszugeben. Sie sahen die Nothwendigkeit dieser traurigen Maßregel ein und gehorchten; aber sie gingen nichts desto weniger schwer daran, und von allen Uebeln des Krieges, wovon sie gedrückt, war ihnen dieses das unerträglichste, daß sie sich aus ihren alten Wohnsitzen, ihrem eigentlichen

Amphitheos.

Und ich — ah! die Acharner!
Die Acharner! Lauf, wer laufen kann!

(Sie rennen beide davon.)

Chor der Acharner.

Hierher Alle! — Lauft, verfolgt ihn, fraget Jeden, den ihr antrefft,
Ob kein Flüchtling ihm aufgestoßen? Denn es liegt dem ganzen Staat
Viel daran, ihn einzufangen — He da! kann mir Niemand sagen,
Wo der Kerl sich hin versteckt hat, der den Waffenstillstand trägt?

Eine Hälfte des Chors

(die ihn auf einer andern Seite gesucht hatte).

Er ist uns entgangen, entflohen, verschwunden!

Die andere Hälfte.

Weh mir, daß ich so alt bin!
In meiner Jugend,
Als ich noch mit einem
Kohlensack' auf der Schulter [1]
Den Phayllos [2] selbst im
Laufen ereilte, hätte mir
Der schnöde Tractatenträger,
Wär' er noch so schnell von Füßen,
Wahrlich! er hätte mir nicht entrinnen sollen!

Vaterlande vertrieben und der gewohnten Freiheit, Ruhe und Freuden ihrer bäurischen Lebensweise so lange beraubt sehen mußten.

[1] Ein großer Theil der acharnischen Landleute, deren Eigenthum in ansehnlichen Waldungen bestand, waren Kohlenbrenner und im Besitz, Athen mit diesem Bedürfniß zu versehen.

[2] Ein durch seine Schnellfüßigkeit und sein Talent im Springen und Voltigiren berühmter Athlet von Krotona.

Aber nun, da meine Knie, leider! steif sind, und ich schwerer
Als der alte Lakratides an den kalten Beinen trage,
Ist er uns entwischt.

Die erste Hälfte.

Und dennoch, frisch ihm nach! So alt wir sind,
Soll er doch nicht prahlen können, den Acharnern entwischt zu seyn!
Nein, o Vater Zeus
Und ihr Götter alle,
Das soll er nicht, der mit diesen
Feinden sich verglichen,
Gegen welche mein
Verwüstetes Land mich
Täglich zu neuer Rache aufruft!
Auch ruh' ich nicht eher,
Bis ich ihnen wie ein spitzes Pfeilholz
Schmerzlich fest im Leibe stecke,
So daß ihnen die Lust vergehe,
Meine Reben zu zertreten.
Auf denn, Brüder! laßt uns suchen und von Ort zu Ort so lang'
Unerbittlich ihn verfolgen, bis wir dieser Last von Steinen
Auf des Frevlers Kopf und Rücken uns erleichtert haben werden.

Zweiter Act.

Die Scene verwandelt sich und zeigt auf der einen Seite die ländliche Wohnung des Dikäopolis, ihr gegenüber das Haus des Feldherrn Lamachos und in einiger Entfernung die Wohnung des Euripides. — **Dikäopolis** ist im Begriff mit seiner **Frau** und **Tochter** und seinen Hausgenossen aus dem offenen Vorhause heraus zu treten, um dem Bacchus, dessen Fest er begehen will, ein Opfer zu bringen.

Dikäopolis (hervortretend).

Daß uns kein unziemlich Wort in dem heil'gen Werke störe![1]
Stille!

Der Chor.

Hörtet ihr, ihr Männer, was er rief? Der ist's gerade, den wir
Suchen — Tretet Alle hierher, daß er uns nicht gleich erblicke;
Denn er scheint zu einem Opfer im Begriff' hervorzugehen.

Dikäopolis.

Daß kein unziemlich Wort im heil'gen Werk' uns störe!
Die Körbchenträgerin mache sich hervor,
Und Xanthias stelle hier den Phallos auf!

Die Frau (die noch im Hause ist).

Setz deinen Korb hier nieder, Kind; wir wollen nun
Den Anfang machen.

Die Tochter (noch im Hause).

Reiche mir den Löffel, Mutter,
Daß ich den Brei auf diesen Kuchen gieße.

[1] So, glaubte ich, um verständlich zu seyn, die Formel *Ευφημειτε*, favete linguis, übersetzen zu müssen, womit alle Opferceremonien angefangen wurden. Die Griechen waren (wie bekannt) zum Erstaunen abergläubisch über Worte von böser Vorbedeutung; ein einziges solches Wörtchen hätte das Opfer unkräftig gemacht und die ganze Freude des Fests gestört.

Dikäopolis.

So recht, so recht! — O König Dionysos,
Dem ich im Kreise meiner Hausgenossen
Zum Dank dieß feierliche Opfer bringe,
Verleihe mir, befreit von Kriegesdiensten, glücklich
Die ländlichen Dionysien zu begehen, und laß
Mir meinen dreißigjähr'gen Frieden wohl bekommen!

Die Frau (zur Tochter).

Gib Acht, mein Kind, den heil'gen Korb mit Anstand,
Wie's einem hübschen Mädchen ziemt, zu tragen!
Sieh vor dich hin, als ob du Pfefferkraut
Gegessen hättest —

(Indem sie ihr nachsieht.)

Wie glücklich wird der Mann einst seyn,
Der dich zur Frau macht! — Geh nun! Aber sieh mir ja
Dich im Gedränge vor, daß dir nicht etwa
Von deinem Schmucke was gemauset wird!

(Die Procession geht an.)

Dikäopolis.

Den Phallos fein gerade, Xanthias!

(Zu seinen übrigen Hausgenossen.)

Ihr geht
Gleich nach der Körbchenträgerin; ich folge
Und singe das Phalloslied. Du, Frau, bleibst oben
Und siehst vom Dach' uns nach. — Wohlan! beginnt den Zug!

(Er singt.)

Phales, treuer Gefährte des Bacchus,
Fröhlicher Trinkgesell, Mitternachtsschwärmer,
Weiberverführer und Knabenverderber,
Endlich ist es so gut mir geworden,

Nach sechs langen Jahren dich wieder
Anzurufen und, Dank dem Frieden,
Den ich für mich und die Meinen geschlossen,
Frei und ledig von allen Geschäften,
Frei von blutigen Kämpfen und allen
Lamachussen, mein väterlich Stammgut
Fröhlichen Muthes wieder zu sehen!
Denn, wahrlich, es ist doch zehnmal lust'ger, o Phales, Phales!
Des Strymodoros derbe thracische Sklavin,
Beim Freveln im Holz' auf frischer That ertappt,
Rund um den Leib zu packen, empor zu heben,
Ins Gras zu werfen und — zu pfänden, o Phales, Phales!
Wofern du, wiewohl vom gestrigen Rausche noch schwer,
Heut mit uns trinkst, sollst du dafür auch morgen früh
Den Friedenswein aus der Opferschale schlürfen,
Indeß wir unsern Schild an den Rauchfang hängen.

Der Chorführer

(der inzwischen von fern um den Dikäopolis herumgeschlichen ist und ihm allmählich näher kommt, zum Chor).

Ja, er ist's! Er ist es wirklich!
Werfet Alle, werfet, werfet!
Schonet ihn nicht, den Verruchten!
Nun, so werft doch, werft doch, sag' ich!

Dikäopolis.

Zum Hercules! was soll das? Ihr werdet mir
Den Topf zerschellen!

Chorführer.

Den Kopf, Verräther, dir zerschellen wollen wir.

Dikäopolis.

Warum denn, o ihr der Acharner Aelteste?

Chorführer.

Fragst du noch, du Unverschämter?
Wie? Verräther des Vaterlandes,
Ohne uns verträgst du dich mit
Unsern Feinden und erfrechst dich
Noch die Augen aufzuschlagen!

Dikäopolis.

Ihr wißt nicht, was mich dazu bewog: so hört denn an!

Chorführer.

Dich hören? Sterben, sterben mußt du;
Mit Steinen wollen wir dich überschütten.

Dikäopolis.

Mit nichten! Erst müßt ihr mich hören. So haltet doch ein, ihr Leute!

Chorführer.

Ich will mich aber nicht halten!
Verliere kein Wort mehr! Du bist mir
Verhaßter sogar als Kleon,
Aus dessen Leder [1] ich einst noch
Derbe Sohlen für die Ritter
Schneiden werde.
Nein! ich höre nichts mehr an; kein Geschwätze kann dich retten!
Du vergleichst dich mit den Spartern, und ich strafe dich dafür.

Dikäopolis.

Liebe Herren, laßt, ich bitt' euch, jetzt die Sparter aus dem Spiel';
Höret lieber, ob ich nicht wohl gethan, mich zu vergleichen.

[1] Eine boshafte doppelsinnige Anspielung auf den ehmaligen Stand des Demagogen Kleon, der ein Gerber und Lederhändler gewesen war.

Chorführer.

Was? noch wohlgethan, mit Leuten
Dich besonders zu vergleichen,
Denen noch Altar, noch Eidschwur,
Treu, noch Glauben heilig ist?

Dikäopolis.

Gleichwohl weiß ich, daß die Sparter, denen wir so überschwänglich
Uebel wollen, nicht an allem unserm Unglück' Ursach sind.

Chorführer.

Nicht an allem? Bube? So was darfst du dich erfrechen uns
Ins Gesicht zu sagen, und ich sollte deiner länger schonen?

Dikäopolis.

Nicht an allem! nicht an allem! Denn ich, wie ihr hier mich seht,
Könnt' euch manches Unrecht nennen, daß wir ihnen angethan.

Chorführer.

Solche Läst'rung anzuhören, setzt mir all mein Blut in Wallung!
Wie? Du wagst es unsern Feinden gegen uns das Wort zu reden?

Dikäopolis.

So gewiß ich Wahrheit sagen und die Menge überzeugen
Werde, will ich mit dem Kopf' über einem Hackblock reden.

Chorführer.

Und wir schonen noch der Steine? Liebe Nachbarn, sagt, was hält uns,
Diesen Menschen stracks mit seinem eignen Blute zu bepurpern?

Dikäopolis.

Wie ihr aufbrennt! Wie ihr sprudelt! Also wollt ihr mich nicht hören?
Hilft kein Bitten? Wollt ihr schlechterdings nicht hören, was ich sage?

Chorführer.

Nein, gewiß! Ich will nichts hören.

Dikäopolis.

Gleichwohl hätt' ich wicht'ge Dinge
Vorzubringen.

Chorführer.

Wenn ich höre, will ich gleich des Todes seyn!

Dikäopolis.

Nicht doch! nicht doch!

Chorführer.

Sterben mußt du!

Dikäopolis.

Wohl! so schon' ich euer auch nicht!
Eurer Lieben Liebste sollen erst von meinen Händen sterben!
Denn zum Glücke hab' ich Geisel, die mir für euch bürgen sollen;
Rührt ihr euch, so stoß' ich ihnen dieses Eisen in den Leib.

Chorführer.

Was ist das, ihr Nachbarn? Welch ein Unglück drohet den Acharnern
Diese Rede? Sollt' er etwan eines unsrer Kinder hier
Eingeschlossen halten? Oder woher kommt ihm dieser Trotz?

Dikäopolis.

Werft doch zu, wofern 's euch lüstet! Der da soll dafür bezahlen!

(Er kriegt einen in seinem Vorhofe stehenden Kohlenkorb zu packen.)

Laßt doch sehn, ob eurer Kohlen Schicksal euch so wenig rührt!

Chor.

O! wir sind verloren! Dieser Kohlenkorb ist unser Landsmann!
O, halt' ein! halt' ein! ich bitte!

Dikäopolis.

Heult nur! Seht, ich stoße zu,
Heult, so viel ihr wollt, ich habe keine Ohren.

Chorführer.

Könntest du
Wohl so hart seyn, meinen alten Cameraden Kohlenfreund
Umzubringen?

Dikäopolis.

Habt ihr doch vorhin mich auch nicht hören wollen!

Chorführer.

Nun, so rede denn meinethalben von den Spartern selbst,
Was dein Herz dir eingibt; denn mein liebes
Kohlenkörbchen verrathen kann ich nicht!

Dikäopolis.

Gut, so laßt vor Allem eure Steine auf den Boden fallen!

Chorführer.

Sieh, da liegen sie! Nun leg' auch du dein Schwert dagegen ab!

Dikäopolis.

Schüttelt mir zuvor die Falten eurer Oberröcke aus.

Chorführer.

Auch das ist geschehn! Siehst du nicht, wie ich schüttle?
Keine Ausflucht weiter, weg mit dem Mordgewehr!

Du siehst ja, wie Jeder, zugleich mit der Wendung
Des Tanzes, sich schüttelt.

Dikäopolis.

Ihr hättet alle zugleich mit einem Schrei
Die Mäntel fallen lassen sollen! Wie wenig fehlte,
Daß diese guten Kohlen vom Parnesberg
Durch ihrer eignen Landsleute Unverstand
Ums Leben gekommen wären! Seht einmal,
Wie der arme Kohlenkorb vor Todesangst
Mich über und über, wie ein Dintenfisch,
Mit seinem Staube bekakt hat! Es ist erschrecklich,
Wenn Leute so herber Laune sind und schreien und
Mit Steinen um sich werfen, ehe sie unser Einen,
Selbst auf die billigsten Bedingungen, hören wollen,
Wiewohl er, mit dem Hals' auf einem Hackblock,
Zu reden sich erboten; wie ich noch
Bereit bin, Alles, was ich über die Lakonen
Auf meinem Herzen habe, vorzutragen;
Und gleichwohl ist auch mir mein Leben lieb!

Chorführer.

Nun, wenn du denn so was Gewaltiges
Zu sagen hast, was zögerst du,
Den Fleischerblock herauszuholen?
Ich bin doch sehr begierig,
Zu hören, wie es lauten wird.
Auf die Gefahr der Strafe also, die du selbst
Dir setztest, stell den Block hier auf und rede!

(Dikäopolis läßt den Hackblock heraustragen.)

Dikäopolis.

Hier wäre denn der Hackblock, wie ihr seht,
Und der, der mit dem Kopf' auf ihm zu sprechen sich

Erkühnt, der Mann ist meine Wenigkeit.
Seyd unbesorgt, ich werde mich, beim Zeus!
Mit keinem Schilde decken und darum
Nicht minder von den Spartern sagen, was ich denke.
Und gleichwohl hab' ich viel zu fürchten: denn ich kenne
Die Weise unsers Landvolks nur zu gut;
Ich weiß, wie gern sie von den großen Prahlern [1]
Sich und der Stadt Lobreden halten lassen,
Gleich viel, mit welchem Grund', und ohne
Zu merken, daß sie verrathen und verkauft sind.
Auch unsre alten Herren [2] kenn' ich, weiß recht gut,
Wie wenig, wenn sie nur die Freude haben,
Den Leuten ihre Steinchen an den Kopf
Zu werfen, alles Uebrige sie anficht. [3]
Ich sag' es aus Erfahrung. Denn noch hab' ich nicht
Vergessen, wie mir, der vorjährigen
Komödie wegen, Kleon mitgespielt hat. [4]
Er schleppte mich vor Rath und dreschte dergestalt
Mit seiner Zunge auf mich los, ergoß
Gleich einem Waldstrom' einen solchen Wust
Verläumderischer Lügen über mich

[1] Den Demagogen, wie Kleon und seines Gleichen.

[2] Die ältern Bürger, aus welchen die Heliasten und andere Richter der verschiedenen Civil- und Criminalgerichte in Athen erwählt wurden.

[3] Anspielung auf die schwarzen und weißen Steine, die den Richtern ausgetheilt wurden, um heimlich ihre Stimmen über die Frage, schuldig oder nicht schuldig? zu geben.

[4] Aristophanes hatte im fünften Jahre des peloponnesischen Krieges seine erste Komödie, *Δαιταλεις* genannt, gegeben, worin er, wie es scheint, starke Ausfälle auf den Kleon gethan hatte. Aristophanes verwechselt hier seine eigene Person mit dem Dikäopolis, um dem Kleon, der nun einmal seine Bête war, wieder Eins zu versetzen.

Herab, daß wenig fehlt', er hätte mich
Mit seinen schmutz'gen Rabulistenkniffen
Zu Grunde gerichtet. Erlaubt mir also, daß ich mich,
Eh' ich zu reden beginn', in ein Costume, das sich
Zu meiner jämmerlichen Lage schickt, versetze.

Chorführer.

Wozu diese Wendungen? diese Künste? diese Aufzüge?
Meinethalben borge dem Jeronymos
Irgend einen dunkelzottichtdickbehaarten [1] Helm des Höllengottes
Und selbst dem Sisyphos seine Ränke ab!
Zu diesem Kampfe wird dir's wenig frommen!

(Der Chor macht sich auf die Seite.)

Dikäopolis (vor sich).

Nun ist es Zeit, ein rechtes Herz zu fassen!
Vor Allem muß ich zum Euripides.
Hollah! Bedienter!

Kephisophon.

Was gibt's da?

Dikäopolis.

Ist Euripides zu Hause?

Kephisophon.

Zu Haus' und nicht zu Haus, nachdem du's nimmst.

Dikäopolis.

Wie kann er drin seyn, wenn er's nicht ist?

Kephisophon.

O, das ist
Sehr möglich, alter Herr. Sein Geist ist auf

[1] Anspielung auf einen Vers eines frostigen Tragödiendichters, der, wie es scheint, vermittelst solcher halbellenlangen Beiwörter Sensation zu machen suchte.

Die Versejagd gegangen; er hingegen
Liegt in der Schwebe drin und macht
Ein Trauerspiel.

Dikäopolis.

O dreimal glücklicher Euripides,
Von dem sogar der Sklave solche witzige
Antworten gibt! — Ruf' ihn einmal heraus.

Kephisophon.

Das geht nicht an.

Dikäopolis.

Es muß wohl! Eh' ich mich
Abweisen lasse, klopf' ich ihn heraus.

(Er klopft.)

Euripides! He! liebes Euripidchen, wenn
Du jemals einen Menschen hörtest, höre mich!
Ich, Dikäopolis von Chollis,[1] rufe dir.

Euripides.

(von innen heraus rufend).

Ich habe keine Zeit.

Dikäopolis.

So laß dich wenigstens
Nur vorwärts drehen.[2]

Euripides.

Auch das kann nicht seyn.

[1] So hieß der Demos oder Stammort, aus welchem Dikäopolis gebürtig war.

[2] Dieß ist eine Art von burlesker Vermischung der wirklichen Scene mit dem, was sie vorstellen soll, die unserm Autor sehr gewöhnlich ist und zum Beweise dienen hilft, wie wenig er und vermuthlich alle seine damaligen Kunstverwandten Bedenken trugen, ihre Zuschauer in der Illusion zu stören, oder vielmehr, wie wenig das, was man heutzutage so nennt, bei ihnen Zweck war.

Dikäopolis.

Doch, doch!

Euripides.

Nun! verdrehn will ich mich wohl lassen,
Nur zum Herunterkommen hab' ich keine Zeit.

(Die Scene wird umgedreht und zeigt den Euripides im Innern seines Hauses in einer Maschine, die in der Luft schwebt, sitzend.)

Dikäopolis.

Euripides!

Euripides.

Was ist's?

Dikäopolis.

Wie kommt es, daß du
Zur Arbeit dich so hoch hinaufschwingst, da es doch
Wohl auch da unten ginge? Nun begreif' ich erst,
Warum du so viel lahme Helden machst.
Und warum hast du solche jämmerliche
Tragödien-Lumpen um die Schultern hangen?
Du magst wohl, seh' ich, gute Gründe haben,
Warum du deine Helden so gern zu Bettlern [1] machst.
Doch, dem sey, wie ihm will, auf meinen Knien,
Euripides, bitt' ich dich, leih mir aus einem
Von deinen alten Stücken einen Bettlerkittel!
Ich brauch' ihn, weil ich eine lange Rede an
Den Chor zu halten habe, die, wofern
Ich schlecht bestehe, mir das Leben kosten wird.

[1] Nämlich, weil du selber einer bist. Diese ganze Scene hat augenscheinlich keinen andern Zweck, als sich zugleich über die Armuth der Erfindungskraft und über die häusliche Armuth des Euripides mit einem Muthwillen lustig zu machen, der nur desto unbarmherziger wird, weil er mit so vieler Feinheit, Urbanität und anscheinenden Arglosigkeit zu Werke geht.

Euripides.

Von Herzen gern. Willt du die alten Lumpen,
Worin der alte unglückliche Oeneus kämpfte?

Dikäopolis.

Von dem nicht, der ist noch nicht jämmerlich
Genug.

Euripides.

Vom blinden Phönix etwa?

Dikäopolis.

Auch von dem nicht;
Es war ein andrer weit armsel'gerer.

Euripides.

Du bist nicht leicht zu befriedigen, wie ich sehe.
Stehn dir vielleicht die Haderlumpen an,
Worin ich Philokteten betteln lasse?

Dikäopolis.

Nein!
Von Einem, der noch viel bettelhafter ist.

Euripides.

So wird dir hoffentlich der Kittel meines
Bellerophon doch schmutzig genug seyn?

Dikäopolis.

Auch nicht
Bellerophon! Der, den ich meine, ist zugleich
Ein Bettler, lahm, geschwätzig und ein großer Redner.

Euripides.

Nun bin ich auf der Fährte, — Telephos
Aus Mysien?

Dikäopolis.

Der ist's! von dem gib mir die Lumpen!

Euripides.

He, Junge! hole ihm den Bettelrock

Vom Telephos herab! Er liegt da oben, zwischen
Thyests und Ino's Hadern mitten in.

Kephisophon (zu Dikäopolis).

Hier!

Dikäopolis, (indem er die Lumpen um sich wirft).

O Zeus, der Alles durch- und überschaut,
Laß dieß Costume des bittern Elends mir
Gedeihn! — Und du, Euripides, der du bereits
So viel für mich gethan hast, gib mir auch
Das Einzige noch, was mir, um ein
Vollständiger Telephos zu seyn, noch fehlt,
Die mysische Kappe um den Kopf —
„Denn heute muß ich wie ein Bettler aussehn
„Und, was ich bin, zwar bleiben, doch nicht scheinen." [1]
Die Zuschauer mögen immer wissen, wer ich bin!
Nur die Choristen sollen wie die Pinsel dastehn
Und hören, wie ich ihnen in gar schmucken Wörtchen
Den Esel bohre.

Euripides.

Sollst die Kappe haben!
Du bist ein Spitzkopf, wie ich merke,
Und brütest über irgend einem feinen Stückchen.

Dikäopolis.

„Wohl mög' es dir ergehn und deinem Telephos!
(Wie ich es meine)" Ha! wie mir, seitdem
Ich diese Lumpen trage, die Formen in den Leib
Gefahren sind! Und gleichwohl fehlt mir noch
Ein Knotenstock.

[1] Parodie zweier Verse des Euripides aus seinem Telephos, welcher noch mehrere folgen.

Euripides (gibt ihm einen).

Nimm hier und packe dich!

Dikäopolis (vor sich).

O Herz, du siehst, wie man die Thür mir weiset,
Wiewohl mir noch zur ganzen Ausstaffirung viel
Gebricht. Nun mache diesem Aufzug' Ehre, bettle,
Sey dringend, hänge dich wie eine Klette an! —

(Im bettelnden Ton.)

Euripides, nur noch ein Körbchen gib mir, nur
Dieß von der Lampe durchgebrannte da!

Euripides.

Was könnte dir der Bettel helfen, armer Schelm?

Diäkopolis.

Nun, helfen könnt' es mir nicht viel, doch hätt' ich's gern.

Euripides.

Du wirst beschwerlich; weg von meinem Hause!

Dikäopolis.

Ach! — Möchtest du dafür so glücklich werden,
Wie deine Mutter einst!

Euripides (indem er ihm das Körbchen gibt).

Da! geh nun, sag' ich.

Dikäopolis.

Noch nicht! Eines gib mir noch, das Becherchen
Mit dem zerbrochnen Rande dort —

Euripides.

So nimm's
Und sey mir länger nicht in meinem Hause lästig!

Dikäopolis (vor sich).

Daß doch der Mann nicht weiß, wie lästig er uns ist!

(Zu Euripides).

O allersüßester Euripides,

Nur dieses Einzige noch, das Töpfchen dort,
Woraus der Schwamm hervorguckt —

Euripides.

Mensch, du leerest mir
Mein ganzes Magazin! So nimm denn hin,
Und packe dich!

Dikäopolis.

Ich geh' — Und doch, was hilft es mir?
Mir fehlt noch Eins, und wenn ich's nicht bekommen kann,
Bin ich verloren. Höre mich, süßester Euripides!
Gib mir nur das noch, und ich geh' und komme dir
Nicht wieder — nur ein paar welke Blätter Kohl
In meinen Korb.

Euripides.

Du mordest mich! — Da, hast du!
Mein ganzer tragischer Vorrath geht dahin!

Dikäopolis.

Nichts mehr! Ich gehe. Unser Eins soll freilich nie
Vergessen, daß uns große Herren nicht
Gut leiden können!

(Er thut, als ob er gehe, kommt aber bald mit possirlichen Ausdrücken von Verzweiflung zurück.)

O weh mir! weh
Mir unglücksel'gem Mann'! Ich bin verloren!
Gerade das vergessen, woran mir Alles liegt!
O liebstes, allerliebstes Euripidchen,
Mich soll der Donner und das Wetter, wenn ich dich
In meinem Leben wieder mit einer Bitte
Behellige, außer dieser einen ganz allein!

Nur eine Hand voll Bocksbart, dessen du
Von deiner Mutter in Menge haben mußt![1]

Euripides.

Der Mann wird grob —
(Zu seinem Diener.)
Geh! schlag die Thüre zu.

Die Scene dreht sich wieder.

Dikäopolis.

Freund Dikäopolis, wir werden ohne Bocksbart
Uns streichen müssen. — Indessen weißt du, welchen Kampf
Wir nun zu kämpfen haben, da wir über
Die Männer von Lacedämon reden sollen.
So nimm dich denn zusammen, Dikäopolis!
Hier sind die Schranken! — Graut dir? Hast du nicht
Den ganzen Euripides im Leibe? Magst
Bei Allem dem nicht Unrecht haben! Aber,
Da es nun nicht anders ist, mein armer Freund,
So geh' und trage deinen Kopf getrost
Zum Hackblock' hin, um auch dafür einmal
Aus freier Brust zu sagen, was du denkst.
So geh doch! Vorwärts! Frisch ans Werk, mein Herz!

Der Chor.

Was wirst du beginnen? Was sagen können?
Fühlst du nun, welch ein unverschämter,
Eisenköpfiger Mensch du bist?

[1] Die Mutter des Euripides soll eine Kräuterhändlerin gewesen seyn, und Aristophanes findet ein eignes boshaftes Vergnügen daran, ihn, so oft er kann, in seinen Stücken daran zu erinnern. Der spöttische Einfall mit dem Bocksbart bezieht sich nach dem Scholiasten darauf, daß die Mutter des Euripides im Ruf war, ihre grünen Waaren zu verfälschen und z. B. die Petersilien mit einem ihnen ähnlichen Unkraut, Tragopogon oder Bocksbart genannt, zu vermischen.

Der blos, um mutterseelallein der ganzen Stadt
Zu widersprechen, seinen Hals aufs Spiel setzt!

Eine Hälfte des Chors.

Unerschrocken scheint der Mann ans
Werk zu gehn. Wohlan denn, rede,
Weil's dein eigner Wille ist —

Dikäopolis (mit dem Kopf auf dem Hackblock).

Ihr Herren Zuschauer, legt mir's nicht zum Argen aus,
Daß ich, wiewohl ich nur ein armer lumpiger
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu sprechen mich erdreiste.
Auch die Komödie kennt' was wahr und recht ist.
Ich werd' euch harte Dinge sagen, aber wahre.
Auch wird mich Kleon dießmal nicht beschuld'gen können,
Ich rede Böses von der Republik vor Fremden.
Hier sind wir unter uns, wie am Lenäenfeste
Gewöhnlich; noch sind keine Fremde da:
Denn weder die Kriegssteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Contingente von den Bundsgenossen kommen;[1]
Kurz, wir, so viele unser hier zugegen sind,
Sind lauter echte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuern rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poseidon ihnen mit einem tücht'gen Erdstoß' allen
Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
Inzwischen, und weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So sag' ich: Warum klagen wir die Sparter

[1] Ein feiner Zug im Vorbeigehn auf die Unzuverlässigkeit der Hülfsquellen, womit die Demagogen das Volk immer bei Muth zu erhalten suchten.

Deßwegen an? In eurer Mitte, ihr Herrn —
(Ich meine nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war,[1]
Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
Kaputte der Megarer aufzuhalten,
Und wo sie einen Kürbis sahen oder
Ein Häschen, ein Ferkel, einen Knoblauch, ein
Paar Körnchen Salz, das Alles mußte gleich
Megarisch seyn und wurde eingezogen
Und selben Tags verkauft. Doch dieß sind Kleinigkeiten;
Die Landesart bringt's mit sich — Etwas Wichtigers!
Ein paar milchbärt'ge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen und hatten trunknes Muthes dort die Hure
Simätha weggestohlen. Die Megarer, in
Der Wuth des ersten Schmerzes, holten sich dafür
Zwei andre Huren aus Aspasiens Hause.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen sich verwickelt sehn —
Um dreier Metzen willen.[2] Daher der Zorn,

[1] Das ist, von denen es zweifelhaft war, ob sie wirklich Bürger von Athen seyen; ein Fall, der damals häufig vorkam und eine der zehntausend Quellen von den ewigen Processen war, womit die streitsüchtigen Athener sich die Zeit vertrieben und das zahllose Heer ihrer Advocaten, Sykophanten und Richter fütterten.

[2] Wer mit der griechischen Geschichte dieser Zeit etwas bekannt ist, weiß freilich besser, was die wahre Ursache des peloponnesischen Krieges war: nämlich der herrschsüchtige Uebermuth, womit die Athener sich ihres Glücks bedienten, auf der einen, und die neidische Eifersucht der Spartaner, Korinther und Thebaner auf der andern Seite. Dieß konnte auch unserm Dichter nicht verborgen seyn. Allein zu seinem Zweck

Worin, gleich einem neuen Zeus Olympios,
Perikles, auf ganz Griechenland herunter
Blitzend und donnernd, Alles durch einander mischte,
Und das Edict im Ton der Skolien
Timokreons,[1] worin er die Megarer
Von Land und Meer und Markt und Häfen ausschloß.
Was Wunder, daß sie, wie der Hunger sie allmählich
Zu nagen anfing, sich an Sparta wandten
Und auszumitteln baten, daß der Volksschluß auf-
Gehoben würde, den die besagten Huren
Veranlaßt hatten? Allein wir ließen uns immer
Vergebens bitten, und so mußt' es denn ja wohl
Zuletzt zum Kriege kommen. Sagt mir Jemand:
Das hätte nicht seyn sollen! so frag' ich ihn:
Was hätte denn sollen seyn? Gesetzt, ein Mann
Aus Lacedämon hätt' in üpp'gem Muthe
Die Reise nach Seriphus[2] sich nicht dauern lassen,
Um den Seriphiern einen kleinen Hund zu mausen:
Sagt, hättet ihr zu Hause still gesessen?
Da fehlt wohl viel! Sogleich dreihundert Schiffe aus-
Gerüstet! — wär' euer erstes Wort gewesen.

hatte er einer lächerlichen und verächtlichen Veranlassung des Krieges nöthig, und so benutzte er eine damals herumgehende Sage, die er in seiner genialischen Manier gut genug aufzustutzen weiß, daß sie in einem Possenspiel für die Ursache des Krieges gelten konnte.

[1] Anspielung auf ein gewisses, damals allgemein bekanntes Trinklied des Dichters Timokreon, wovon etliche Verse einige Aehnlichkeit mit einer Stelle des Edicts gegen die Megarer hatten. Das Piquante aller im Aristophanes so häufig vorkommenden Plaisanterien dieser Art geht zu großem Nachtheil des Dichters, der Leser und des Uebersetzers für uns ganz verloren.

[2] Eine kleine, unbedeutende Insel, die unter der Botmäßigkeit der Athener stand.

Auf einmal wäre die ganze Stadt von Waffenklang,
Geschrei der Schiffsoldaten, Lärm der Hauptmannswahlen,
Von Soldauszahlen, Vergolden der Pallasbilder,[1]
Gedräng' ums Magazin, Getreidemessen, Schläuchen
Und Ruderriemen, Fässerkäufern, Knoblauch,
Oliven, Zwiebeln in Netzen, Blumenkränzen,
Flötenspielerinnen und blauen Augen,
So wie das Werft vom Lärm der Zimmerleute
Und Schmiede, von Hobeln, Bohren, Hammern, Pfeifen,
Trallern und Heida-Rufen voll gewesen.
So hättet ihr's gemacht: und „Telephos sollte nicht
Desgleichen thun?" — Wo hattet ihr euern Sinn,
Da ihr so etwas denken konntet?

Eine Hälfte des Chors.

Und dieß, du abgefeimter Schurke, nennst du wahr?
So unterwindet sich ein Lumpenkerl wie du
Mit uns zu reden? uns ins Angesicht zu lästern?
Ein Sykophant, wenn jemals einer war!

Die andere Hälfte.

O, beim Poseidon! was er da gesagt
Ist Alles, wie er's sagt, die reine Wahrheit.

Erste Hälfte.

Und wär's auch wahr, geziemt sich's, es zu sagen?
Doch seine Kühnheit soll ihm wenig Freunde bringen!

(Einer will auf den Dikäopolis losgehn.)

Andere Hälfte.

He! Du da, willst du bleiben? — Gib ihm einen Schlag,
Wenn du die Peitsche selber kosten willst!

[1] Womit sie die Vordertheile der Schiffe auszuzieren pflegten.

Erste Hälfte.

O mein Lamachos, blitzeblickender Lamachos,[1]
Zu Hülfe! du mit dem gorgonischen Helmbusch',
Erschein', o Lamachos, Freund, Stammgenoß,
Und wo noch ein Schiffhauptmann oder Feldherr
Oder sonst ein Mauerstürmer in der Näh' ist,
Zu Hülfe, zu Hülfe! Mir geschieht Gewalt!

(Lamachos kommt in Hauskleidung, aber mit seinem Streithelm auf dem Kopfe, aus seinem Hause heraus.)

Lamachos (pathetisch).

Woher die Stimme, die zum Kampf mich ruft?
Wo braucht man meiner Hülfe? Wer hat meine
Gorgone aus ihrem Futteral geweckt?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, der Federbüsche und Cohorten —

Erste Hälfte des Chors.

O Lamachos, macht dieser Mensch nicht längst sein Werk
Daraus, das Schnödeste von unsrer ganzen Stadt
Zu sagen?

Dikäopolis.

O Halbgott Lamachos, verzeihe, wenn
Ein armer Mann, wie ich, ein Wort zu viel
Gesprochen haben sollte!

[1] Der Feldherr Lamachos war keiner von den geringsten, die sich in diesem Kriege hervorthaten: es fehlte ihm nicht an Muth; er scheint sich aber durch eine gewisse Affectation, in seiner Art sich zu bewaffnen, ausgezeichnet und unserm Autor, der keine Blöse unbenutzt läßt, dadurch zu den leichtfertigen Spöttereien, womit er ihn so reichlich begießt, Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens ist die nähere Ursache, warum ihn Aristophanes in diesem Stück dem Gelächter des Pöbels preisgab, nicht bekannt. Vermuthlich war er ein Freund Kleons und ein hitziger Partisan der Partei, die den Krieg fortgesetzt wissen wollte.

Lamachos.

Und was sprachst du denn?

Dikäopolis.

Ich weiß es selbst nicht mehr, so schwindlig ist
Aus Furcht vor deinem Helm der Kopf mir worden.
Ich bitte flehentlich, schaff doch das Ungethüm
Mir aus den Augen!

Lamachos.

Sey's darum!

Dikäopolis.

Und, darf ich bitten,
So leg' ihn umgekehrt.

Lamachos.

Auch das!

Dikäopolis.

Und zieh
Mir eine Feder aus dem Busch' heraus.

Lamachos.

Da hast du eine.

Dikäopolis.

Halte mir den Kopf,
Mein Magen kehrt sich um, sobald
Ich einen Helmbusch sehe.

(Er kitzelt sich mit der Feder im Halse.)

Lamachos.

Du, was machst
Du da? Du wirst doch mit der Feder nicht
Dich zum Erbrechen reizen wollen?

Dikäopolis.

Sage mir,
Von wem ist die Feder?

Lamachos.

Von einem Vogel.

Dikäopolis.

Vom Rauscheknisterling[1] vermuthlich?

Lamachos.

Armer Wicht!

Du bist ein todter Menn!

Dikäopolis.

Nicht doch! So weit
Reicht deine Macht nicht, Lamachos. Doch, wenn
Du denn so stark bist, warum fällst du mir
Nicht in den Rücken? Rüstig scheinst du gnug dazu.[2]

Lamachos.

Wie? darf ein Bettler so mit einem Feldherrn sprechen?

Dikäopolis.

Ich wär' ein Bettler? ich?

Lamachos.

Was bist du denn?

Dikäopolis.

Wer ich bin? — Ein guter Bürger, den der Kitzel
Der Herrschsucht nie in seinem Leben stach,
Und seit dem Krieg' ein ehrlicher Soldat;
Zum Feldherrn machte die Gewinnsucht dich.

Lamachos.

Das Volk erwählte mich —

Dikäopolis.

Drei dumme Gimpel![3]

[1] Das Aequivalent, so gut sich's machen lassen wollte, für den *Κομπολακυθος* des Aristophanes, den man eben so vergeblich im Aldrovandi. Brisson, Willoughby, Klein oder Büffon suchen würde als jenen.

[2] Ich erinnere ungern, daß dieß im Original eine sehr unziemliche Zote ist.

[3] Eigentlich drei Kuckucke. Vielleicht irgend eine Anspielung auf einen uns unbekannten Umstand seiner Erwählung zum Feldherrn.

Das ist es eben, was mich vor Verdruß dazu
Gebracht hat, Frieden zu schließen, daß ich sehen mußte,
Wie mancher brave Graukopf an die Schlachtbank
Geführt ward, während deines Gleichen, junge Bursche,
Sich aus dem Staube machen, für drei Drachmen
Als Commissare in der Welt herumzuziehn,
Nach Thracien, die, zum Chares jene, andre nach
Chaonien, Kamarina, Gela und Katagela.[1]

Lamachos.

Weil sie dazu erwählt sind.

Dikäopolis.

Doch die Ursach,
Warum nur ihr von allen Seiten Lohn empfangt,
Und jene nichts? — Zum Beispiel — Du Marilades,[2]
Du bist schon eisgrau; sage, ob du jemals
In deinem Leben auf Gesandtschaft warst?
Er schüttelt Nein — und gleichwohl ist's ein braver
Und fleißiger Mann! — Hier sind Euphorides,
Thrasyllos, Prinides — Kennt einer unter euch
Chaonien oder Ekbatana? Nein, sagen sie.
Dafür sind Kösyras und Lamachos
Schon besser dort bekannt, sie, denen
Noch kürzlich, weil sie ihre Ehrenschulden nicht
Bezahlten, von ihren Freunden selbst im Tone,
Womit man schmutz'ges Wasser Abends aus der Thür
Zu schütten pflegt, „bleib draußen" zugerufen wurde.

[1] Die Uebersetzung ist in den drei letzten Versen nicht genau und konnte es nicht seyn, wie ich denjenigen, die das Original lesen können, nicht zu sagen brauche.

[2] Die Männer, welche Dikäopolis hier scherzweise aufruft, waren, wie es scheint, Leute aus dem Chor, die er bei ihren eignen Namen nennt, um dem Volk dadurch ein Lachen zuzubereiten.

Lamachos.

O souveraines Volk, ist das erträglich?

Dikäopolis.

Nein!

Wenn Lamachos nicht baar dafür bezahlet würde.

Lamachos.

Nun, so gelob' ich allen Peloponnesiern,
Sie ewig zu befehden und nach allen Kräften
Zu ängstigen, überall, zu Wasser und zu Land!

(Geht ab.)

Dikäopolis.

Ich aber lade hiemit den ganzen Peloponnés
Mit allen Megarern und Böotiern zum freien
Verkauf und Einkauf ein auf meinen Markt,
Den Lamachos ausdrücklich ausgeschlossen!

(Geht ab.)

Der Chorführer.

Der Mann hat obgesiegt und das Volk, was den Waffenstillstand betrifft,
Ganz herumgebracht. Also, die Mäntel abgelegt, und die Anapästen angefangen![1]

(Der Chor steigt in die Thymele herab und wendet sich an die Zuschauer.)

Chorführer.

Seitdem als unser Meister die Scene mit komischen Chören bestiegen,

[1] Es war ein eigenes Privilegium, das die komischen Dichter hatten, am Schluß eines Acts, während die Handlung hinter der Scene fortzuschreiten präsumirt wird, den Chor oder vielmehr den Chorführer an der Spitze desselben dieß oder jenes, was der Dichter auf dem Herzen hatte, dem Volke statt seiner in Anapästen vortragen zu lassen. Hier folgt das erste Beispiel dieser sonderbaren Eigenheit des komischen Drama's zu Athen.

Sah man ihn nie hervorgehn, dem Volke von seinen Verdiensten zu sprechen:
Da ihm aber von seinen Feinden bei den raschentschloss'nen Athenern
Schuld gegeben wird, er bringe den Staat auf die Bühne und insultire
Das regierende Volk; so liegt ihm ob, sich bei den besonnenern Athenern
Zu vertheidigen. Unser Dichter also behauptet, er sey zu vielerlei Gutem
Euch verhülflich gewesen, indem er Euch abgehalten, von fremden Rednern
Euch nicht gar zu arg hintergehn zu lassen, nicht so gar viel Freude an Allen,
Die euch streicheln, zu haben und nicht so dämisch in eurem Bürgercharakter
Zu seyn. Wenn ehmals fremde Gesandten eine Nase euch drehen wollten, so nannten
Sie euch Jostephanus,[1] und wie das Wort heraus war, lauschtet ihr auf und konntet
Der Veilchenkränze wegen kaum auf dem Rande des Hinterns sitzen bleiben.
Wer euch aber vollends ein liparas Athenas[2] an die Nase strich, der hatte

[1] Veilchenbekränzt. Die Athener waren eben so große Liebhaber von Veilchen, wie die Römer von Rosen, und hörten sich gern mit diesem Pindarischen Beiworte belegen.

[2] Glänzendes Athen. Das attische Salz dieser Stelle ist für uns verdu'tet. Indessen bezeichnet sie doch auf eine sehr anschauliche Weise einen Hauptzug des Charakters der Athener, deren lebhafte Phantasie durch ein einziges Wort, vermöge der Menge angenehmer Bilder, die es in ihr erregte, in Entzücken gesetzt werden konnte.

Des liparas wegen, womit er euch so schlüpfrig wie Meergründel ölte,
Was er wollte, von euch. Indem nun der Dichter vor solchen Kniffen euch warnte und zeigte,
Wie ihr's anstellen müßtet, um eure Demokratie auch den übrigen Städten
Beliebt zu machen, ist er, wie gesagt, auch zu vielem Guten behülflich geworden. [1]
Auch seht ihr, wie ungeduldig die Männer sind, die den Tribut der Städte euch bringen,
Den wackern Dichter zu sehn, der auf seine Gefahr es wagte, den Athenern
Gerechtigkeit zu pred'gen; ein Wagstück, das ihm, selbst in den fernesten Landen
So vielen Ruhm gebracht, daß, als der große König die Gesandten
Von Sparta zum Verhör zuließ, nach der Frage: „ob wir oder sie die größere Seemacht
Wären?" [2] gleich die zweite war: „welchen von euch beiden unser Dichter
Die bittersten Pillen zu verschlucken gebe?" — Denn, sagt' er, die könnten gewiß seyn,
Zu siegen und Meister von Hellas zu werden, die diesen Mann zum Rathgeber hätten.

[1] Wenn es wahr ist, daß die Daitalier die erste, und die Acharner die zweite Komödie unsers Dichters war, so müßte er sich alle die Verdienste um den Staat, die er in dieser sehr naiven Anrede so hoch anschlägt, schon in den Daitaliern gemacht haben, so wie er auch in denselben seinen ersten Angriff auf Kleon that.

[2] Eine Frage, welche den Athenern ungefähr eben so lächerlich vorkommen mußte als den Holländern, wenn der König von Spanien ihren Gesandten fragte, ob Amsterdam oder Lüttich die größere Handelstadt sey.

Das ist's auch, warum die Lakonen so sehr auf den Frieden dringen und blos auf Aeginens
Abtretung bestehn; nicht als läg' ihnen so viel an diesem Inselchen, sondern,
Um unsern Dichter euch wegzufischen.[1] Besorget also nie, daß er jemals
Die gute Sache bespotten werde. Vielmehr verspricht er, euch heilsame Winke
Zu geben, wie ihr höchst glücklich werden könntet. Freilich, euch zu hätscheln,
Mit Tagegeldern zu kirren, mit Lob zu beträufeln und mit Gaukelkünsten zu täuschen;
Ist seines Thuns nicht, aber dafür wird er euch immer ehrlich zum Besten rathen.

Und nun mag Kleon meinetwegen
Alle seine Ränke und Kniffe gegen mich
Spielen lassen. Mir wird Rechtschaffenheit und
Wahrheit zur Seite kämpfen, und nimmer
Soll die Stadt so übel mit mir fahren
Wie mit jenen hasenherzigen Kinäden!

Eine Hälfte des Chors.

Herbei, o du mit der brennenden Feuerkraft,
Derbe acharnische Muse!
Wie aus unsern steineichnen Kohlen,
Vom ziehenden Winde gereizt,
Der Funk' emporsteigt,
Wenn die Bratfische beigesetzt werden sollen,
Und, indeß die Einen die thasische Tunke rühren,
Andre den Teig zu den Kuchen kneten:

[1] Welcher ein Landgut auf dieser Insel besaß.

So eil', o Muse, den rauhen
Kräftigen, bäurischen Landgesang
Deinem Gemeindsmann zuzutragen!

Der Chor.

Billig sind wir alte Greise ungehalten auf die Stadt,
Denn zu schlecht wird uns vergolten, was wir einst um sie verdient.
Statt uns, die im schweren Seedienst' ihre Jugendkraft verzehrten,
Nun im Alter dafür zu pflegen, wird uns übel mitgespielt.
Ist's nicht häßlich, alte Männer unsers Gleichen in Processe
Zu verstricken? sie dem losen Hohngelächter junger Schwätzer
Preiszugeben? abgelebte Greise, deren schwache Brust,
Ausgenützten Flöten ähnlich, keinen Ton mehr halten kann!
Deren schützender Poseidon, leider! nun die Krücke ist!
Knurrend stehn wir am Altare, wo wir, was wir nicht verstehen,
Schwören müssen, und sehn von Allem nur das Dunkel der Justiz;
Während unser junger Gegner, der auf eine schöne Rede
Sich mit Fleiß gefaßt gemacht hat, stracks mit jedem Schlage trifft,
Uns mit runden Perioden erst umwickelt, dann hervorzieht,
Und mit seinen spitz'gen Fragen in versteckte Fallen treibt,
Sich nicht schämend, einen alten Titon so herum zu zerren,
Zu verwirren, zu betäuben, einen Graukopf, der sein Urtheil
Mit verzognen Lippen anhört, dann, mit einer Schuld beladen,
Schluchzend sich nach Hause schleicht, seinen Freunden mit Thränen sagend:
Was ich zu meinem Sarg ersparte, nimmt die liebe Justiz mir ab!

Die Hälfte des Chors.

Kann das billig seyn, einen alten grauen Mann
So nach der Wasseruhr zu Grunde zu richten,
Der einst viel fürs Vaterland
Ausgestanden, viel warmen, männlichen
Schweiß von der heißen Stirne sich gewischt,
Und bei Marathon als ein braver Bürger sich gezeigt hat?
Als wir zu Marathon standen, jagten wir den Feind;
Jetzt werden wir von bösen Buben gehetzt
Und oben drein um Geld gebüßt!
Was kann Marpsias [1] selbst hierauf zu sagen haben?

Der Chor.

Oder, wer kann billig finden, wenn ein krummgebogner Greis
Wie Thucydides blos darum, weil ein rabulistischer Schwätzer,
Ein Kephisodem, ihm Händel machte, mitten in Athen
So verloren ist als mitten in den Steppen Skythiens?
Wahrlich, mich erbarmt es, und ich mußte mir die Augen wischen,
Wenn ein Amtknecht sich erfrechte, Hand an einen alten Vater
Wie Thucydides zu legen, der so was zu seiner Zeit,
Bei Demetern! von der Göttin selber nicht geduldet hätte,
Eher zehn solche Kämpfer wie Evathlos hingeworfen,
Mit dem blosen Donner seiner Stimme dreimal tausend
Bogenschützen niedergeschrien und des Häschers ganze Sippschaft
Mit den Seitenlinien allen eh zusammengeschossen hätte.
Wenn ihr aber ja uns Alten auch den Schlaf nicht gönnen wollt,
Nun, so macht doch wenigstens ein Gesetz, das unsern Händeln

[1] Ohne Zweifel ein bekannter Rabulist der damaligen Zeit, so wie der bald darauf angestochene Evathlos.

Ihren eignen Gang erlaube, so, daß gegen einen Alten
Nur ein andrer gleich betagter, gleich zahnloser Advocat
Klagen dürfe; so wie gegen Junge nur ein andrer junger
Loser weitgebohrter Schwätzer, wie der Sohn des Kleinias. [1]
Strafen müssen immer bleiben; nur erkenne dem Beklagten,
Ist er alt, die Buß' ein Alter, ist er jung, ein Junger zu!

Dritter Act.

Ein großer Platz vor der Wohnung des Dikäopolis.

Dikäopolis (allein).

Hier also sind die Grenzen meines Marktes!
Hier steht den Peloponnesiern und Megarern und
Böotiern frei zu handeln mit der einzigen
Bedingung, daß sie Alles mir verkaufen
Und nichts dem Lamachos. Um gute Zucht
Zu halten, stell' ich hier drei Marktaufseher,
Aus einer derben Ochsenhaut geschnitten, an.
Kein Sykophant noch anderer Phasan [2]
Von diesem Schlage lasse sich gelüsten,
Den Fuß in diesen meinen Kreis zu setzen!
Nun will ich auch die Säule holen lassen,
Auf die mein Friedensbündniß eingegraben ist,
Um hier an offnem Markt sie aufzustellen.

(Geht ab.)

(Ein Megarer tritt mit zwei jungen Mädchen, seinen Töchtern auf.)

[1] Alcibiades.

[2] φασιανος ἀνηρ. Auflaurer und Luxenheimer (Aufluxer) hat Voß

Der Megarer.

Willkommen du uns Megarern so lieber Markt
Zu Athen! Mich hat, beim Zeus! nach dir
Verlangt, wie nach der Mutter! — Hei da, Mädchen,
Ihr arme Kinder eines hochbedrängten Vaters,
So Gott will, wird's hier endlich was für euch
Zu essen geben! Aber hört mich erst und überlegt
Es wohl — was wollt ihr lieber — euch
Verkaufen lassen, oder länger hungern? [1]

Die Mädchen.

Verkaufen lassen! Verkaufen lassen!

Der Megarer.

Das sag' ich auch. Allein wer wäre wohl so albern,
So eine fressende Waare mir abzukaufen?
Ich werde schon mit einem megarischen Pfiffchen
Mir helfen müssen. Kammt, ich will wie Schweinchen
Euch ausstaffiren und sagen,
Ich habe Ferkel zu verkaufen.

[1] Der größte Theil des attischen Salzes dieser Scene ist für die meisten Leser unsrer Zeit entweder ganz verdünstet oder dumm geworden. Dem athenischen Volke mußte sie großes Vergnügen machen, theils, weil ihr mit viel Verachtung vermischter Haß gegen die kleine Republik Megara (welche sie immer als eine impertinente Nebenbuhlerin behandelt hatten) durch die leichtfertige Art, wie Aristophanes seinen Megarer charakterisirt, eine gar angenehme Nahrung bekam, theils wegen der Hanswurstspäße, die er ihnen durch das Spiel mit dem Doppelsinne des Worts χοιρος (Schweinchen) zum Besten gab. Mit Allem dem ist eine genialische Laune in dieser Scene, die den Versuch, so viel als möglich davon in der Uebersetzung zu erhaschen, vielleicht entschuldigen kann. Noch etwas Belustigendes, das für uns verloren geht, ist der grobe bäurische Dialekt der Megarer, der sich gegen den attischen gerade so verhielt, wie der bairische oder österreichische gegen den meißnischen und zur Vollständigkeit der Darstellung des Megarers unentbehrlich ist.

Da, legt euch diese Ferkelsklauen an und macht's
Recht zierlich, daß man euch für ächte Kinder
Von einer braven Schweinsau halten könne.
Denn das, beim Hermes! sag' ich Euch, zu Hause habt
Ihr nichts zu hoffen als den bittern Hunger.
Hier, bindet diesen Rüssel um den Kopf —
Und nun frisch in den Sack hineingestiegen!
Und grunzt mir ja recht artig, koi, koi, koi!
Fein zart, wie Opferschweinchen. — Gut! nun hurtig
Zum Dikäopolis! — He da! Wo ist
Herr Dikäopolis? — Beliebt's dem Herrn,
Mir junge Schweinchen abzukaufen?

Dikäopolis.

Wer ruft mir? Ein Megarer, wie es scheint![1]

Megarer.

Wir kommen, euren Markt zu besuchen.

Dikäopolis.

Wie steht's um euch?

Megarer.

Wir sitzen am Herd' und hungern.

Dikäopolis.

So fehlt euch nur ein Pfeifer noch zum Tanz'.
Im Ernst, was macht ihr zu Megara?

Megarer.

Was
Wir machen? Wie ich von Megara abging, war
Ein edler Rath in voller Arbeit, Weg und Mittel

[1] Dikäopolis erkennt den Mann sogleich für einen Megarer an seinem armseligen Aufzug, an seinem Dialekt und an der Waare, die er zu verkaufen hatte.

Zu treffen, uns, so bald und arg als möglich, vollends
Zu Grunde zu richten.

Dikäopolis.

Auch nicht übel!
So seyd ihr eurer Noth auf einmal los.

Megarer.

Das wohl!

Dikäopolis.

Wie geht's denn sonst bei euch?
Was kostet das Getreide?

Megarer.

O, das ist
Bei uns in gleichem Werthe wie die Götter,
Ist über allen Preis.

Dikäopolis.

Du bringst uns Salz vielleicht?

Megarer.

Das habt ihr uns ja schon genommen.

Dikäopolis.

Oder Knoblauch?

Megarer.

Wo kämen wir zu dem, da ihr, so oft ihr bei
Uns fouragirt, so reine Arbeit wie
Die Mäuse macht und uns die Knoblauchbollen
Sogar mit Pflöcken aus der Erde stochert!

Dikäopolis.

Was bringst du denn?

Megarer.

Ich bringe Opferschweinchen.

Dikäopolis.

Das laß' ich gelten! Weis' einmal!

Megarer.

Extra schöne Waare!

Betaste sie, wenn du willst, wie fett und schön

Dikäopolis

(indem er in den Sack greift).

Was Henkers ist denn das?

Megarer.

Das fühlt sich doch!

Ein Schweinchen.

Dikäopolis.

Das ein Schweinchen? Und woher?

Megarer.

Doch aus Megara! — Oder ist das nicht ein Schweinchen?

Dikäopolis.

Mir däucht es nicht.

Megarer.

Nun, seh' mir Einer doch
Den Unglauben an! Das soll kein Schweinchen seyn!
Was willst du wetten, wenn's nicht auf gut Griechisch
Ein Schweinchen ist?

Dikäopolis.

Nun ja, ein menschliches.

Megarer.

Und, beim Diokles! meines eigenen
Gewächses! Ha, ha! ha! Wem meintest du denn daß
Es sonst seyn könne? Willst du's grunzen hören?

Dikäopolis.

Sehr gerne!

Megarer.

Hurtig, Schweinchen, laß dich hören! —

(In den Sack hinein.)

Jetzt ist's nicht Schweigens Zeit, vertrackte Kröte!
Ich trage dich, beim Hermes! wieder heim!

Das Mädchen.

Koi! koi!

Megarer.

Was sagt der Herr? Ist das kein Schweinchen?

Dikäopolis.

Nun scheint es freilich so, doch, in fünf Jahren
Und gut gefüttert, wird —

Megarer.

— es seiner Mutter gleichen,
Verlaß dich drauf!

Dikäopolis.

Indessen taugt es doch
Zum Opfern nicht.

Megarer.

Wie so? Warum
Zum Opfern nicht?

Dikäopolis.

Es hat ja keinen Schwanz!

Megarer.

Es ist noch jung; das wird sich mit der Zeit
Schon geben! — Wenn du's aufziehn willst,
So ist hier noch ein schönes.

Dikäopolis.

Was die Dingerchen
Einander ähnlich sind!

Megarer.

Das macht, sie sind von einer Mutter und
Von einem Vater. Und was
Das Opfer anbetrifft, so laß sie nur
Noch größer werden und mehr Wolle kriegen,
So ist's das schönste Schwein zum Opfer für Cytheren.

Dikäopolis.

Man opfert ja Cytheren keine Schweine.

Megarer.

Warum nicht gar? Just ihr vor allen andern Göttern.
Auch gibt das Fleisch von solchen Schweinchen, an den Spieß
Gesteckt, ein köstliches Gerichte.

Dikäopolis.

Wird's auch wohl ohne seine Mutter fressen?

Megarer.

O, beim Poseidon, auch ohne seinen Vater.

Dikäopolis.

Was ißt es denn am liebsten?

Megarer.

Alles, was
Man ihm gibt. Frag' es nur selber.

Dikäopolis.

Schweinchen, Schweinchen!

Erstes Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Friss'st du gern Kichern? [1]

[1] *Ερεβινθους*. Weil dieses Wort auch noch etwas Anderes bedeutet, so geht hier abermal (Dank sey unsrer Sprache und unsern Sitten!) ein unartiger Spaß verloren [den jedoch Voß glücklich in unsrer Sprache nachgebildet hat, indem er Eicheln dafür setzte].

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis.

Im Ernst'? — Auch trockne Feigen?

Erstes Mädchen.

Koi! koi! koi!

Dikäopolis

(zum andern Mädchen).

Und du vermuthlich auch?

Zweites Mädchen.

Koi! koi!

Dikäopolis.

Wie schnell sie nach den Feigen krähten! — He!
Hol' Einer Feigen für die Schweinchen her!
Ob sie wohl fressen werden? — Ach! wie gierig
Sie darüber her sind! Wie sie schmatzen, großer Hercules!
Die sind gewiß in Freßdorf[1] jung geworden!
Indessen, däucht mich, haben sie die Feigen
Nicht alle aufgegessen.

Megarer.

Eine einzige
Hab' ich mir zugeeignet.

Dikäopolis.

Nun, beim Zeus! die Thierchen
Sind drollig genug. Was geb' ich dir dafür?

[1] *Τραγασαια*. Ein Wortspiel, das sich auf den ähnlichen Laut des Worts trogein (*τρωγειν*), fressen, mit dem Namen einer Gegend in Epirus, welche Tragasä hieß, gründet und sich zufälliger Weise im Deutschen nachmachen ließ, da sich, laut dem topographischen Lexikon, zwei oder drei Dörfer finden, die den Namen Freßdorf führen. [Voß hat Freßlingen.]

Megarer.

Das eine sollst du um ein Büschel Knoblauch haben,
Das andre, wenn du willst, um eine Metze Salz.

Dikäopolis.

Ich kaufe sie — wart' einen Augenblick.

(Er geht in sein Haus.)

Megarer (allein).

Das geht ja gut! O Handelsschützer Hermes,
Möcht' ich mein Weib und meine Mutter selbst
So gut verkaufen können!

Ein Sykophant
(auf den Megarer zugehend).

Kerl, wo bist du her?

Megarer.

Ein Schweinhändler von Megara.

Sykophant.

So werd' ich deine Schweinchen hier
Und dich, als Feinde, bei der Polizei
Denunciiren.

Megarer.

O weh! Da sind wir wieder in
Der alten Klemme!

Sykophant.

Dein Megarenzen soll
Dir schlecht bekommen! — Will du den Sack
Nicht fahren lassen?

Megarer.

O Dikäopolis! zu Hülfe!
Da ist, ich weiß nicht wer, der vor die Polizei
Mich führen will!

Dikäopolis.

Wer untersteht sich dessen? Holla! he!
Ihr Marktaufseher! Warum jagt ihr mir
Den Sykophanten nicht zum Thor' hinaus?
Und du da, was zum Henker ficht dich an,
Bei hellem Tage hier herum zu leuchten?

Sykophant.

Ich soll die Feinde nicht beleuchten dürfen?

Dikäopolis.

Es soll dir schlecht bekommen, wenn du dich nicht streichst
Und anderswo den Sykophanten spielst.

(Der Sykophant zieht sich zurück).

Megarer.

Ein großes Uebel in der Stadt Athen!

Dikäopolis.

Sey gutes Muths, Megarer! — Hier der Kaufpreis
Für deine Ferkelchen, um den wir eins
Geworden sind. Da, nimm dein Salz und deinen Knoblauch
Und fahre wohl!

Megarer.

Das ist in meinem Lande nicht
Gebräuchlich. [1]

[1] Die Athener pflegten mit dem Wort χαιρε (freue dich, oder, ich wünsche dir Freude) Abschied zu nehmen. In Megara war, wie es scheint, eine andere Formel gebräuchlich, und der Megarer machte sich ein lächerliches Bedenken daraus, daß er nicht nach der Weise seines Landes beurlaubt würde. Vielleicht liegt auch etwas Scherzhaftes darin, daß der Megarer durch diese Protestation anzudeuten scheint, daß Freude in Megara gar nicht zu Hause sey.

Dikäopolis.

Närr'scher Mensch! Wenn's dir nicht ansteht,
So fall's auf meinen eignen Kopf zurück!

Megarer.

Nun, liebe Schweinchen, seht nun selber, wie
Ihr ohne euren Vater bei gesalznem Brei
Zurecht kommt, wenn's euch ja so gut noch wird.

(Geht ab.)

Der Chor

(zu den Zuschauern).

Ein glücklicher Mann, der Dikäopolis!
Merkt ihr nun, was für Vortheil ihm sein Friede
Bringen wird? Ruhig wird er auf seinem Markte sitzen
Und den Gewinn einstreichen; und,
Kommt ein Ktesias oder ein anderer Sykophant,
Kriegt er Eins übers Ohr und kann sich trollen.
Dir thut kein Concurrent in deinem Handel
Schaden, kein Prepis [1] wischt den weiten St. . . an dir,
Kein Kleonymos packt dich hinterrücks an;
Frank und frei spazierst du in deinem
Neugewalkten Rock' umher,
Unbesorgt, daß dir ein Hyberbolos [2]

[1] Prepis, ein Zärtling. Kleonymos, ein Schlemmer.

[2] Ein wegen seines bösartigen Charakters, seiner Chicanen und seiner schlechten Sitten verschriener Sykophant dieser Zeit, der in der athenischen Geschichte dadurch merkwürdig geworden ist, daß er der letzte athenische Bürger war, der durch den Ostrakismos verbannt wurde. Man fand, daß diese Art von Verweisung aus der Stadt aufgehört habe ehrlich zu seyn (was sie sonst gewesen war), nachdem das Volk sich hatte verleiten lassen, einen so schändlichen Menschen wie Hyperbolos

Mit einem Sack von Prozessen
Uebern Hals komme, oder der Weichling Kratinos,
Mit seiner geckenhaften Frisur auf dem Markte
Daher schlendernd, noch der bitterböse Artemon
Mit seiner Musikpfuscherei
Und seinem Bock' unter den Achseln [1]
Ueberlästig dir werde;
Unbesorgt, daß der Lotterbube Pauson auf dem Markte
Dich bespotte, oder Lisistratos, der Cholarger Schandfleck,
Der von Kopf zu Fuß lauter
Mackel ist und jeden Monat
Mehr als dreißig Tage nichts zu
Beißen noch zu schlucken hat.

Vierter Act.

Ein Böotier, mit einem großen Sack auf der Schulter, nebst seinem Knechte und einer Bande thebanischer Pfeifer treten auf.

Der Böotier

(sich die Schulter befühlend).

Das weiß Hercules, wie mich die Schwiele schmerzt!
Hier, leg den Polei sachte hin, Ismenias!
Und ihr theban'schen Pfeifer da, so viel
Als euer sind, blast einem Hund ins — [2]

auf eine Art zu verweisen, die sich nur für die Themistokles, Aristides, Cimon und ihres Gleichen schickte.

[1] Mit seinem übelriechenden Schweiße.

[2] Die Thebaner und Böotier überhaupt waren ein sehr musikalisches Volk und besonders große Pfeifer. Es scheint, daß gewöhnlich kleine

Dikäopolis
(aus seinem Hause herauskommend).

So macht, zum Geier! ein Ende! — Werd' ich mir
Die Wespen nicht vom Halse schaffen können?
Wer führt mir die ganze Pfeiferschaft des Chärides [1]
Da vor die Thür? Daß sie der Henker hole!

Böotier.

Beim Jolaos, guter Freund, da stimm' ich ein!
Denn auf dem ganzen Weg' hieher von Theben sind
Die Kerle hinter mir her und blasen mir
Die Blüthen meiner Polei auf die Erde.
Beliebt's dir etwa von meinem mitgebrachten
Geflügel etwas einzukaufen?

Dikäopolis.

Ah! willkommen,
Böoterchen! Was bringst uns aus
Dem Butterweckenlande? [2]

Böotier.

Alles, was
Böotien Gutes aufbringt, Wohlgemuth und Polei,

Banden solcher böotischer Pfeifer von Ort zu Ort im Lande herumzogen, um die Märkte zu besuchen, ungefähr wie in Deutschland die sogenannten Prager.

[1] Dessen er schon in der ersten Scene als eines schlechten Flötenspielers in Unehren gedacht hat.

[2] Athenäus recensirt (im 1. Buche seines gelehrten Gastmahls) eine große Menge verschiedener Arten von kleinen Broden und brodähnlichem Backwerk, die bei den Griechen üblich waren; ich zweifle aber sehr, ob auch der gelehrteste Artolog für die meisten dieser Producte der alten Bäckerkunst einen gleichbedeutenden modernen Namen finden möchte. Kollix war eine Art von kleinen runden Brödchen, die, wie es scheint, bei den Thebanern vorzüglich zu Hause waren, daher sie Aristophanes hier κολλικοφαγους, Kollix-Esser, nennt.

Matratzen, Dochte, Dohlen, Enten, Haselhühner,
Zaunschlüpfer, Blässen, Taucher —

Dikäopolis.

Da kommst du ja,
Als wie ein Wirbelwind den ganzen Markt
Mit Vögeln mir zu überstreuen.

Böotier.

Auch bring' ich dir noch Gänse, Hasen, Füchse,
Maulwürfe, Igel, Katzen, Wasserratten,
Kopaische Quappen —

Dikäopolis (entzückt).

O du, der, was den Sterblichen
Das liebste unter allem Fischwerk' ist,
Uns zuführst, sey so gut und stelle mich ihnen vor!

Böotier
(indem er die größte seiner Aalraupen aus dem Zuber heraus langt).

Du, älteste der fünfzig Kopaiden,
Hervor und sey dem Fremden hier zu Willen!

Dikäopolis.

O Holde, Liebste, lange schon so sehnlich
Verlangte, seh' ich dich endlich wieder!
Erwünscht kommst du den komischen Chören, erwünscht
Dem Leckermaul des Näschers Morychos.
Hei da! Bediente! Bringt mir Rost und Blasebalg
Heraus — Seht, Kinderchen, die prächtige
Aalraupe, die uns, nachdem wir schon sechs Jahre
Nach ihr geschmachtet, unverhofft zu Hause kommt!
Kommt, Kinder, unterhaltet euch mit ihr;
Ich will indeß der schönen Fremden zu Gefallen
Für Kohlen sorgen. — Auf! tragt sie hinein!
Denn auch gestorben möcht' ich nicht von dir,

Wenn du in Mangoldblätter eingewickelt bist,
Geschieden seyn.

Beotier.

Ganz gut! Allein wer wird sie mir
Bezahlen?

Dikäopolis.

Diese giebst du mir als Marktzoll;
Wofern dir aber sonst noch etwas feil ist, Freund,
So rede.

Böotier.

Alles, was ich mitgebracht.

Dikäopolis.

Gib her! Was willst du für das Alles? Oder
Gedenkst du etwan andre Waaren von uns
Dafür zurückzunehmen?

Böotier.

Was Athen
Hervorbringt, das wir nicht schon selber haben.

Dikäopolis.

So wirst du Töpfe laden müssen oder
Phalerische Sardellen.

Böotier.

Sardellen oder Töpfe?
Daran gebricht's uns nicht; ich meine, was
Bei uns sich gar nicht, hier hingegen
In Menge findet.

Dikäopolis.

Ah! Nun weiß ich, was du brauchst!
Laß einen Sykophanten, einem Topf gleich,
Mit Bast umwinden und nimm ihn mit.

Böotier.

O, bei den Dioskuren! Es müßte sich schon was
Gewinnen lassen, einen solchen Schalk
Mit seinen Schelmerein wie einen Affen
Um Geld zu zeigen.

Dikäopolis.

Ha! Da lauft uns gleich
Zu gutem Glück Nikarchos in die Hände.

Böotier.

Das ist ein kleiner Knirps!

Dikäopolis.

Allein dafür
Bis an den Deckel mit Schalkheit angefüllt.

Nikarchos.

Wem sind die Waaren hier?

Böotier.

Mein sind sie, mein,
Von Theben, straf mich Gott!

Nikarchos.

So geh' ich unverzüglich
Als feindlich Gut sie anzugeben.

Böotier.

Plagt dich der Henker, Krieg den Vögeln anzukünden?

Nikarchos.

Sey ruhig! Ich werde dich darüber nicht vergessen.

Böotier.

Was hab' ich denn verschuldet?

Nikarchos (auf den Chor weisend).

Den Herrn hier
Zu Liebe will ich dir's wohl sagen —
Du führest Dochte von den Feinden ein.

Dikäopolis.

Und was gedenkst du mit den Dochten zu beweisen?

Nikarchos.

Es braucht nur einen, um unser ganzes Werft
In Brand zu stecken.

Dikäopolis.

Das Werft mit einem Dochte?

Nikarchos.

Gewiß!

Dikäopolis.

Wie soll das zugehn?

Nikarchos.

Ein Böotier braucht
Ja nur den Docht an eine Matte anzubinden
Und, wenn er einen frischen Nordwind abgepaßt,
Ihn in die Docke durch den Mau'rcanal
Zu werfen — Hat das Feuer nur einmal ein Schiff
Ergriffen, so wird gar bald das ganze Werft
In voller Flamme stehn.

Dikäopolis.

In voller Flamme stehn
Durch eine Matte und einen Docht? Daß dich die Pest!

Nikarchos.

Ich bin dir Mann dafür.

Dikäopolis.

Stopft ihm das Maul zu! Gebt
Mir Bast; ich will den Kerl wie einen Kochtopf rings
Umwinden, daß ihn der Böotier unbeschädigt
Nach Hause bringen kann.

Chor.

Thu' das, mein Bester!
Und bind' es tüchtig ein, das saubre Stück,
Damit der Mann es unterwegs im Tragen nicht
Zerbreche.[1]

Dikäopolis.

Es wird's wohl brauchen;[2] denn es tönt so schnarrend
Und widerlich, als ob es einen Sprung
Im Feuer bekommen hätte.

Chor.

Was kann's ihm also nützen?

Dikäopolis.

O, zu gar mancherlei Gebrauch — Als Topf
Zu jedem Unrath — als Mörser, Chicanen zu reiben —
Als Leuchter, Schelme auszufinden — als Pokal,
Das Hundertste ins Tausendste darin
Zu mischen —

Chor.

Aber wer wird ein Gefäß
Gebrauchen wollen, das mit seinem schnarrenden
Getöne stets das ganze Haus erfüllt?

Dikäopolis.

Es ist dafür so stark, mein Bester, daß
Es niemals brechen wird, wofern man's nur
Den Kopf zu unterst an den Füßen aufhängt.

(Die Sklaven des Dikäopolis haben sich inzwischen des Sykophanten bemächtigt und ihn wie einen Kochtopf in Bast eingebunden.)

[1] Weil das Verfahren des Dikäopolis mit dem Sykophanten doch ein wenig gewaltthätig war, so mußte es wenigstens von dem Chor, der hier gleichsam das ganze Volk repräsentirt, unterstützt werden.

[2] Ich habe das ἐμοι πεληθει ταυτ' — um den Zusammenhang mit dem Folgenden anschaulicher zu machen, gegen diese Redensart vertauscht, die den Grund von jener ausdrückt.

Chor.

So! Nun ist's wohl verwahrt.

Böotier.

Ich denk' jetzt aufzupacken.

Chor.

So packe, lieber Fremder, auf
Und nimm den Sykophanten mit;
Mach, was du willst, mit ihm, er ist
Ein Taugenichts — zu Allem.

Dikäopolis.

Trotz seinem Sträuben ist der Schurke
Nun tüchtig eingebunden — Da, Böotier, hast
Du deinen Topf!

Böotier.

Komm, pack' ihn sachte auf,
Ismeniaschen! Und trage Sorge, daß
Du ihn fein ganz nach Hause bringst!

Dikäopolis.

Viel Gutes kriegst du nicht mit ihm; indeß
Gewinnst du wenigstens an dieser bösen Waare
So viel, daß du der Sykophanten halber
Ein wonnevolles Leben führen kannst.

(Der Böotier geht ab.)

Ein Bedienter des Lamachos.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was ist's? Was schreiest du mir nach?

Bedienter.

Weil Lamachos dich bitten läßt, du möchtest ihm
Für diese Drachme ein Paar Krammetsvögel

Und für drei Drachmen einen kopaidischen Aal
Zum Fest der Kannen [1] schicken.

Dikäopolis.

Wer ist der Lamachos,
Den so nach Aalen lüstert?

Bedienter.

Und wer könnt' es seyn,
Als jener große Streitheld, der auf seinem Schilde
Die Gorgo schwingt und drei nachtschwarze Federbüsche
Auf seinem Helme schüttelt?

Dikäopolis.

Der?
Bei Gott, der soll nichts von mir kriegen,
Und wenn er seinen Schild für meinen Aal
Mir geben wollte. Laß ihn seinen Helmbusch
Auf Fischmarktswaare schütteln. Und, kreischt er mir
Die Ohren voll, so ruf' ich meine Marktaufseher.

(Der Bediente geht wieder ab.)

Indessen will ich meine eingekauften Sachen
Zusammenpacken und mich auf den Fittigen
Der Krammetsvögel und der Amseln im Triumph'
Hinein erheben.

(Er läßt seinen ganzen Kram zusammenpacken und begibt sich damit in seine Wohnung).

Der Chor

(zu den Zuschauern gekehrt).

Siehst du nun, siehst du nun,
O ganze Stadt, den klugen, dreimal klugen Mann,
Wie er sich durch seinen Vergleich den vollsten Ueberfluß
An allen Arten von Marktgut zu verschaffen gewußt hat,

[1] S. die Schlußanmerkung.

Was entweder zum Haushalt dienlich oder in der Küche und
Auf der Tafel willkommen ist? Auch lob' ich den hohen Muth,
Womit er die Zeugen seines Wohllebens, diese Federn,
Vor die Thür wirft. Von sich selber laufen ihm alle
Gute Dinge in die Hände. Nein, in meinem Leben lass'
Ich den Krieg nicht wieder in mein Haus! noch soll er jemals
An meinem Tische wieder den Harmodius singen! [1]
Denn er ist ein Trunkenbold, der in seiner Tollheit
Auf den Hals uns kam und all unser Glück in lauter
Elend verkehrte, unsre Felder zertrat und die Fässer
Leerte, und uns obendrein noch Schläge gab, wie freundlich
Wir ihn auch bitten mochten: Komm' und setze dich zu uns
Und trink' aus dem Freundschaftsbecher mit uns! Je mehr
Wir ihm gute Weine gaben, je hitziger wurd' er, unsre
Rebenpfähle zu verbrennen und mit verwüstender Hand
Schon im Stocke den künftigen Wein uns zu verschütten.

Dikäopolis.

O du, der schönen Kypris und ihrer lieben Charitinnen
Gespielin, holde Eintracht,
Wie konntest du mir mit einem so schönen Angesicht so lange
Verborgen seyn? O daß irgend ein Amor, wie jener gemalte [2]
Mit dem Blumenkranz, dich und mich zusammenknüpfte!
Oder solltest du etwa mich schon zu alt für dich ansehn?
Gleichwohl, wenn ich dich nur einmal habe, denk' ich von
meiner

[1] Der Harmodius war eines der beliebtesten Skolien (Tischgesänge) der Athener, welches zum Andenken der beiden Freunde Harmodius und Aristogiton gesungen zu werden pflegte, die sich großmüthig aufgeopfert hatten, um Athen von der Alleinherrschaft der Pisistratiden zu befreien.

[2] Dieß, sagt der Scholiast, bezieht sich auf einen wunderschönen Amor von Zeuxis, der im Tempel der Aphrodite zu Athen zu sehen war.

Vermögenheit noch drei tapfere Proben abzulegen:
Erstens, eine lange Furche für Rebenfechser zu ziehen,
Dann, neben ihr Feigenschößlinge, und drittens, meinem Alter
Zu Trotze junge Weinstöck' und überall rings um mein Hofgut
Oelbäumchen zu pflanzen, damit wir zu den Neumondsopfern,
Ich und du, mein Schatz, uns festlich halten können. [1]

(Geht ab.)

Ein Herold erscheint, das Volk mit der Trompete zusammenrufend.

Herold.

Hört, Bürger, die Trompete, die nach Väterbrauch
Zum Kannenfest' euch anruft! Wer die seinige
Zuerst geleert, soll einen Schlauch voll Wein,
So groß wie Ktesiphons Wanst, zum Dank' empfangen!

(Geht ab.)

Dikäopolis

(in seinem Hause, welches offen ist und in die Küche sehen läßt).

Ihr Bursche, ihr Mädchen, habt ihr nicht gehört?
Was lauft ihr? Hörtet ihr den Herold nicht?
Frisch an die Arbeit! Siedet, bratet, dreht den Spieß!
Die Hasen vom Feuer! Die Kränze aufgehängt!
Bringt Spießchen her, die Drosseln dran zu stecken!

[1] Wiewohl ich in dieser ganzen Anrede an die personificirte Eintracht keine Anspielungen an die συνουσίαν mit dem Scholiasten sehen mag, so ist doch klar genug, daß Aristophanes ihr die Wendung einer Liebeserklärung gibt, die ein schon bejahrter Mann einer jungen Schönen macht. Der Sinn der acht letzten Verse ist: er halte sich so wenig für zu alt, um noch die Früchte seines geschlossenen Friedens genießen zu können, daß er im Gegentheil noch Muth genug habe, auf seinem durch den Krieg verwüsteten Gute neue Anpflanzungen zu machen, und lange genug zu leben hoffe, um den Wein seiner neugelegten Rebenfechser zu trinken und sich mit Oel von seinen neugepflanzten Oelbäumen zu salben.

Chor.

Ich neide deine Klugheit,
Doch noch beneidenswerther
Find' ich, o Mann, dein Mahl!

Dikäopolis (zum Chor).

Wie, wenn ihr erst die Drosseln
Gebraten sehen werdet!

Chor.

Auch das ist wohl gesprochen!

Dikäopolis (in die Küche).

Das Feuer aufgestochert!

Chor.

Hört ihr, wie kunstverständig
Er trotz dem besten Koche
Sein Mahl zu fördern weiß?

Ein Ackermann tritt heulend und wehklagend auf.

Ackermann.

O weh mir armem Manne!

Dikäopolis (in der Küchenthür).

Zum Wetter, wer ist der?

Ackermann.

Ein unglücksel'ger Mann.

Dikäopolis.

Hab's an dir selbst!

Ackermann.

O Lieber, da du mit den Feinden dich allein
Gesetzt hast, bis so gut und miß mir auch
Ein wenig Friede zu, wär's auch nur auf fünf Jährchen!

Dikäopolis (herauskommend).

Was ist dir Leids geschehn?

Akermann (wehmüthig).

Zu Grunde gerichtet!
Ein Joch Ochsen verloren!

Dikäopolis.

Und wie ging das zu?

Ackermann.

Aus Phyla haben die Böotier sie mir
Geholt.

Dikäopolis.

Du armer, armer Mann du! Und du gehst noch weiß
Nach einem solchen Unglück?

Ackermann.

Ach! die guten Ochsen!
Die mich, weiß Gott! mit ihrem blosen Dünger
So reichlich nährten!

Dikäopolis.

Was brauchst du also weiter?

Ackermann.

Ich hab' um meine armen Ochsen mir die Augen
Ganz wund geweint — O! wenn du etwas Mitleid
Mit dem Phylasier Derketes hast,
So schmiere mir ein wenig Frieden auf die Augen!

Dikäopolis.

Mein guter Mann, ich bin kein Stadtarzt.

Ackermann.

Doch!
Ich bitte flehentlich! Wer weiß, ich finde
Vielleicht dann meine Ochsen wieder.

Dikäopolis.

Es kann nicht seyn;
Heul deine Noth den Pittalussen vor! [1]

Ackermann.

Ach! Nur ein einzig Tröpfchen Friede träufle mir
In dieses Röhrchen!

Dikäopolis.

Nicht ein Sonnenstäubchen! [2] Geh
Zum Henker!

Ackermann.

Ich armer Mann! O meine Ackeröchschen! [3]

(Geht ab. Dikäopolis kehrt in seine Küche zurück.)

Chor.

Der Mann hat etwas Süßes in seinem
Vergleich gefunden, das er mit Niemand
Zu theilen Lust zu haben scheint.

Dikäopolis
(zu einem Küchenmädchen).

Gieß etwas Honig dem Gekröse zu
Und laß die Bleien langsam schmoren!

[1] Im Texte: den Schülern des Pittalus, der, wie es scheint, damals ein angesehener Wundarzt zu Athen war; daher auch der schwer verwundete Lamachos zu Ende dieses Stücks seine Zuflucht zu ihm nimmt.

[2] „Nicht ein Stribilikinx!" sagt Aristophanes mit einem ausdrücklich dazu erfundnen Worte.

[3] Ein heutiger Komödienmacher hätte es unmöglich über sein empfindsames Herz bringen können, den armen Ackermann so unmenschlich abweisen zu lassen: Dikäopolis hätte wenigstens zur Hälfte mit ihm theilen müssen. Aber Aristophanes war kein Thor, sich den Effect dieser Scene (zumal in Beziehung auf den Hauptzweck des ganzen Stücks) durch eine unzeitige poetische Gutherzigkeit zu verderben; nicht zu gedenken, daß Dikäopolis in seiner Küche zu angenehm beschäftigt war, um nicht über eine so ungelegen kommende Störung ungehalten zu werden.

Chor.

Hört ihr, wie er commandirt?

Dikäopolis.

Legt die Aale in die Pfanne!

Chor.

Du wirst uns und die Nachbarschaft
Mit deiner Küche Dampf und deinem
Geschrei noch Hungers sterben machen!

Dikäopolis.

Seht zu, daß dieß Gebratne eine schöne
Braungelbe Farbe kriege!

Ein Hochzeitdiener tritt auf.

Hochzetdiener.

Dikäopolis!

Dikäopolis (herauskommend).

Was gibt's?

Hochzeitdiener.

Ein Bräutigam schickt dir diese Braten
Von seinem Hochzeitmahl —

Dikäopolis.

Das ist von ihm
Sehr artig, sey er, wer er will.

Hochzeitdiener.

— und bittet dich,
Auch ihm dagegen nur ein Quärtchen Friede
In diese Flasche zu gießen, damit er, von den Werbern
Unangefochten, sich mit seiner jungen Frau
Ergötzen könne.

Dikäopolis.

Wenn es diese Meinung hat,
So nimm nur deine Braten gleich zurück;

Denn auch um tausend Drachmen werd' ich ihm
Nicht einen Tropfen geben — Aber wer ist die?

Hochzeitdiener.

Die Hochzeitdienerin, die dir im Namen
Der Braut ein Wort allein zu sagen hat.

Dikäopolis.

So komm, laß hören!

(Sie sagt ihm was ins Ohr.)

Eine lustige Bitte
Von einer Braut, beim Himmel! —[1] Nun denn! Sey's!
Bringt die Tractate heraus! — Sie soll
Von meinem Frieden haben! Denn es ist
Nicht billig, daß ein junges Weib, das an dem Krieg
Doch keine Schuld hat, seinetwegen darbe.
Komm, reich die Salbenbüchse her —

(Er thut, als wenn er aus dem Friedensinstrument etwas hineingieße.)

— Und weißt du, was
Damit zu thun ist? Sag der Braut, sobald
Die Werbung wieder angeht, möchte sie mit diesem
Dem Bräutigam bei Nacht — sie weiß schon was — bestreichen.

(Hochzeitdiener und Dienerin gehen ab.)

(Zu einem Bedienten.)

Trag die Tractate wieder weg! —

(Zu einem andern.)

Du, reiche mir
Die Kelle her, damit ich die Kannen füllen könne!

[1] Im Original ist Dikäopolis ungezogen genug, das, warum ihn die Braut heimlich bitten ließ, auf der Stelle (und mit einer cynischen Naivetät des Ausdrucks, woran die Hochzeitdienerin gewiß unschuldig war) zu verrathen: eine Indiscretion, die um so unverzeiblicher ist, da die scharfsinnigen Athener das Geheimniß unfehlbar auch ohne eine solche Nachhülfe ausfindig gemacht haben würden.

Chor.

Wer kommt denn da so hastig, mit einer Miene,
Die keine gute Botschaft bringt, herangelaufen?

Ein Bote.

Ach! Nichts als Noth und Krieg und Lamachosse!

Lamachos (aus seinem Hause).

Wer macht um eines Feldherrn Wohnung diesen Lärm?

Bote.

Die Oberkriegsherrn, Lamachos, befehlen dir,
Sogleich mit so viel Reiterei und Fußvolk,
Als aufzubringen ist, des Schneiens ungeachtet
Die Päße zu besetzen; denn sie sind
Berichtet, daß böotische Räuber mit
Des Kannenfestes Anfang eine Streiferei
Ins platte Land gethan.

Lamachos.

O! über alle diese Oberkriegsherrn! —

Dikäopolis
(indem er den Ton und die Geberden des Lamachos spottend nachmacht).

— Ist
Es nicht entsetzlich, mich nicht einmal an einem Fest'
In Ruhe zu lassen! Das ist ja ordentlich
Nur gegen Lamachos zu Felde ziehn!

Lamachos.

Wie? Du spottest mich noch obendrein?

Dikäopolis.

Willst du mit einem Geryon dich messen, der
Vier Flügel hat? [1]

[1] Was Dikäopolis mit seinem *Γερυονη τετραπτιλῳ* wolle, ist schwerlich zu errathen. Daß er sich selber damit meine, und daß die vier Flügel einen Bezug auf die drei großen Rauscheknisterlingsfedern auf

Lamachos (vor sich).

O der verwünschten Botschaft, die
Der Herold mir gebracht hat!

Dikäopolis
(indem er den zweiten Boten kommen sieht).

Au! was wird
Mir der für eine bringen?

Der zweite Bote.

Dikäopolis!

Dikäopolis.

Was gibt's?

Zweiter Bote.

Nimm unverzüglich deinen Speisekorb
Und deine Kanne und komm zum Mahl! Der Priester
Des Dionysos läßt dich rufen. Eile!
Die Gäste warten lange schon auf dich;
Denn sonst ist Alles fertig und bereit,[1]
Die Tische, Polster, Kissen, Decken, Kränze,
Salben, Naschwerk, Mädchen, Kuchen aller Arten
Und, was Harmodios am meisten liebt,
Reizvolle Tänzerinnen — Eile, was du kannst!

dem Helm des Lamachos haben, scheint klar genug zu seyn. Aber wie kommt Dikäopolis zu den vier Flügeln? Der Scholiast meint, er habe, indem er dem Lamachos die Sottise gesagt, ihm zugleich eine Heuschrecke vorgewiesen; aber ich möchte eben so lieb glauben, er habe von den Federn, die er beim Abrupfen seines gekauften Geflügels vor die Thüre werfen ließ, etwa vier der größten vom Boden aufgelesen und sie schüttelnd über seinem Kopf gehalten, um sich (wie er alle Augenblicke thut) über den prahlerischen Helmbusch des Lamachos lustig zu machen — doch schon mehr als zu viel über einen platten Spaß.

[1] Das Gastmahl, wozu Dikäopolis hier gerufen wird, war eine gemeinsame Festmahlzeit der Phratria, deren Mitglied er war, und wozu jeder Genosse seine Symbole mitbrachte. Daher die großen Anstalten, die er in seiner Küche machen ließ.

Lamachos.

Ich unglückſel'ger Mann!

Dikäopolis.

Das haſt du blos
Der großen Gorgo auf deinem Schild zu danken.

(Zu ſeinen Leuten.)

Ihr ſchließt die Thüren, und Einer rüſte hier
Die Schüſſeln auf.

Lamachos (zu ſeinem Diener).

He! Burſche, hurtig meinen Proviantkorb her!

Dikäopolis
(auf der andern Seite der Scene).

He! Burſche, hurtig meinen Speiſekorb!

Lamachos.

Pack Zwiebeln ein und Salz, mit Thymian abgerieben!

Dikäopolis.

Mir guten Salzfiſch; Zwiebeln lieb' ich nicht.

Lamachos.

Auch ein Stück Pöckelfleiſch, das erſte beſte! [1]

[1] Lamachos verlangt im Original θριον ταριχου σαπρου. Θριον iſt der Name eines beſondern griechiſchen Leckerbiſſens, der aus feinem Semmelmehl mit Schwein=, Rinds= oder Ziegenfett und Milch zubereitet und, in Feigenblätter (deren eigentlicher Name Thrion iſt) eingewickelt, gebacken wurde und nach der Verſicherung des Didymos (auf den ſich der Scholiaſt beruft) ein ἥδιστον βρωμα, ein deliciöſes Eſſen für einen attiſchen Magen war. Was aber thrion tarichu ſey, da Tarichos ein allgemeiner Name für alle Arten von Pökelfleiſch und eingeſalzenen Fiſchen iſt, wovon die Athener ſo große Liebhaber waren, weiß ich nicht zu ſagen. Denn, daß unter Thrion hier ein Feigenblatt gemeint ſey, wie der franzöſiſche Ueberſetzer annimmt, iſt kaum zu glauben. Ich habe mir alſo (wie es zuweilen die Noth erfordert) ein quid pro quo erlaubt und aus dem unſrer Küche unbekannten thrion tarichu ein Stück Pökelfleiſch ſchlechtweg gemacht, das ſich beſſer in den frugalen Proviantkorb eines Kriegsoberſten, der große Eile hat,

Dikäopolis.

Mir auch ein Stück! Ich will es dort schon kochen lassen.

Lamachos.

Bring' auch die Feder meines Helms heraus!

Dikäopolis.

Und mir die Tauben und die Krammetsvögel!

Lamachos.

Wie schön und weiß die Straußenfeder ist!

Dikäopolis.

Wie schön und gelb die Tauben gebraten sind!

Lamachos (zu Dikäopolis).

O, laß das Spötteln über meine Rüstung!

Dikäopolis (zu Lamachos)

Und du, laß mir das Schielen nach meinen Drosseln!

Lamachos (zu seinem Diener).

Die Kapsel der drei Federbüsche!

Dikäopolis (zu dem seinigen).

Die Schüssel mit dem Hasenragout.

Lamachos
(seinen Helmbusch betrachtend).

Die Büsche sind ja von den Motten ganz zerfressen!

Dikäopolis
(den Hasenpfeffer betrachtend).

Ich hätte Lust, noch vor der Mahlzeit
Mich über diesen Hasenpfeffer herzumachen.

zu schicken scheint, als das deliciöse Broma des Didymos. — Uebrigens spricht der Scholiast in der Note zum 954. Verse der Ritter unsers Dichters noch von einem andern Thrion, das nach dem umständlichen Recept, so er dazu gibt, eine Art von Polenta scheinen könnte; ja, er gibt noch eine dritte Gattung an, wozu statt des Schwein= oder Rindsfettes Hirn genommen wurde. Aber dieses Alles scheint zu mehrerer Aufklärung der vorliegenden Stelle nichts beizutragen.

Lamachos
(ungeduldig zum Dikäopolis).

Mensch, willst du mich unangefochten lassen?

Dikäopolis.

Wer spricht mit dir? Ich und mein Kerl hier streiten uns
Schon eine gute Weil', ob Krammetsvögel oder
Heuschrecken besser schmecken? —
(Zu seinem Diener.)
Willst du wetten?
Lamachos soll den Ausspruch thun.

Lamachos.

Du wirst zu grob!

Dikäopolis.

Er zieht die Heuschrecken vor. [1]

Lamachos
(in sein Haus rufend).

Wo bleibst du, Bursche?
Mach' hurtig und bring mir meinen Spieß heraus!

[1] Wahrscheinlich ist in diesem Einfall wieder ein Stich auf den Lamachos, den dieser besser gefühlt haben mag als wir. Der Scholiast meint, Dikäopolis wolle zu verstehen geben, Lamachos sey entweder aus Geiz oder Armuth gewohnt gewesen, Heuschrecken zu essen. Mich dünkt, es sey unnöthig, ihm eine so kränkende Absicht anzudichten. Heuschrecken wurden zwar gewöhnlich zu Athen nur von den ärmsten Leuten gegessen; aber im Felde, zumal in einem ausfouragirten Lande, konnte auch wohl ein General wie Lamachos in den Fall kommen, Heuschrecken aus Noth zu essen; und dieß allein, scheint mir, wollte Dikäopolis sagen, der in dieser ganzen Scene seine Freude daran hat, das Wohlleben, das ihm sein Friede verschafft, mit dem Ungemach des Kriegs contrastiren zu lassen und den Lamachos durch die anschaulichste Darstellung dieses Contrastes zu plagen. Das Gefühl seines eigenen glücklichen Zustandes nach einem sechsjährigen Elend macht ihn in seiner Fröhlichkeit übermüthig und in so fern beleidigend; aber überhaupt ist durchaus mehr Muthwille als Bosheit oder Bitterkeit in seinen Spöttereien über den Halbgott Lamachos.

Dikäopolis.

Mach' hurtig, Bursche, und bring die Hirnwurst[1] mir heraus!

Lamachos (zum Bedienten).

Gib her, ich will ihn aus der Scheide ziehn;
Halt feste, Kerl!

Dikäopolis (zum seinigen).

Und du, Kerl, halt den Bratspieß fest![2]
Ich will die Vögel herunterziehn.

Lamachos.

Mein Schildgestell![3]

Dikäopolis.

Die Tafelbrode aus dem Ofen, Junge!

Lamachos.

Nun auch den runden Heerschild mit dem Gorgonsrücken![4]

Dikäopolis.

Den runden Kuchen mit dem Käserücken!

[1] Ich muß schon wieder wegen der Verwandlung der Chordé des Originals in eine Hirnwurst um Verzeihung bitten.

[2] Ich folge in dieser Umschreibung dem Scholiasten. Der Text sagt blos: *τουδ' ἀντεχου*. Brunk meint, das könnte auch wohl — was Anderes heißen, und ich fürchte, er hat Recht.

[3] Killibantes hießen zwei dreifüßige Gestelle, auf welche ein Krieger, wenn er in einem Treffen ein wenig ausruhen wollte, seinen Schild zu setzen pflegte.

[4] Es ist unmöglich, den emphatischen Bombast, womit der Dichter den Lamachos diese Ordre geben läßt, in unsre Sprache überzutragen. Ich habe mir, wie man sieht, mit dem Worte Heerschild ein wenig zu helfen gesucht. Der folgenden Parodie wegen mußte das Beiwort gorgonotos ebenfalls durch ein einziges Wort ausgedrückt werden, wiewohl es in ein Substantivum, das hier zum ersten Mal in deutscher Zunge gehört wird, verwandelt werden mußte. [Gib nun des Schildes gorgorückigen Kreis daher. Voß.]

Lamachos
(mit erzwungenem Lachen und verächtlich).
Wer muß nicht über solche Albernheiten lachen?
Dikäopolis.
Wer muß nicht einen solchen Kuchen köstlich finden?
Lamachos (zu seinem Diener).
Gieß' Oel auf meinen Schild! — Da seh' ich einen Alten,
Dem seine Feigheit den Beutel tüchtig fegen wird.
Dikäopolis (zu dem seinigen).
Gieß' Honig auf den Kuchen! — Auch ich sehe
Ganz deutlich einen Alten, der den Lamachos
Sammt seiner Gorgo an den Galgen schickt.
Lamachos.
Nun, Bursche, hol' auch meinen oftgeprüften Harnisch.
Dikäopolis.
Und mir den meinen, Bursche — meine Kanne.
Lamachos.
Mit diesem werd' ich gegen die Feinde mich bewaffnen.
Dikäopolis
(die Kanne emporhaltend).
Ich mich mit dieser gegen meine Freunde.
Lamachos.
Jetzt, Bursche, binde die Decken um den Schild —
Den Proviantkorb will ich selber tragen.
Dikäopolis.
Jetzt, Bursche, mach die Schüsseln im Korbe fest,
Und ich will meinen Mantel überthun und gehn.
Lamachos.
Nun, aufgepackt, mein Sohn, und marsch! — Es schneit!
Der Henker hole! Das sieht wintrig aus!
(Sie gehen ab.)

Dikäopolis.

Und du, pack' auf den Korb, und frisch zum Schmaus!

(Geht ab.)

Der Chor.

So geht denn beide fröhlich ans Werk!
Aber wie ungleich der Weg, den ihr geht!
Jener zum Schmause mit Rosen bekränzt,
Du, zum Frieren und Wachen ins Feld!
Jener, mit hübschen Mädchen zu schäckern,
Du, vor Langweil — was Anders zu thun!

Die Hälfte des Chors.

Dem Antimachos, des Psekas Sohn,
Dem Historienschreiber und Liederdichter,
Möge — daß ich's rund heraus sage —
Zeus es ihm übel bekommen lassen,
Daß er mich Armen, da er Chor-
Führer an den Lenäen war,
Ungegessen nach Hause gehen ließ!
Möcht' ich ihn einst nach einer Bleie
Lüstern sehen, und frisch aus der Pfanne
Läge sie schon beim Salzfaß knisternd
Auf dem Tisch', und wie er die Hand aus-
streckte, kam' ein Hund,
Schnappt' ihm den Fisch vor der Nase weg
Und rennte mit ihm davon!

Die andre Hälfte des Chors.

Doch an dieser Rache genügt mir nicht;
Auch ein nächtlicher Unfall soll ihn treffen!
Mög' er mit einem derben Fieber
Von der Reitbahn wiederkehrend,

Irgend auf einen rasenden Ajax [1]
Stoßen, der in trunknem Muth ein Loch
In den Kopf ihm schlage; und wenn er dann
Einen Stein nach ihm
Werfen will, ergreif' er im Finstern
Einen frischgesetzten — Kegel, [2]
Und indem er den vermeinten Stein
Weitausholend schleudert,
Fehl' er seinen Mann und
Treffe — den Kratinos!

Fünfter Act.

Die Scene bleibt wie vor.

Der **Bediente** des **Lamachos** kommt eilfertig herangelaufen, klopft hastig an seiner Thür an und bringt das ganze Haus in Bewegung.

Bedienter.

Ihr Diener alle im Hause Lamachos,
Auf! Jetzt ist keine Zeit zum Müßigstehen!
Macht eilends Wasser warm, bringt Leinewand,
Wachspflaster, frischgeschorne Wolle und Bandagen

[1] Im Griechischen steht Orestes. Weil Ajax (oder Aias) aufs wenigste eben so rasend war als Orest, so habe ich mir die unbedeutende Verwechslung meinem Metrum zu Gefallen um so eher erlaubt, da die Raserei des Ajax von einer komischern Art war als die des Orestes, und auch Aristophanes vielleicht den Orestes nur seinem Metrum zu Gefallen wählte.

[2] Un stronzo fresco, sagt der getreue alte italienische Uebersetzer eben so herzhaft heraus als Aristophanes selbst. [Mit der Hand ein Häuflein welches frisch ward hingekakt. Voß.]

Zum Verbinden! Ach! Der arme Herr!
Indem er über einen Graben setzte, stieß
Er wider einen Pfahl und stürzte; und da hat
Er sich den Knöchel durch den Stoß verstaucht
Und (was das Aergste ist) an einem scharfen Kiesel
Im Fall den Schädel und seinen Gorgo obendrein
Zerschellt. Und als die ungeheure Feder
Des Rauscheknisterlings sich an dem Stein
Zerknickte, ließ er diese Trauertöne hören:
O Auge der Welt, so seh' ich dich zum letzten Mal!
Das Licht entschwindet mir! Ich bin nicht mehr!
So sprach er, in den Graben stürzend, raffte
Doch aber bald sich wieder auf,
Begegnet einem Trupp von Flüchtlingen,
Ruft sie zusammen, dringt mit vorgehaltnem Speer
Rasch in die Räuber ein und jagt sie aus einander. [1]
Doch, seht, da kommt er selbst! Die Thüren auf!

Lamachos.

Attapattata!
Welche höllische Schmerzen! Welcher Frost!
Unglücklicher, es ist aus mit dir!
Und, ach, was noch das Kläglichste ist,
Was ärger als die feindliche Lanze schmerzt,
Wenn Dikäopolis mich in diesem Jammer sieht,
Was für ein großes Maul der Schäcker ziehen wird!

[1] Man sieht, daß unser Dichter, so leichtfertig er auch in diesem ganzen Stücke mit dem Lamachos zu Werke geht, doch der bekannten Tapferkeit dieses Feldherrn die höchste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nur die Affectation, im heroischen Costume der Helden Homers bewaffnet zu seyn, den hohen dreifachen Helmbusch und die Gorgone auf dem Schilde, kann er ihm nicht verzeihen.

Dikäopolis
(zwischen zwei Hetären berauscht vom Gastmahl kommend).

Attalattata!
Die hübschen runden Dinger! Wie sie strotzen!
Wie quittenhaft sie anzufühlen sind!
Kommt, schnäbelt mich recht üppig, ihr Goldpuppen, ihr!
Und laßt den Druck der vollen Lippen immer
Mit raschen Zungenstößen wechseln! denn ich bin's,
Der seine Kanne, der Erste, ausgetrunken hat.

Lamachos.

O, daß mich solch ein Schicksal treffen mußte!
O Weh! o Weh!
Welche peinvolle Wunden!

Dikäopolis.

Hi! Hi!
Viel Freude, edles Lamachoschen!

Lamachos.

Ich unglücksel'ger Mann!

Dikäopolis
(indem er eine leichtfertige Bewegung gegen Lamachos macht).

Ich hochgeplagter Mann!

Lamachos.

Was schwänzelst du mich so?

Dikäopolis.

Was schnappest du nach mir?

Lamachos.

Welch eine harte Zeche hab' ich armer Mann
Für diesen Gang bezahlen müssen!

Dikäopolis
(sich stellend, als ob er ihn nicht verstanden hätte).

Das wäre arg! Am Kannenfeste dir
Die Zeche abzufordern!

Lamachos.

O Weh! — O Päan! Päan!

Dikäopolis.

So viel ich weiß, ist heut nicht Päansfest.

Lamachos.

O, haltet, haltet mir das Bein! — O weh!
Noch fester, liebe Freunde!

Dikäopolis.

Und ihr, Freundinnen
Schlingt eure Arme fest um meinen Gürtel!

Lamachos.

Mir ist's noch schwarz vorm Auge von dem Stoß'
Am Kopf', und Alles drehet sich mit mir herum.

Dikäopolis.

Mir ist, als ob vor lauter Wohlbehagen
Mir alle Adern bersten möchten!

Lamachos.

Tragt auf den Händen mich, so sanft ihr könnt,
Zum Pittalos!

Dikäopolis.

Mich führet zu den Richtern!
Wo ist der König? Mir gebührt der Schlauch!

Lamachos.

Mir wüthet Lanzenstichen gleich der Schmerz in meinen
Knochen.

(Er wird weggetragen.)

Dikäopolis

(seine Kanne umgekehrt haltend).

Seht her, wie leer die Kanne ist! — Tönt, Saiten, Heil
dem Sieger!

Der Chor.

Tönt, Saiten, stimm' ich ein mit dir, o Alter, Heil dem Sieger!

Dikäopolis.

Ich goß noch puren Wein dazu und sog's auf einen Zug aus!

Chor.

Tönt, Saiten, denn dem braven Mann! Hier! nimm den Schlauch zum Lohne!

Dikäopolis.

So folgt mir Alle nach und singt: Tönt, Saiten, Heil dem Sieger!

Chor.

Wir folgen dir mit frohem Muth,
Tönt, Saiten, Heil dem Sieger! dir
Lobsingend und dem Schlauche! [1]

[1] Das Kannenfest, von dem die Rede ist, wurde am zwölften Tage des Monats Anthesterion während der Lenäen oder des städtischen Bacchusfestes gefeiert, welches mit den Dionysien oder Bacchanalien der Landleute nicht vermengt werden muß, wiewohl Aristophanes seinen Dikäopolis die Dionysien (die er des Krieges wegen etliche Mal nicht hatte feiern können) jetzt, da er einen Separatfrieden mit den Feinden geschlossen hat, durch einen komischen Einfall auf die Zeit der Lenäen versetzen läßt, an welchen das Stück gespielt wurde. Dieß gibt ihm also die Gelegenheit, auch von dem Kannenfeste Gebrauch zu machen, um sein Stück mit dem contrastirenden Gemälde des schwer verwundet aus einem Treffen zurückkommenden Feldherrn Lamachos und des von Wein und Wollust trunknen Dikäopolis, der als Sieger vom Kannenfeste zurückkam, zu schließen. Das Wesentliche dieses Festes bestand in einem großen Schmause in geschlossenen Gesellschaften, zu welchem zwar Jeder, der zur Gesellschaft gehörte, sein Essen und eine große Kanne Weins (eine χοα, ein Maß für flüssige Dinge von neun Pfunden am Gewicht) mitbrachte, aber zum Andenken einer alten Begebenheit aus der Heldenzeit seine Gerichte apart verzehren und seine Kanne allein austrinken mußte. Wer nun mit der seinigen

zuerst fertig war, wurde zum Sieger ausgerufen und im Triumph nach Hause begleitet Die Begebenheit, die zu Einsetzung dieses sonderbaren festlichen Schmauses Anlaß gegeben, soll diese gewesen seyn. Als Orestes nach Ermordung seiner Mutter sich nach Athen zu dem König Pandion, seinem Verwandten, flüchtete, traf sich's, daß eben damals die Lenäen gefeiert wurden, und der König eben ein großes Festmahl gab. Nun wollte der König sich auf der einen Seite nicht der Inhumanität schuldig machen, dem Orestes das Gastrecht zu versagen; auf der andern ging es schlechterdings nicht an, einen Menschen, der seine Hände mit einem Muttermorde befleckt hatte und noch nicht feierlich purificirt und entsündiget war, unter die andern Gäste, die durch ihn verunreinigt worden wären, zu setzen. Pandion half sich also aus dieser Schwierigkeit dadurch, daß er jedem Gaste seine Portion Essen und Trinken auf einem besondern Tische aufsetzen ließ, wodurch denn alle sonst stattfindende Gemeinschaft unter den Gästen aufgehoben wurde, ohne daß Orestes, dem es wie allen Andern ging, sich beleidigt finden konnte.

Wielands fernere Uebersetzungen und Erläuterungen des Aristophanes.

Seit dem Jahre 1796 gab Wieland das attische Museum heraus und in dessen zweitem Bande

Die Ritter oder die Demagogen und die Wolken,

in dem seit 1805 nachfolgenden Neuen Attischen Museum enthielten der erste und zweite Band auch

Die Vögel des Aristophanes.

Alle jene Uebersetzungen sind mit Einleitungen und erläuternden Bemerkungen, die zum Theil kleine Abhandlungen sind, begleitet: nur den verheißenen, erläuternden Versuch über den Geist und Zweck der Vögel ist er schuldig geblieben. Dagegen findet sich im dritten Bande des älteren Attischen Museums noch eine Abhandlung über ein Thema, worüber klar zu sehen Wielanden eine Art von Herzensangelegenheit war:

Versuch über die Frage: ob und wiefern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den Wolken persönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne?

Dieses Problem ist von jeher so verschieden gelöst worden, als verschiedene größere Verehrer bald des Sokrates, bald des Aristophanes waren, oder gleich große von Beiden.

Wieland, nachdem er die Meinungen der vermittelnden Parteien, 1) daß ein anderer Sokrates als des Sophroniskos Sohn gemeint gewesen (nach Panätios), und 2) daß Sokrates hier blos als Repräsentant und Wortführer der Sophisten erscheine, als unstatthaft erwiesen, führt die Untersuchung auf folgende zwei Fragen zurück;

I. Was für eine Art von Volksbelustigung war die alte Komödie der Griechen überhaupt? Welche Freiheit, oder vielmehr, welche willkürliche Ungebundenheit im Scherzen, Spotten, Persifliren und Verleumden gestattet sie den komischen Dichtern? Was war die nähere Ursache und Absicht, warum die Polizei in Athen eine geraume Zeit lang so viel Nachsicht mit der zügellosen Frechheit dieser Witzlinge trug? Hatte die öffentliche Mißhandlung eines athenischen Bürgers auf dem Schauplatz einen merklichen Einfluß auf sein Schicksal? Und was für Folgen hatten die Wolken insonderheit für den Mann, dem so übel darin mitgespielt wurde?

II. Was für eine Vorstellung haben wir uns von der Person und dem Charakter des Aristophanes zu machen? Was war der allgemeine, was der besondere Zweck seiner Stücke überhaupt? und wozu nöthigte ihn das Bestreben, beide zugleich zu erreichen, da keinem von beiden ohne Nachtheil des andern volle Genüge geleistet werden konnte? Was scheint der wahre Grund des immerwährenden Krieges, den er als komischer Dichter mit den verdorbenen Sitten und dem demokratischen Abderitism seiner werthen Mitbürger führt, gewesen zu seyn, und wie läßt sich seine, meistens ziemlich gesunde Art, über menschliche und bürgerliche Verhältnisse zu denken, mit der grenzenlosen Leichtfertigkeit und Asotie (Zotenhaftigkeit)

vereinigen, die alle seine Stücke mehr oder weniger besudelt und vermuthlich eine Hauptursache war, warum Sokrates seine jungen Freunde abhielt, das komische Theater zu besuchen? Hatte er wohl jemals einen innern Trieb oder eine äußere nähere Gelegenheit, sich von Sokrates eine richtigere Vorstellung zu machen, als die des großen Haufens der Athener? Und, wenn er auch zuweilen in den Fall kam, diesen außerordentlichen Mann in der Nähe zu sehen, woran lag es, daß er ihn wahrscheinlich immer in einer schiefen Richtung und durch ein verfälschendes Medium sah?

Durch Beantwortung dieser Fragen bahnte er sich den Weg, die zu beantworten, worauf es hier zunächst ankam: Was war es denn eigentlich, was Aristophanes mit seinen Wolken beabsichtigte? und wie kam Sokrates dazu, so unwürdig von ihm behandelt zu werden?

Die Ausführung von Allem diesem muß, wem daran liegt, man an Ort und Stelle lesen; hier soll blos das herausgehoben werden, was des Aristophanes Charakter betrifft. Ueber diesen urtheilt Wieland nichts weniger als günstig. „Daß, sagt er, Aristophanes in allen seinen Stücken viele feine Sittenlehren vorbringt, daß er sich überall als einen erklärten Feind und unversöhnlichen Gegner solcher Männer, die er dem Gemeinwesen für schädlich hält, darstellt, daß er den Athenern derbe Wahrheiten ins Gesicht sagt und sich bei jeder Gelegenheit für die alte Sitte und die alte Musik erklärt, wollen wir ihm nicht niedriger noch höher anrechnen, als billig ist. Alles das ist löblich; aber es ist (wenigstens in dem größern Theil seiner Stücke) blose Nebensache und gleichsam nur ein gutes Unterfutter, womit er das lose Tarentinidion seiner hetärischen Muse ein wenig ansehnlicher

und haltbarer macht. Von seinen Kritiken, Scherzen und Spöttereien über die unweise Regierung der Republik, über die Mißbräuche und Schelmereien, die bei den Finanzen, der Polizei, der Justiz und andern Zweigen der Staatsverwaltung im Schwange gingen, kurz, über die vielen und jedem Verständigen in die Augen leuchtenden Gebrechen des Staats auf seine patriotischen und sittlichen Tugenden zu schließen, wäre eben so viel, als wenn man z. B. die Herausgeber der meisten politischen Journale in Paris oder die Erfinder und Verfertiger der satirischen Carricaturen in London aus dem nämlichen Grunde für gar treffliche Patrioten halten wollte." Sonach blieb denn an Aristophanes nichts übrig als — neben dem poetischen Genie, welchem Wieland volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt — ein Spaßmacher, der „keine sonderliche Erziehung erhalten," — „zu feinen Gesellschaften schwerlich zugelassen worden," — „um Gelehrsamkeit und Wissenschaft wenig bekümmert" — und von der Art gewesen sey, „daß er als Mensch von Seiten des Herzens, der Sinnesart und des sittlichen Charakters wenig oder gar keine Ansprüche an die Achtung edler und guter Menschen zu machen hatte." Ohne Gelegenheit also, den Sokrates persönlich kennen zu lernen, und, wenn er ihn kennen gelernt hätte, ohne die Fähigkeit, dessen Werth zu erkennen und zu schätzen, habe Aristophanes nur das in ihm gesehen, was auch der Pöbel in ihm sah. Sokrates verachtete ihn und seine Kunst, und Aristophanes gab ihm wieder, was er empfangen hatte. „Obgleich es aber dem komischen Schalke ganz angenehm seyn mochte, sein Müthchen bei dieser Gelegenheit an einem Manne, von dem er sich persönlich und auf der empfindlichsten Seite beleidigt hielt, kühlen zu können, war doch sein Hauptzweck keineswegs, dem Sokrates weh,

geschweige Schaden zu thun, sondern er wollte blos seinen Zuschauern in möglichst hohem Grade gefallen, sie recht oft und laut zu lachen machen und über seine Mitbewerber den Sieg davon tragen. In der Ausführung geht man bei Arbeiten dieser Art gewöhnlich immer weiter, als man gedacht hatte: ein possirlicher Einfall weckt den andern; ein satirischer Kopf braucht, um die boshaftesten Einfälle zu haben, kein böses Herz; und einem Menschen, wie Aristophanes vermuthlich war, ist genug, daß er die Meinung von Jemand hat, er verdiene eine Züchtigung, ob es mit mehr oder weniger, gelindern oder schärfern Hieben, die er ihm administrirt, so genau nicht zu nehmen." Das Endresultat, auf welches Wieland kommt, ist: „Kurz, Aristophanes sah den Sokrates aus einem schiefen Gesichtspunkt, in einem falschen Licht und dabei noch mit gelbsüchtigen Augen. Daß er ihm großes Unrecht that, ist etwas längst Ausgemachtes und liegt am Tage; daß er ihm nicht Unrecht thun wollte, noch Unrecht gethan zu haben glaubte, scheint mir nicht weniger wahr und ist wohl das Statthafteste, was zu seiner Entschuldigung geltend gemacht werden kann."

Man sieht, daß Wieland, je weiter hin, desto milder urtheilte und am Ende von seinem anfangs so harten Tadel stillschweigend Manches zurücknahm. Der Herausgeber übernahm einst gegen diesen strengen Tadel die Rechtfertigung des Aristophanes und suchte diese herzuleiten theils aus der Natur der poetischen Gattung, zu welcher des Aristophanes Komödien gehören, theils aus der Darlegung manches Anstoßes, den doch Sokrates auch müsse gegeben haben. War Wieland im Tadel, so war der Herausgeber vielleicht im Lobe zu weit gegangen, indem er an dem bewunderten Dichter gar keinen Makel wollte haften lassen.

Wieland, dem der Aufsatz mitgetheilt wurde, bemerkte dieß, hinzufügend, man erkenne hierin des Verfassers enthusiastische Jugend mit ihrem Mangel an Weltkenntniß, fand doch aber auch seinen Tadel — da er dessen Aeußerungen so nah an einander gerückt sah — von der Art, daß er, wie er sich ausdrückte, einen Denkzettel damit verdient habe. Beinah hätte er seinen Tadel abgeleugnet, da er ja im Betreff des Anstößigen von Seiten des Sokrates dasselbe behauptet habe. Ungeachtet nun in dem Aufsatz, von welchem die Rede ist, sich dieß nicht, höchstens nur eine flüchtige Hindeutung darauf fand, blieb Wieland doch bei seiner Behauptung und — hatte Recht; denn einige Zeit darauf wies ihm der Herausgeber dieses wirklich nach.

Da nun Wieland selbst sich nicht sogleich dessen, was er hierüber geschrieben, erinnerte, und es dem Herausgeber damals ebenfalls entgangen war; so steht zu vermuthen, daß auch Andere sich in demselben Falle befinden dürften. Darum stehe denn hier die Bemerkung, daß man mit dem in diesem Aufsatze Gesagten die darauf Bezug habenden Stellen in den Briefen Aristipps und der Lais vergleichen müsse, und zwar in Beziehung auf das Anstößige an Sokrates namentlich den achten Brief im zweiten Buche. (Bd. 22.)

G.

7.

Aristoteles

(Auszug aus einem Brief an einen Freund.)

Sie haben Recht, man soll von großen Männern auch dann, wenn man von ihren Fehlern spricht, mit Ehrerbietung reden, wenn es auch nur des Beispiels wegen wäre; zumal in unsern Tagen, da jedes der Schule entlaufne Bübchen sich anmaßt, über die zu urtheilen, denen es in Zeiten, wo Schamhaftigkeit noch eine Eigenschaft der Jugend war, nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hätte. Freilich sollte der Name eines Aristoteles eben so wie der Name eines Galilei, Kepler, Descartes, Newton, Leibnitz, nie ohne ein sichtbares Zeichen, daß man von der Herrlichkeit dieser so hoch über der gemeinen Menschheit daher schwebenden Geister durchdrungen sey, ausgesprochen werden. Aber gleichwohl, lieber Freund, hat auch diese moralische Pflicht, wie alle andere, ihre Grenzlinie. Am Ende sind wir doch immer — Menschen, die von — Menschen reden; und eben darum, weil das Ansehen großer Männer so viel Imposantes hat, gibt es Fälle, wo es geziemlich seyn mag, ihre Mängel und Bresten in stärkern Ausdrücken zu rügen, als man thun würde, wenn sie nur gemeine Menschen wären. Einer von diesen

Fällen — und der, wo man sich am schwersten enthalten kann, ein wenig aus dem gewöhnlichen Respect zu treten — ist wohl dieser: wenn der große Mann einen Andern, wohl gar einen Bessern, als er ist, geringschätzig von der Seite ansieht — oder: wenn er von ganzen Classen, die er recht zu kennen sich nie die Mühe gegeben, und überhaupt von Gegenständen, die ihm nur obenhin bekannt sind, in einem zu positiven und entscheidenden Ton — unrichtig urtheilt. Wenn Ihnen diese allgemeinen Sätze nicht hinreichend scheinen sollten, meine (Ihrer Empfindung nach) an dem göttlichen Aristoteles und an dem großen Le Brun begangenen Sünden [1] zu entschuldigen — so hören Sie wenigstens, was ich noch im Besondern zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe. Den Le Brun betreffend, so gesteh' ich Ihnen reumüthig, daß ich in dem Augenblick, da ich in einem etwas spöttischen Tone, wie nicht zu läugnen ist, von ihm sprach, nicht an die Galerie von Luxemburg, sondern nur an seine große spanische Perücke und seinen chamarirten Rock mit den Tressen auf allen Näthen dachte, im Gegensatz mit dem armen Teufel Le Sueur, der in einem schmutzigen halbzerrissenen Camisol, wie ein bloser *βαναυσος* [2] da sitzen und im Taglohn Nebenzimmerchen bemalen mußte und doch wenigstens ein eben so großes Genie war, als der große Le Brun. Hätte, dacht' ich, Le Brun nur die Hälfte von Apelles Großherzigkeit gehabt, unmöglich hätt' er den Geist und die Fähigkeiten dieses Mannes mißkennen oder zugeben können, daß er von Andern mißkannt würde. Dieser Gedanke, ich gesteh' es,

[1] S. vorn unter den Anekdoten aus der Kunstgeschichte

[2] Banausos nannte man den, der mit Handarbeit seinen Unterhalt erwarb, im Gegensatz besonders von dem, welcher mit freier Kunst sich beschäftigte, also von dem eigentlichen Künstler.

gab mir ein wenig Laune gegen den großen Le Brun. Nehmen Sie nun noch dazu, daß das Geschichtchen, das ich da erzählte, und wobei Sie nicht zu vergessen belieben werden, daß ich's nicht erfunden habe, an sich selbst so spöttisch ist, daß man es unmöglich in einem andern als komischen Ton erzählen kann — und sagen Sie nun, ob ich mich wirklich an den Diis Manibus des großen Mannes so sehr versündiget habe, daß ich ihnen ein Versöhnopfer schuldig seyn sollte? Was aber den göttlichen Aristoteles betrifft — so wissen Sie selbst oder wissen es vielleicht auch nicht, daß eine Zeit war, wo ich lange und viel in seinen Werken studirt und durch das heilige Dunkel, womit sie bedeckt sind, bis zu seinem Lichte durchzudringen mich bemüht habe, und daß seit dieser Zeit schwerlich Jemand lebt, der aus dem, was er davon verstanden, eine größere Meinung von dem, was ihm dunkel geblieben, gefaßt haben mag, als meine Wenigkeit. Dessenungeachtet und mit allem Respect wiederhole ich und beurkunde öffentlich mit diesem Briefe: daß ich noch immer der Meinung sey, die Art, wie der große Mann in dem achten Buch seiner Politik von der Malerei und den Malern gesprochen, sey seiner keineswegs würdig; ja, daß ich mir sogar die Ausdrücke, die ich damals gebrauchte, um eben dieß zu sagen, so hart sie Ihnen auch aufgefallen sind, zu rechtfertigen getraue, insofern Sie bedenken, daß man darum noch kein Pedant ist, wenn man gleich ein oder zwei Mal in seinem Leben oder auch wohl noch öfter wie ein Pedant von einer Sache spricht. — Damals, als ich mir dem widrigen Eindruck gemäß, den die Stelle, wovon die Rede ist, im Lesen auf mich machte, diese Ausdrücke entfallen ließ, war die Frage von etwas Anderm: und ich brach also plötzlich wieder ab. Nun aber, mein Fr., da Sie mich des

Verbrechens beschuldigen — gegen das große Gesetz des Pythagoras unehrerbietig von einem Heroen gesprochen zu haben, liegt mir ob, Ihnen meine Gründe zu sagen. Hören Sie also an und sprechen Sie dann mein Endurtheil. Setzen Sie den Fall, ein Philosoph aus den Zeiten Leo's hätte in einem moralischen Werke die Materie von dem sittlichen Werth und Einfluß einiger schönen Künste, besonders in Rücksicht auf die Jugend und deren Erziehung, berührt und hätte da, nachdem er ziemlich viel, wiewohl in sehr allgemeinen Formeln, über die Musik geschwatzt, endlich auch beiläufig der Malerei erwähnt und ungefähr auf folgenden Schlag davon gesprochen: „Der Malerei kann allenfalls einige Fähigkeit, sittliche Dinge nachzuahmen, zugestanden werden. Denn das Aeußerliche des sittlichen Menschen, Stellungen, Geberden, Mienen, sind von ihrer Competenz. Es ist aber was sehr Weniges, was sie damit ausrichten kann, und im Grunde läßt sich nicht sagen, daß man durch Formen und Farben Sitten nachahmen könne; sondern es sind höchstens nur Zeichen, und zwar zweideutige Zeichen, da das, was sie darstellen, an sich blos körperliche Affectionen sind. Indessen, sofern gleichwohl im Anschauen dieser Dinge ein Unterschied ist, ziemt sich's, daß man jungen Leuten nicht die Werke eines Galandrin,[1] sondern eines Masolino,[2] und wenn

[1] Ein mittelmäßiger Maler aus dem 15. Jahrhundert.

[2] Masolino oder Massolino da Panicale, erst Goldschmied, dann Maler. „Borghini spricht von diesem Künstler mit großem Lobe; und es ist wahr, man erkennt in seinen Gemälden, wie wichtig es im Betreff der richtigen Wirkung der Schatten und Lichter für den Maler ist, wenn er sich auf die Plastik versteht. Doch ist nicht zu leugnen, daß seine Manier viel Plumpes an sich hat; seine Figuren sind meistens kurz und stecken auf eine unbehülfliche Art in den Kleidern.“ Fiorillo I. 276. Man sieht leicht, warum Wieland diesen dem Polygnotus und Galandrin dem Pauson entgegengestellt hat.

es sonst noch unter den Malern oder Bildhauern einen oder andern gibt, der moralisch ist, anzuschauen gebe.“

Nun, bitte ich Sie, wenn ein Philosoph, der einige Jahre im Hause Leo's gelebt hätte, ein Zeitgenosse von Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian — ein Mann also, dessen Leben in die Zeit der größten Meister und der höchsten Blüthe der Kunst gefallen wäre, in diesem Tone von Malerei und Malern gesprochen hätte, was würden Sie von ihm denken? Und wenn der Mann dann gleichwohl der größte Gelehrte und der tiefste Denker seiner Zeit gewesen wäre, was würden Sie sagen? Nun lesen Sie die Stelle, wovon die Rede ist, im Original, und Sie werden finden, daß, wenn anders aus der unsäglichen Dunkelheit desselben ein Sinn herauszukriegen ist, diese Stelle in der Hauptsache gerade eben das sage, was ich meinen erdichteten Philosophen aus Leo's Zeiten sagen ließ. Die Zeit Alexanders des Großen, in welcher Aristoteles lebte, war bekanntermaßen die goldne Zeit nicht der schönen Künste überhaupt — denn Phidias, Polykletus, Alkamenes und Myron waren nicht mehr — aber der Malerei bei den Griechen. Apelles, Protogenes, Aristides, Nikomachus, Askepiodorus, lauter Meister vom ersten Range, brachten binnen 25 bis 30 Jahren diese Kunst zu der höchsten Vollkommenheit, die sie bei den Alten erreicht hat und zu erreichen fähig war. Keiner von den Vorbenannten, dem nicht der Name eines ethischen Malers so gut und besser angestanden hätte, als dem Polygnotus. Und, vom Apelles im Besondern nichts zu sagen, wer könnte diese Qualification mehr verdienen als Aristides, von welchem Plinius sagt: „er sey unter Allen der Erste gewesen, der, die Seele zu malen und die sittlichen Empfindungen und Gemüthsregungen, welche die Griechen ηϑη

nennen, auszudrücken, zu seinem Hauptzweck gemacht!"[1] Wie lächerlich also, so von der Sache zu sprechen, als ob Pauson, der ein armseliger Carricaturschmierer, und Polygnot, dessen größtes Verdienst ist, daß er der Erste oder wenigstens unter den Ersten war, welche die Malerei aus der Kindheit gezogen — als ob diese Beiden die Einzigen wären, deren Namen einem beifielen, wenn von Malerei die Rede wäre! Meine Meinung ist gar nicht, dem Polygnotus irgend eines seiner Verdienste absprechen zu wollen. Aber es bleibt doch gewiß, daß er den Ruhm, dessen er bei seinem Leben genoß, zur Hälfte der damaligen Unvollkommenheit der Kunst — und dem Werthe, den noch zu Quintilians Zeiten die Liebhaber auf seine Stücke setzten, mehr ihrem Alterthum und ihrer Seltenheit als ihrer Vollkommenheit zu danken hatte. Denn an sich selbst waren es doch, wie dieser vortreffliche Kunstrichter davon urtheilt, noch beinahe rohe Werke, die so zu sagen nur errathen ließen, was die Kunst nun bald werden würde.[2]

Und, gesetzt auch, Aristoteles hätte seine politischen Discurse geschrieben, eh' Apelles, Aristides und die Andern, die ich oben nannte, berühmt genug geworden, daß ihr Name und Werth bis zu einem Manne wie er hätte durchdringen können, wie konnten ihm Euphranor, Parrhasius, der Heroen-Maler, Timanthes, in dessen Werken man immer mehr zu denken als zu sehen fand, Pamphilus, der Stifter einer berühmten Malerschule und Lehrmeister des Apelles u. A.

[1] Aristides Thebanus omnium primus animum pinxit et sensus hominis expressit, quod Graeci vocant ἤθη. Das omnium primus soll doch wohl nur so viel sagen, daß er der erste gewesen, der sein Hauptwerk darein gesetzt; sonst sagte es unstreitig zu viel. W.

[2] Prope rudia ac velut futurae mox artis primordia. Quint. Inst. 12, 10.

unbekannt geblieben seyn, welche gewiß alle seinen Polygnotus weit hinter sich gelassen, und alle theils kurz vor seiner eignen Zeit, theils vor seiner Jugend blühten?

Was läßt sich also Anderes denken, als daß Aristoteles — Doch nein! — Lassen Sie uns dessenungeachtet nichts zum Nachtheil des großen Mannes denken! Es ist, zu allem Glück, noch ein Ausweg übrig. Diesen Augenblick erinnert mich ein guter Dämon an einen Umstand, der mir ganz aus dem Sinne gekommen war, und den man beim Lesen des Stagiriten, besonders einiger seiner Werke, worunter auch die Politica sind, nie vergessen darf. Sie wissen ja, mein Fr., die Geschichte der Aristotelischen Handschriften, wovon der größte Theil, denn er machte nur Weniges bei seinem Leben bekannt, über 130 Jahre in einem alten dumpfigen Keller den Motten, Würmern und Mäusen preisgegeben, lag, bis endlich ein gewisser Halbgelehrter, Namens Apellikon — ein großer Verehrer des Aristotelischen Namens, aber zum Unglück ein — Schöps, den so lange verborgnen Schatz von ungefähr entdeckte, die von Moder, Ungeziefern und Ratten übel zugerichteten, kaum leserlichen, an unzähligen Orten erloschenen oder durchgefressenen Handschriften ans Tageslicht hervorzog, mit unendlicher Müh' abschrieb, die Lücken ausfüllte und stopfte, so gut und womit er konnte, oder sie auch unausgefüllt ließ und die Sache Gott und des Lesers gutem Genius anheim stellte u. s. w. — und wie es also solchergestalt nicht fehlen konnte, daß, ungeachtet der späteren Bemühungen des Sophisten Tyrannion, die Werke des Aristoteles größern Theils in einem so mangelhaften, verstümmelten und vermoderten Zustande auf uns kommen mußten, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, den großen Mann wegen irgend einer Stelle, die seiner unwürdig ist, zur Rechenschaft

ziehen zu wollen. Wenn irgendwo, so ist dieß hier der Fall. Offenbar haben die Mäuse, Motten und Kellerwürmer alle Schuld; mir ist, ich sehe recht eigentlich die Verwüstung, die diese gebornen Feinde der Wissenschaften in dem ganzen Kapitel angerichtet, und die häßlichen Lücken in den Begriffen und Schlüssen, die unmöglich anders als durch ihre Zähne verursacht werden konnten. In dieser Ueberzeugung also, mein Fr., nehme ich die unziemlichen Ausdrücke reuevoll zurück, die Ihnen so hart aufs Herz gefallen waren, und unterwerfe mich jeder nicht allzustrengen Buße, die Sie mir deßwegen aufzulegen für gut finden mögen. Ehre sey dem göttlichen Aristoteles! Und übel mög' es den Motten, Mäusen und Kellerwürmern bekommen seyn, die sich nicht gescheut, den Sinn eines Mannes, der die Welt zu erleuchten gekommen war, so oft in platten und unheilbaren Unsinn zu verkehren!

Dieser Brief Wielands bezieht sich auf den Aufsatz mit der Ueberschrift: Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Ostaden. Das Weitere über Wielands Urtheil sehe man daselbst nach.

8.

Athen.

Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristophanes seine Komödien auf die Schaubühne brachte.

Um den Aristophanes völlig zu verstehen und das Vergnügen, das der größte Theil seiner Mitbürger und Zeitgenossen in seinen Stücken fanden, mit ihnen zu theilen, müßten wir mehr als zweitausend Jahre, die uns von ihm trennen, überspringen, uns gänzlich in ihre Lage, Verfassung, Polizei, Sitten und Lebensweise, in ihren Charakter, in das, was sie am meisten interessirte, in ihre Wünsche und Entwürfe, Besorgnisse und Hoffnungen, kurz in ihre ganze Art zu seyn so lebhaft hineindenken können, als sie selbst sich unmittelbar in Allem diesem fühlten; wir müßten, so zu sagen, mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören und überdieß von allen in diese Stücke verflochtenen oder darin erwähnten Personen und Sachen, bis auf die kleinsten Geschichtchen des Tages, so genau unterrichtet seyn, wie sie.

Hiebei findet freilich nur ein gewisser Grad von Annäherung, mehr oder weniger, Statt; aber eine in die möglichste Kürze zusammengezogene Darstellung der Verfassung

und Lage der Republik Athen ist auf jeden Fall nöthig, um den Zweck, die Stücke des berühmtesten Dichters der alten Komödie verständlicher und brauchbarer zu machen, wenigstens in einigem Grade zu erreichen.

1.

Innerliche Verfassung der Stadt Athen vor Solon.

Die Geschichte von Athen verliert sich, wie jede andere, wenn sie zu weit in den Nebel der Vorwelt zurückdringen will, in den Mythen ihrer Götter- und Heroenzeit. Attika zählte von Kekrops, den die Tradition zum ersten Stifter des nachmaligen Athens macht, bis zu Theseus, ihrem zweiten und eigentlichen Stifter, neun und von diesem bis zu Kodros (der sich freiwillig aufopferte, um seinen Mitbürgern in ihrem ersten Kriege mit den dorischen Lacedämoniern den Sieg zu verschaffen) sieben Könige oder erbliche Staatsvorsteher, in deren Person die oberpriesterliche Würde mit dem oberrichterlichen Amt und der Gewalt des obersten Feldherrn vereiniget war.

Die damalige Verfassung Athens, so wie aller andern gleichzeitigen griechischen Völkerschaften, war aus der monarchischen, aristokratischen und demokratischen zusammengesetzt oder vielmehr durch einen aller ursprünglichen politischen Gesellschaft natürlichen Bildungstrieb auf diese Weise organisirt. Da in diesen Zeiten noch an keine geschriebene Gesetze zu denken war, auf welche die Einrichtung der bürgerlichen Ordnung gegründet gewesen wäre; so mußte in dieser gemischten Verfassung das Uebergewicht jedesmal auf der Seite der Monarchie seyn, so oft (was damals noch ziemlich häufig

begegnete) Tapferkeit, Klugheit, Beredsamkeit und Popularität sich in der Person des Königs vereinigten und ihm also, natürlicher Weise, das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben, welches sich immer gern führen läßt, solange es gut geführt wird. In dieser Verfassung vermochte zwar der König nichts ohne den guten Willen des Volks; hatte er diesen aber einmal durch seine persönlichen Eigenschaften gewonnen, so regierte er gewissermaßen unumschränkt.

Die Würde der Könige war erblich, aber die persönlichen Vorzüge waren es nicht. Kein Wunder also, daß Völker, die ihrer Freiheit und ihrem Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nie entsagt hatten, sich von der Herrschaft des dunkeln Gefühls, wodurch sie an der Familie ihrer Regenten hingen, ziemlich leicht losrissen, sobald diese letztern nicht auch an persönlichen Vorzügen und Tugenden die Ersten unter ihrem Volke waren. Vermuthlich waren die Athener der königlichen Regierung schon lange überdrüssig, als sie nach dem Tode des Kodros die heroische Tugend dieses edelmüthigen Fürsten zum Vorwand nahmen, den Beschluß zu fassen: daß kein Sterblicher verdienen könne, der Nachfolger eines solchen Königs zu seyn, und daß künftig kein Anderer als Zeus König von Attika seyn sollte.

Indessen erfolgte — — zur Ehre des gesunden Verstandes der Athener — der Uebergang von ihrer ursprünglichen Verfassung zur Demokratie nicht anders als durch mehrere Stufen, und so, daß die mit jeder Staatsveränderung gewöhnlich verbundenen Erschütterungen, wo nicht gänzlich vermieden wurden, wenigstens nicht so zerstörend waren, als ein plötzlicher Uebergang von einem Aeußersten zum andern, vermöge der Natur der Dinge und der Menschen, seyn muß. Athen wurde nach Abschaffung der königlichen Würde durch

Archonten regiert, deren Amt während eines langen sehr dunkeln Zeitraums lebenslänglich und erblich war, aber um die Zeit der siebenten Olympiade auf zehn Jahre eingeschränkt wurde. Doch auch bei dieser Einrichtung blieb es nicht viel über 70 Jahre; denn im dritten Jahre der 24. Olympiade wurde das zehnjährige Archontat abgeschafft, und das Ansehen und die Gewalt desselben unter neun Archonten vertheilt, welche alle Jahre wieder eben so viel andern Platz machen mußten. Aber diese Archonten wurden ausschließlich aus dem Adel erwählt, d. i. aus der ansehnlichen Zahl mächtiger aristokratischen Familien, die zum Theil ihre Stammbäume bis zu den Königen der Heldenzeit hinaufführten und nach und nach Mittel gefunden hatten, den schönsten und ergiebigsten Theil von Attika zu ihrem Erbeigenthum zu machen. Der größere Theil des Volkes wurde bei allen diesen Staatsveränderungen für nichts gerechnet und gewann auch nichts dabei. Alle politische, militairische und religiöse Autorität war nach dem Zeugniß des Aristoteles in den Händen dieser edeln Ritter, denen ihre Gewohnheit, (nach Art des alten thessalischen Adels) nur zu Pferde zu streiten, eine immer siegreiche Obermacht über das schlecht bewaffnete und noch schlechter angeführte Volk gab.[1] Die Regierung zu Athen war also in diesen Zeiten eine wahre Aristokratie; und der Adel bediente sich der doppelten Gewalt, die ihm seine Reichthümer und die obrigkeitlichen Würden, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, gaben, mit so wenig Mäßigung, daß das Volk nach und nach in einen noch tiefern Grad von Armuth, Sklaverei und Elend herabgedrückt wurde, als selbst derjenige war, der in Frankreich die schrecklichste aller Revolutionen hervorgebracht hat.

[1] Gillies History of Greece, Vol. I.

In einem solchen Zustande konnte es wohl nicht anders seyn, als daß sie sich den Zustand ihrer Vorfahren unter den alten Königen in Vergleichung mit dem ihrigen als glücklich und beneidenswerth vorstellen mußten.

In dem Maße, wie ihr Haß gegen die unterdrückende Regierung einer übermüthigen, sich Alles erlaubenden Aristokratie zunahm, wurde das Verlangen, die alte Demokratie, von welcher die Tradition den Theseus selbst zum Stifter machte, wieder hergestellt zu sehen, um so lebhafter und ungeduldiger, da die mit Blut geschriebenen Gesetze des Drakon und die Oligarchie, durch welche er die aristokratische Verfassung zugleich befestigen und in Schranken halten wollte, das allgemeine Mißvergnügen uud die Mißhelligkeit zwischen dem Adel und dem Volke mehr vergrößert als gedämpft hatten. Indessen würde es doch dem letztern beinahe unmöglich gewesen seyn, seine Fesseln abzuschütteln, wenn die unter den Aristokraten selbst immer zunehmende Uneinigkeit und die gewaltsamen Ausbrüche, zu welchen es endlich zwischen den Parteien des Kylon und des Megakles gekommen war, dem sehr lebhaft daran Theil nehmenden Volke nicht Gelegenheit verschafft hätten, aus seiner langen Unthätigkeit zu erwachen und durch die Bemühungen der Parteiführer, es auf ihre Seite zu ziehen, seine eigene Stärke fühlen zu lernen.

2.

Die Demokratie Solons.

Um diese Zeit lebte zu Athen ein Mann, der sich durch seine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bei allen Parteien in großes Ansehen gesetzt und, wiewohl er, als Abkömmling aus einem ehemals königlichen Hause, von

aristokratischer Geburt war, das Zutrauen des Volks in einem so hohen Grad erworben hatte, daß bei jedem wichtigen Ereigniß, wo die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf dem Spiele lag, alle Augen auf ihn gerichtet waren. Dieser Mann, der durch Weisheit und Tugend (zwei Eigenschaften, deren Werth gewöhnlich nur anerkannt wird, wenn sie das letzte Mittel sind, das einen zu Grunde gehenden Staat retten kann) dazu bestimmt schien, eine große und heilsame Revolution in Athen zu bewirken — war Solon. Er hatte sich bereits dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Händel zwischen den Kyloniern [1] und Megakleiern, welche der ganzen Stadt verderblich werden konnten, durch sein Ansehen auf einige Zeit wenigstens beigelegt und den Megakles nebst allen Andern, die an der Ermordung der Kylonier unmittelbaren Antheil genommen, dahin gebracht hatte, sich dem Urtheilsspruch eines Gerichts von dreihundert Männern aus den Vornehmsten in Athen zu unterwerfen und demselben zufolge sich aus Attika verbannen zu lassen. Da aber die hiedurch bewirkte Ruhe von keiner Dauer war, und die immer zunehmenden Beschwerden des von den reichen und Alles vermögenden Aristokraten unterdrückten Volkes bald darauf einen neuen Aufstand im ganzen Attika verursacht

[1] Kylon, einer der mächtigsten Edeln von Athen, hatte sich mit Hülfe einer starken Partei der Alleinherrschaft (wie er beschuldigt wurde) oder vielleicht auch nur des Uebergewichts über die Partei des Megakles bemächtigen wollen und war nebst vielen seiner Verwandten und Anhängern an den Altären, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen hatten, von den Megakleiern ermordet worden. Diese Frevelthat, welche, solange sie unbestraft blieb, nach dem Glauben der Athener unaufhaltbares Verderben über sie Alle bringen mußte, hatte die Stadt in große Unruhe versetzt und endlich den Aufruhr veranlaßt von welchem hier die Rede ist.

hatten, wurde Solon im dritten Jahre der 46. Olympiade [1] zum Archon und zugleich, mit Einstimmung aller Parteien, zum Gesetzgeber erwählt und bevollmächtigt, die Republik nach seinem Gutbefinden einzurichten.

Die Geschichte hat vielleicht kein anderes Beispiel eines solchen Vertrauens eines ganzen Volkes in die Weisheit und Rechtschaffenheit eines einzelnen Privatmanns aufzuweisen. Solon zeigte sich desselben durch eine Gesetzgebung würdig, die von jeher ein Gegenstand der Bewunderung aller Verständigen gewesen und bis auf diesen Tag die Grundlage der bürgerlichen Gesetze des ganzen Europa geblieben ist.

Ein großer Theil der Gesetze Solons dauerte so lange als die Republik, welche von dieser Zeit an sich nur alsdann, wenn sie in ihrer vollen Kraft wirkten, und nur in so fern, als ihnen Folge geleistet wurde, wohl befand. Aber von der Staatsverfassung, die er den Athenern gab, kann man mit gutem Grunde sagen, daß sie nie zu wirklicher Consistenz gekommen, sondern durch entgegenwirkende Ursachen, die er weder voraussah, noch, wofern er sie vorausgesehen, zu verhindern im Stande war, in ihren wesentlichsten Theilen dergestalt verändert worden, daß das, was man von seinen Gesetzen beibehielt, den großen Zweck, auf welchen das Ganze angelegt war, unmöglich bewirken konnte.

Solon kannte die Athener und gab ihnen also gerade diejenige Verfassung, die, ohne an sich selbst die beste aller möglichen zu seyn, gerade diejenige war, welche sich am besten für ihren Charakter, ihre Lage, ihre Bedürfnisse und ihren ganzen damaligen Zustand schickte. Er wollte sich in der neuen Ordnung der Dinge so wenig als möglich von den

[1] Ungefähr 150 Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

Grundmaximen der Gerechtigkeit entfernen und dachte also nicht daran, das Volk zur Rache gegen seine bisherigen Unterdrücker zu reizen und die Aristokraten gänzlich zu berauben und zu vernichten. Er sah sehr gut, daß es auf der einen Seite weder billig noch möglich sey, dem Volke seine unläugbaren Rechte länger vorenthalten zu wollen; daß es aber auf der andern thöricht und gefährlich seyn würde, die Regierung einer Republik, deren Wohlstand so sehr von Klugheit und Mäßigung abhing, einem rohen und dabei so leichtsinnigen, raschen und wankelmüthigen Volke, wie die Athener waren, auf Gerathewohl zu überlassen. Alle diese Betrachtungen und Rücksichten also bewogen ihn, seinen Mitbürgern diese gemischte Verfassung zu geben, die bei dem Isokrates und Andern etwas uneigentlich die Demokratie des Solon heißt; eine Verfassung, worin der Antheil, den das Volk an der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verlangte und zu verlangen berechtigt war, durch das Ansehen und den Einfluß eines Senats und eines obersten Gerichtshofes, von welchem alle Plebejer ausgeschlossen waren, eingeschränkt wurde. Er glaubte für das Volk genug gethan zu haben, indem er dasselbe von dem Joche einer tyrannischen Aristokratie befreite und es gegen alle ungebührliche Bedrückungen durch die höchste Gewalt, die er den allgemeinen Volksversammlungen wieder zueignete, sicher stellte; aber er glaubte nicht weniger, daß eine bessere Erziehung und die stärkere persönliche Theilnehmung an der Erhaltung und dem Wohlstande des Staats, die mit dem Besitz eines beträchtlichen Landeigenthums nothwendig verbunden ist, dem Adel mehr Tauglichkeit zu den wichtigern Staatsbedienungen gebe, als man bei den rohen Ziegenhirten von Diakrien oder bei dem Handwerksmann zu Athen und bei den Schiffszimmerleuten,

Schmieden, Matrosen und Fischern im Piräos und an der Seeküste von Attika voraussetzen könne. Dieses Postulat leidet freilich seine Ausnahmen; und es scheint hart, daß ein Mann, der dem Vaterlande durch Rechtschaffenheit und vorzügliche Naturgaben gute Dienste zu leisten fähig wäre, blos deßwegen von den wichtigern Staatsbedienungen ausgeschlossen seyn soll, weil ihm sein Vater weniger als zweihundert attische Medimnen[1] jährliches Einkommen hinterlassen hat. Indessen lehrte die Erfahrung, daß Solon die Sache richtig gefaßt und wohl daran gethan hatte, um dieser anscheinenden Unbilligkeit willen eine politische Maxime nicht aufzugeben, die sich auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge und auf eine Art von Ungleichheit gründet, die von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich ist.

In Solons Demokratie sollte die höchste Gewalt des gesetzmäßig versammelten Volks (der Ekklesia) durch zwei

[1] Medimnen — Getreidemaß, Scheffel. Nach der Anzahl derselben, die sie von ihren Grundstücken zogen, waren die athenischen Bürger in vier Classen eingetheilt. Zur ersten gehörte, wer 500, zur zweiten, wer 300, zur dritten, wer 200 Medimnen jährliche Einkünfte hatte, zur vierten, wer weniger hatte. Die zweite Classe machten die Ritter aus, die ein Pferd stellen mußten; die der dritten Classe hießen Zeugitä, deren je zwei ein Pferd stellten; die der vierten Classe hießen Thetes, Handarbeiter, wozu die ärmere und ärmste Volksclasse gehörte. War diese Classe gleich von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen, so war doch Keinem die Aussicht darauf verschlossen; denn, was einer jetzt nicht besaß, das konnte er künftig besitzen, was er jetzt nicht war, doch in Zukunft werden. So ward auch dieser Umstand ein Sporn zu erhöhter Thätigkeit, denn der Fleiß konnte geben, was das Geburtrecht ewig versagt haben würde. Endlich aber, und dieß ist das Wichtigste: war gleich diese vierte Classe von der Regierung ausgeschlossen, so waren ihr doch ihre Rechte nicht verkürzt. Regieren können nicht Alle, sein Recht behaupten aber soll ein Jeder, und, daß dieses nicht verletzt würde, dafür hatte Solon gesorgt. G.

mächtige Gegengewichte, den Senat der Vierhundert (Bulé) und den Areopagos, auf eine Art im Zaume gehalten werden, welche, wofern es bei seiner Einrichtung geblieben wäre, wahrscheinlich die Republik Jahrhunderte lang im nöthigen Gleichgewicht erhalten und vor allen Uebeln der Demagogie, Anarchie und Tyrannei bewahrt haben würde. Denn der Senat hatte (außer andern ansehnlichen Vorzügen) allein das Recht, die große Volksgemeine zusammen zu berufen; ihm kam es zu, die Materien, die vor selbige gebracht werden sollten, vorher zu untersuchen und vorzubereiten; er hatte es in seiner Gewalt, dem Gang der Geschäfte, jenachdem er es nöthig oder zuträglich fand, eine langsamere oder schnellere Bewegung zu geben; er konnte Manches verhindern und, was er nicht gänzlich verhindern konnte, wenigstens aufhalten; überdieß hatte er noch das wichtige Vorrecht, Verordnungen machen zu dürfen, welche, ohne die Sanction des Volkes als höchsten Gesetzgebers erhalten zu haben, ein ganzes Jahr lang die völlige Kraft eines Gesetzes hatten. Der Areopagos, in welchem nur die alle Jahre wieder abgehenden Archonten Sitz und Stimme hatten,[1] war nicht nur das oberste Criminalgericht, sondern ihm war auch die Oberaufsicht über Gesetze, Religion und Sitten, ja, in Fällen, wo das Heil des Staats Gefahr lief, sogar eine Art von diktatorischer Gewalt anvertraut. Ueberdieß verbreitete noch der gemeine Volksglaube, „es hätten in uralten Zeiten Götter selbst (Poseidon und Ares) sich dem Rechtsspruch dieses ehrwürdigen Gerichtshofes unterworfen," eine gewisse Heiligkeit über denselben, deren Erhaltung in einem populären Staat nichts weniger als gleichgültig war.

[1] Insofern sie nämlich nach abgelegter Rechenschaft von ihrer Amtsverwaltung dieser Ehre nicht vom Volk unwürdig erklärt wurden.

Diese beiden höchsten Collegien konnten, wie gesagt, nach Solons Anordnung nur mit Personen aus den drei ersten Classen besetzt werden und machten in dieser Rücksicht den aristokratischen Theil seiner Konstitution aus. Die vierte Classe, die (im Durchschnitt genommen) aus Menschen ohne Erziehung und Vermögen bestand, war überhaupt von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen und hatte sich dieß auch anfangs ganz gerne gefallen lassen. Sie sahen wohl ein, daß sie dadurch nur einer Last, deren sie nicht gewachsen waren, überhoben wurden, und daß Staatsbedienungen, die nicht nur mit keiner Besoldung, sondern zum Theil noch mit beträchtlichen Ausgaben verbunden waren, sich auf keine Weise für Handwerksleute und Taglöhner schickten, die alle ihre Zeit und Kräfte auf Erwerbung des Nothdürftigen für sich und die Ihrigen zu verwenden hatten. Begüterte Bürger rechneten sich's zur Pflicht, ihre Muße dem Vaterlande zu widmen und Aemter auf sich zu nehmen, die im eigentlichsten Verstande bloße Ehrenstellen waren; dem gemeinen Mann hingegen, der für die Besuchung der sogenannten Ekklesia damals noch nicht bezahlt wurde, war es nützlich, nur bei wichtigern Gelegenheiten von seinen eigenen Geschäften abgerufen zu werden. Er konnte die Vollziehung der Gesetze, die Polizei, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staats und alles Andere, was der öffentliche Dienst erforderte, um so ruhiger in den Händen seiner reichern Mitbürger lassen, da diese ihm alle Jahre Rechenschaft von ihrem Haushalten ablegen mußten, und überhaupt die ganze Solonische Demokratie so organisirt war, daß das Volk, sofern und solang es seine Rechte nicht selbst aufgab, von dem Ehrgeiz seiner Edeln wenig zu besorgen hatte.

Solon scheint bei seiner ganzen Einrichtung auf die Fortdauer der Umstände, worin die Republik sich damals befand, und überhaupt mehr auf das gerechnet zu haben, wozu sie durch die physische Beschaffenheit ihres Bodens, ihre Lage am Meer und ihre natürlichen Verhältnisse gegen die übrigen griechischen Freistaaten bestimmt zu seyn schien, als auf das, was sie unter Voraussetzungen und Bedingungen, wovon er sich wenig träumen ließ, zufälliger Weise in der Folge werden könnte. Seine Absicht ging darauf, Athen in eine Verfassung zu setzen, worin es vielmehr sich selbst in einem glücklichen Mittelstand zu erhalten im Stande wäre, als nach Eroberungen und hohen Dingen zu trachten versucht würde; mehr darauf, daß es seine Unabhängigkeit und den ansehnlichen Rang, den es immer unter den griechischen Städten eingenommen hatte, behaupten könnte, als daß es sich des Primats und einer Hegemonie gelüsten lasse, die im Grunde nur ein milder Name für eine verhaßte Oberherrschaft war, zu welcher kein einzelner Staat in Hellas berechtigt seyn konnte, und welche in der Folge, als Sparta, Athen und Thebä sich wechselsweise derselben anmaßten, jedem einzelnen und endlich allen verderblich wurde.

Da der Boden von Attika größtentheils wenig fruchtbar war und selbst bei der höchsten Cultur nicht hinreichte, ein zahlreiches Volk zu nähren, so richtete Solon sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf, daß er seine Mitbürger dahin zu bringen suchte, sich nicht bloß auf die Benutzung ihres Landeigenthums einzuschränken, sondern auch von ihrer so bequemen Lage zum Seehandel und von ihren vorzüglichen Fähigkeiten zu allen Arten von Künsten und Handarbeiten die möglichsten Vortheile zu ziehen. Athen, durch den kleinen Umfang seines Gebiets und seinen dürren, steinigen und

salzigen Boden zu ewiger Armuth verdammt, konnte nur durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß, durch Manufacturen, Schifffahrt und ausgebreiteten Handel reich, blühend und mächtig werden. Aber eben dieß, was er sich als eine der wohlthätigsten Früchte seiner Gesetzgebung versprach, würde unfehlbar das Volk in dem Maße, wie es auf diesem Wege mit Ueberfluß, Reichthum und Luxus bekannt worden wäre, angereizt haben, die Schranken, die er ihm gesetzt hatte, zu überspringen und, mit bürgerlicher Gleichheit nicht zufrieden, auch diese politische Gleichheit aller Volksclassen zu fordern, welche er der Republik aus guten Gründen nicht für zuträglich hielt. In dieser Rücksicht kann man also sagen, daß der glückliche Ausgang des berühmten medischen (oder persischen) Krieges die auf ihn erfolgten großen Veränderungen in der innern Verfassung von Athen nur beschleunigt habe, weil sie höchst wahrscheinlich auch unter dem Einfluß eines ununterbrochenen Friedens zwar langsamer, aber eben so gewiß erfolgt seyn würden. Eine ewig unwandelbare Staatsverfassung ist ein Hirngespinnst. Solon that ohne Zweifel das Beste, was er unter den gegebenen Bedingungen konnte; aber es war nicht schwer, voraus zu sehen, daß eine Demokratie, worin der Adel so viel Uebergewicht hatte, sich bald genug entweder in Alleinherrschaft eines Einzigen oder in eine völlige Volksregierung oder Laokratie umwandeln würde. Das Erste erfolgte noch bei Solons Lebzeiten, indem Pisistratos, eines von den Häuptern der drei Faktionen, welche die Republik noch immer im Schwanken erhielten, der in seiner Person alle Eigenschaften und Talente, wodurch man das Vertrauen des Volkes gewinnen und sich zum Meister der Herzen machen kann, vereinigte, in der Popularität Mittel gefunden hatte, sich der Akropolis von Athen und mit ihr der

eigenmächtigen Alleinherrschaft (Tyrannie) zu bemächtigen, die er nach einer nicht ununterbrochenen, aber überhaupt sehr klugen, gemäßigten und glücklichen Regierung von 32 Jahren seinen Söhnen Hipparchos und Hippias so ruhig als ein väterliches Erbgut hinterließ. Jeder rechtmäßige Fürst, der so regierte, wie Pisistratos und Hipparchos, würde von seinem Volk angebetet werden; aber die Athener — wiewohl sie sich von dieser Zeit an fast immer von irgend einem einzelnen Demagogen bald längere bald kürzere Zeit regieren ließen, wollten von Niemand eigenmächtig und wider ihren Willen regiert seyn. Die sogenannte Tyrannie der Pisistratiden, die dem Adel noch verhaßter war als dem gemeinen Volke, endigte sich also damit, daß Hipparchos von Harmodios und Aristogeiton ermordet, und Hippias einige Jahre darauf von Klisthenes, dem Sohn Alkmäons, aus einem der mächtigsten unter den edeln Geschlechtern, mit Hülfe der Spartaner aus Attika vertrieben, die Tyrannie abgeschafft, und die vorige Demokratie wieder hergestellt wurde.

Bei dieser abermaligen Revolution blieb zwar das Wesentlichste der Solonischen Demokratie noch unberührt; jedoch erlitt sie unter der Staatsverwaltung des Demagogen Klisthenes einige Abänderungen, deren natürliche Folgen die Grundfeste derselben untergruben und in Verbindung mit andern zufälligen Ursachen nach und nach eine neue Ordnung der Dinge herbeiführten. Die tyrannische Regierung des durch die Ermordung seines Bruders erbitterten Hippias und die Unruhen, die auf die Verjagung des Tyrannen und seiner Anhänger folgten, und vornehmlich (wie es scheint) die Absicht des Klisthenes, sich gegen seinen Antagonisten Isagoras und die mißvergnügten Aristokraten eine mächtige Partei zu machen, hatte ihn bewogen, eine sehr ungleichartige Menge von Fremden

und andern, des athenischen Bürgerrechts nach Solons Gesetzen unfähigen Menschen zu demselben zuzulassen. Die Bevölkerung von Athen nahm dadurch in Kurzem so sehr zu, daß die vier Zünfte, in welche Solon die Bürger eingetheilt hatte, mit sechs neuen vermehrt werden mußten; und aus eben derselben Ursache wurde auch der Senat von vierhundert Männern auf fünfhundert gesetzt, indem jede der zehn Zünfte das Recht erhielt, jährlich 50 Bürger aus ihrem Mittel durchs Loos in den Senat zu erwählen und der Reihe nach vermittelst dieser ihrer Repräsentanten 35 Tage lang das Präsidium in demselben zu führen. Auch der Ostrakismos, der dem versammelten Volke das Recht gab, jeden Bürger, wie groß auch sein Ansehen und seine Verdienste seyn möchten, ohne Angabe oder Erweis eines Verbrechens auf zehen Jahre aus Attika zu verweisen, war eine Erfindung dieses Demagogen, der, um das Volk mit seinem guten Willen zu beherrschen, kein Bedenken trug, das Interesse der aristokratischen Classe, in welcher er geboren war, und das Beste der Republik selbst aufzuopfern und einem Pöbel das Uebergewicht im Staate zu verschaffen, der zwar vielleicht an Genialität, Witz, Lebhaftigkeit des Geistes und selbst an feinem Gefühl, Mäßigung und Edelmüthigkeit nie seines Gleichen hatte, aber doch in Allem, was das Wesen des Pöbels ausmacht, so gut Pöbel war als jeder andere.

Nachdem das gemeine Volk zu Athen, welches um diese Zeit vielleicht zur Hälfte aus ehemaligen Ausländern, Bastarden von fremden Müttern und freigelassenen Sklaven bestand, einmal so viel erhalten hatte; so war nichts natürlicher, als daß es seine Wünsche und Forderungen immer weiter ausdehnte und auch die noch immer bestehende Solonische Classification und das Gesetz, welches die Theten, d. i.

die Bürger von der untersten Classe, von den höhern Magistraturen ausschloß, immer ungeduldiger ertrug. Indessen blieb es dessenungeachtet noch über dreißig Jahre bei der bisherigen Observanz. Als aber die Gefahren des medischen Krieges, der die Republik an den Rand des Untergangs gebracht hatte, glücklich überstanden waren, und die Siege bei Marathon, Artemisium, Salamis, Platäa und Mykale den Muth und Stolz der untersten, aber zahlreichsten Bürgerclasse, durch deren Tapferkeit sie gewonnen worden waren, noch mehr erhöht hatten;[1] so war es nicht länger möglich, die immer lauter werdenden Forderungen des Volks anders als durch Nachgiebigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Adel lief bei einer längern Widersetzlichkeit Gefahr, gänzlich unterdrückt zu werden; und Aristides selbst, dessen Anhänglichkeit an die Solonische Verfassung der Republik bekannt war, veranlaßte das neue Gesetz, wodurch auf immer festgesetzt wurde, daß keine Classe von Bürgern von der Staatsverwaltung ausgeschlossen seyn, und die Archonten aus allen Athenern erwählt werden sollten.

Von dem Tage, da die Athener dieses Gesetz zur Grundlage ihrer Constitution machten, datirt nun diese gänzliche unbeschränkte Volksregierung, welche Herodot (der sie entstehen sah) und einige Neuere mit ihm als die Quelle aller der glänzenden Vorzüge, wodurch sich Athen über alle Städte der ältern und neuern Welt erhoben hat, betrachten; diese Demokratie, welche allerdings in ihren ersten Jahren durch den Drang der Zeitumstände und den Wetteifer eines Themistokles, Aristides, Kimon und Perikles eine ungewöhnliche Energie äußerte und durch den glücklichen Zufall, daß sich

[1] Gillies History of Greece, Vol. II. p. 153 der Basler Ausgabe.

um eben diese Zeit so viele Männer von Genie, Talenten und Verdiensten aller Art in Athen beisammen fanden, die schönste Epoche der Musenkünste, der bildenden Kunst, der Beredsamkeit und der Philosophie in dem engen Cirkel ihrer eigentlichen Dauer einschloß, aber wofern man ihr auch zum Verdienst anrechnen wollte, diese goldne Zeit der Humanisirung, Aufklärung und Verschönerung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens begünstiget zu haben, dennoch unstreitig, indem sie die von Solon mit großer architektonischer Kunst aufgeführte Staatsverfassung aus ihren Angeln hob, den Verlust der Freiheit und den tiefen Fall der Republik von einer momentanen Höhe, worauf sie sich nicht erhalten konnte, beschleunigte.

Wiewohl man mit Grunde sagen kann, daß die Macht und der Wohlstand oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht sowohl von der Form ihrer Regierung als von der Beschaffenheit der Menschen, welche regieren, und derer, welche regiert werden, abhange; so ist doch die Demokratie eben darum die schlechteste aller Regierungsarten, weil sie, um zweckmäßig bestehen zu können, sowohl bei denen, welche regieren, als welche regiert werden sollen, einen so hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährender Selbstverleugnung, kurz, von Weisheit und Tugend voraussetzt, als man (Augenblicke von Enthusiasmus in außerordentlichen Fällen abgerechnet) von den Menschen, wie sie sind, und wahrscheinlich immer seyn werden, nicht erwarten kann. Nicht nur der höchste Grad von politischer, sondern selbst von moralischer Tugend müßte das belebende Princip einer Demokratie seyn, wenn sie, ich will nicht sagen in Gestalt eines blühenden und mächtigen Staats, sondern nur in einem Zustande von Unabhängigkeit

und Lebensgenuß sich lange sollte erhalten können. Eine Staatsverfassung, deren Dauer von einer moralisch unmöglichen Voraussetzung abhängt, ist ganz gewiß die schlechteste unter allen; und wenn J. J. Rousseau jemals eine Wahrheit gesagt hat, so war es, da er behauptete, „daß eine Demokratie lauter Götter zu Bürgern haben müßte."

Die Demokratie, wie jeder andere Staat, besteht aus Menschen, welche regieren, und welche regiert werden sollen; aber das Eigene in ihr ist, daß die Regierenden zugleich die Regierten, die Regierten hingegen der Souverain selbst sind. Der Regent eines vielköpfigen, übelgezogenen, leichtsinnigen, raschen, seinen Launen, Einfällen und Leidenschaften mit Hitze sich überlassenden Souverains wird unfehlbar nur sehr kurze Zeit oder sehr schlecht regieren; und ein Souverain, der seinen Regenten alle Augenblicke ostrakisiren oder zum Schierlingsbecher verurtheilen kann, wird gewiß ein schlechter Unterthan seyn. Natürlicher Weise verführt, betrügt, besticht und verderbt also in einem solchen Staate der Regierer immer den Regierten, und der Regierte den Regierer wechselsweise. Das Volk, das sich seiner Souverainetät bewußt ist, will immer geschmeichelt und gehätschelt[1] seyn; wer ihm am besten nach dem Munde zu reden weiß, ihm immer was Angenehmes vorlügt, sich zum gefälligsten und brauchbarsten Werkzeug seiner Leidenschaften macht, den unbeschränktesten Eifer für sein Bestes heuchelt, seine Phantasie am lebhaftesten zu unterhalten, seine Lieblingsneigungen am geschicktesten zu erregen, zu lenken und, wo nicht wirklich zu befriedigen,

[1] Herr Adelung sagt: dieses Wort, welches liebkosend streicheln bedeute, sey nur im Oberdeutschen üblich. Wir wollen es also, wenn es der Majorität beliebt, auch im Hochdeutschen üblich machen; denn warum sollen wir unsre reiche Sprache muthwilliger Weise arm machen und mit zwei Worten sagen, was wir mit einem besser sagen können.

wenigstens mit süßen Hoffnungen zu berauschen weiß, der ist sein Mann, sein Günstling, sein Abgott; dem schenkt es sein ganzes Vertrauen, von dem läßt es sich Alles gefallen, der kann ihm Alles weiß machen und es an der Nase führen, wohin er will; kurz, der ist (so lang es dauert) sein wahrer Herr und Meister und regiert, wenn er das Genie und die Talente eines Perikles hat, unumschränkter und ruhiger von der Redecanzel herab als irgend ein morgenländischer Despot auf dem Throne seiner Väter. Wie könnte man nun erwarten, daß in einer Demokratie, wo das Volk als der höchste Gewalthaber so beschaffen ist, die rechtschaffensten und edelgesinntesten Bürger — d. i. Männer, die zwischen dem, was dem Volke wahrhaft nützlich ist, und dem, was seinen Neigungen schmeichelt, einen großen Unterschied machen und das gemeine Beste ihrem Privatvortheil vorziehen, sich lange in der Gunst dieses Volks sollten erhalten können? Wie sollte es zugehen, daß ein Aristides nicht früher oder später einem Themistokles, ein Kimon einem Perikles, ein Nikias einem Alcibiades Platz machen müßte? Was ist begreiflicher, als daß ein Mann wie Sokrates, wiewohl unleugbar der Weiseste und Tugendhafteste seiner Zeit und also gerade der Mann, der am besten zum Vorsteher einer von ihrem Princip wirklich beseelten Demokratie taugt, gar nicht in derselben aufkommen kann? Und was kann man hingegen gewisser erwarten, als daß endlich — zumal wenn das Volk noch immer eine Art von Erbadel in seiner Mitte hat, dem es keine große Anmuthung zur populären Regierung zutrauen kann — die Staatsverwaltung und die wichtigsten Magistraturen mit Vorbeigehung der Würdigsten in die Hände schlechter Menschen ohne Erziehung, ohne Kopf, ohne Kenntnisse und ohne Moralität gerathen müssen, die ihre Gunst bei dem Volk

bloß jenen zweideutigen Talenten und niedrigen Kunstgriffen zu danken haben, wodurch es oft den verächtlichsten Wichten gelingt, sich bei einem vielköpfigen Souverain, so gut als bei denen, die nur einen (und oft ziemlich leeren) Kopf haben, wichtig zu machen?

Dieß war es denn auch, was in der neuen Demokratie zu Athen erfolgte, nachdem der medische Krieg auf eine für die Griechen überhaupt und für Athen insbesondere so glorreiche Art geendigt, und die noch immer ansehnliche und überwiegende aristokratische Partei theils durch die Verbannung des Themistokles und die Ostrakisirung Kimons, theils durch die glänzenden Vorzüge und Talente des berühmten Demagogen Perikles vollends in die Luft gesprengt worden war.

Dieser letzte, wiewohl seiner Geburt und Erziehung sowohl als seines Reichthums wegen unter den Edeln Athens der ersten einer, hatte gar bald eingesehen, daß er sich, um Alles in der Republik zu vermögen, an die Spitze der demokratischen Partei stellen und die höchste Gewalt des Volks um so eifriger geltend machen müsse, da er sicher war, daß er sie dadurch in seine eigene Hände spielte. Denn die Republik, welche vor Kurzem durch die Klugheit und das einnehmende Betragen ihrer Generale, Aristides und Kimon, die Spartaner von der Hegemonie[1] der verbündeten griechischen Republiken auf dem festen Lande und den Inseln verdrängt hatte und überdieß durch ihre große Seemacht, ihren blühenden Handel und täglich wachsenden Reichthum sich zu

[1] So nannten die Griechen den Primat unter den griechischen Freistaaten, der ungefähr mit eben derselben Autorität über sie verbunden war, welche Agamemnon in der Ilias über die mit ihm vereinigten Fürsten oder Heerführer der freien griechischen Völkerschaften ausübt.

gleicher Zeit zu den größten Hoffnungen berechtigt und der ungeduldigsten Eifersucht der Peloponnesier und Böotier ausgesetzt sah — die Republik, sage ich, bedurfte unter diesen Umständen eines Mannes von großem Geist, der mit einem festen Charakter alle Geschicklichkeit, Kenntnisse und Klugheit eines vollkommnen Staatsmannes in sich vereinigte; und wo hätte das athenische Volk, das dieses Bedürfniß fühlte, nachdem es sich von Perikles zu Verbannung des so sehr um den Staat verdienten Kimon hatte verleiten lassen, einen Anderen gefunden, der diesem neuen Pisistratos den Vorzug in allen diesen Eigenschaften hätte streitig machen können? Aber, um sich in dem Posten eines Alles vermögenden obersten Ministers und Feldherrn der Republik lebenslänglich zu erhalten, war es noch nicht genug, sich dem Volke nothwendig gemacht zu haben; er mußte sich demselben auch angenehm machen und sich um seine Mitbürger eine Art von Verdiensten erwerben, deren Nutzen, so viel möglich, jeder Einzelne unmittelbar fühlte und genösse. Daher alle die neuen Einrichtungen zu Gunsten des gemeinen Mannes, wodurch Athen von dem, was ehmals Sitte und Herkommens war, sich immer weiter entfernte. Das alte echt republikanische Gesetz, vermöge dessen jeder Bürger dem Vaterlande in Krieg und Frieden unentgeldlich diente, wurde durch ein neues abgeschafft, das den veränderten Zeiten angemessener schien. Nicht nur die in die Dienste der Republik genommenen fremden Truppen, sondern auch die Bürger von Athen erhielten einen ordentlichen Sold, es wäre denn, daß sie demselben freiwillig entsagten; daher die Ritter in dem Aristophanischen Stücke dieses Namens sich's zum Verdienst anrechnen, daß sie ohne Sold gegen die Peloponnesier gedient hätten, und dafür, halb im Scherz und halb im Ernst, keine andere Belohnung verlangen, als

daß man es ihnen nicht gleich für einen Mangel an Popularität ausdeuten möchte, wenn sie nach wieder hergestelltem Frieden immer ordentlich gewaschen und gekämmt im Publicum erscheinen würden. Perikles ging noch weiter. Er verschaffte auch den Richtern in den verschiedenen größern und kleinern Tribunalen eine Art von Tagelohn, der anfangs nur in einem Obolos für jedes Urtheil bestand, hernach auf zwei und endlich von dem Demagogen Kleon auf drei Obolen erhöht wurde; eine Einrichtung, welche natürlicher Weise den doppelten Nachtheil zur Folge hatte, daß das Richteramt nach und nach sein Ansehen verlor, und daß die Athener von einem Dämon der Proceßsucht und Chicane besessen wurden, der das häusliche Glück der Familien störte und nicht wenig beitrug, den ehemals so edeln und liebenswürdigen Charakter dieses Volks zu verderben. Nachdem einmal den Richtern, deren Anzahl, seit Einführung der neuen Demokratie, sich bis auf 6000 vermehrt hatte, eine Entschädigung für ihren Zeitverlust zuerkannt worden war, fand man billig, diese Entschädigung auch auf die großen Volksversammlungen auszudehnen, welchen aus verschiedenen Ursachen außer den Magistratspersonen und Volksrednern oft nur das gemeinste Volk, um einen Obolos zu gewinnen, beiwohnte; denn für die Bürger, die ihre Zeit nützlicher oder angenehmer anwenden konnten, war der Obolos, der nach unserm Gelde etwa 10 Pfennige betragen mochte, [1] keine mächtige Lockspeise einer oft sehr tumultuarischen Versammlung, in welcher der eigentliche Pöbel, als die große Majorität, doch immer den Ausschlag gab, oder vielmehr nach dem Sinne des Demagogen votirte, der am meisten bei ihm galt oder

[1] Gleichwohl war ein Obolos gerade so viel, als ein frugaler Mann damals zu seiner Subsistenz täglich brauchte.

am lautesten und unverschämtesten schrie oder auf etwas antrug, das den Launen und Lieblingsträumen des Volks am meisten schmeichelte.

Der Senat, das eine der beiden Bollwerke, welche Solon aufgeführt hatte, um die Demokratie gehörig einzuschränken, war dadurch, daß nunmehr jeder Bürger, wie wenig er auch durch Erziehung, Einsichten und Verdienste dazu qualificirt seyn mochte, in denselben erwählt werden konnte, seines ehemaligen Ansehens beraubt und so weit unter das, was er seyn sollte, gesunken, daß es kein Wunder ist, wenn er sein ehemaliges Ansehen nach und nach verlor und sich endlich zu einem bloßen Werkzeuge der Demagogen, von welchen das Volk sich regieren ließ, herabgewürdigt fand. Perikles, der außer dem souverainen Volk, dessen Gewalt die seinige war, von Niemand controlirt seyn wollte, hatte also nur noch die Autorität des Areopagos zu fürchten: und auch diese wußte er durch die Bemühungen des Volksredners Ephialtes (der ihm gänzlich ergeben war, und dessen er sich zu allen, dem Adel und den Reichen verhaßten Maßnehmungen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte) dergestalt zu entkräften, daß dieses ehemals so ehrwürdige Tribunal mit allen den übrigen nicht nur in die gleiche Linie gestellt, sondern auch der ihm zukommenden Oberaufsicht über die Religion und die Gesetze und die obrigkeitlichen Personen beraubt wurde; als welche er dem populären Gerichtshofe, Heliäa und dem Collegium der Nomophylakes (νομοφυλακες, Gesetzwächter) übertragen ließ, die vom Volk aus seinem Mittel erwählt wurden und nach Willkür wieder entlassen werden konnten.

Von dieser Zeit an, da unter der Staatsverwaltung des Perikles alle Ueberbleibsel der Aristokratie vernichtet, und alle

Gewalten des Staats dem Volk gänzlich überlassen waren, ließen sich die Athener bis zu dem unglücklichen Ausgang ihrer sicilischen Expedition (in der 92sten Olympiade) von verschiedenen Demagogen regieren, welche, da sie weder die Talente, noch die Mäßigung, noch das Glück des Perikles hatten, binnen den fünf und zwanzig Jahren, die vom Tode des letztern bis zum Ende des peloponnesischen Krieges verflossen, Mittel und Wege fanden, die Republik von dem Gipfel der Macht und des Glücks, auf welchen dieser große Mann sie erhoben hatte, so tief herunter zu stürzen, daß sie sich nie wieder völlig erholen konnte und endlich nach einer Menge abwechselnder Katastrophen ihre Unabhängigkeit gänzlich verlor und eine Macht unter den andern Mächten zu seyn aufhörte.

Unter diesen Demagogen spielte keiner eine größere Rolle als Kleon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von der Natur mit den Gaben, womit man in einem populären Staat bedeutend werden kann, reichlich ausgerüstet, der durch den Lederhandel einiges Vermögen erworben und um die Zeit, da der Krieg mit den Peloponnesern ausbrach, sich des Vortheils, den ihm die Umstände, die Unzufriedenheit des Volks und das gesunkne Ansehen des Perikles über den letztern gab, mit so viel Schlauheit und Geschwindigkeit zu bedienen wußte, daß er in kurzer Zeit ein wichtiger Mann in der Republik wurde und, indem er sowohl durch die gewöhnlichen demagogischen Künste, als durch den Eifer, womit er sich für das gemeine Wesen zu verwenden schien, die Gunst des Volkes eroberte, diese zum Mittel zu machen wußte, seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht und Geiz, einige Jahre lang auf Kosten seiner Mitbürger zu befriedigen.

Dieser Kleon ist unter Allen, auf welche Aristophanes seine Pfeile verschießt, derjenige, den er am hartnäckigsten verfolgt, und dessen er selbst in dem Zeitpunkt, da dieser Demagog sich allen seinen Mitbürgern furchtbar gemacht hatte, so wenig schonte, daß er ihn unmittelbar nach einer glücklich ausgeführten Expedition zum Gegenstand eines eigenen gegen ihn geschriebenen Stückes machte, worin die Satire über das Volk selbst und über seinen Günstling auf einen Grad der Freiheit und Bitterkeit getrieben ist, der allen Glauben übersteigt und uns einen sonderbaren Begriff von dem Charakter eines souverainen Volkes gibt, welches leichtsinnig genug war, öffentlich über sich selbst zu lachen, und großherzig genug, daß ein so zügelloses politisches Possenspiel weder dem Dichter noch dem mißhandelten Demagogen Nachtheil brachte.

9.

Athenische Nußkrämerinnen.

(Ueber eine Anekdote, den Theophrast betreffend.)

In einem Aufsatze, worin gelegenheitlich unsern Schönen der nicht allzuhöfliche Vorwurf gemacht wurde, daß sie es nicht für Schande hielten, keine Zeile ihrer eigenen Muttersprache richtig zu buchstabiren und mit Verstand zusammensetzen zu können, stand unmittelbar darauf folgende Stelle: „In Athen war es wohl übertrieben, wenn jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts convulsivische Bewegungen machte, sobald ein Wort des attischen Dialekts von einem Fremden unrichtig gedehnt oder falsch ausgesprochen wurde. Allein u. s. w."

Aus dieser Art sich auszudrücken schließe ich (und vermuthlich muß jeder Leser so schließen), daß der Ungenannte sich hier auf eine Thatsache berufe. Denn, wenn es nicht seine historische Richtigkeit damit hätte, daß jede Nußkrämerin und Näscherin des Markts in Athen convulsivische Bewegungen gemacht hätte, sobald ein Fremder ein Wort des attischen Dialekts mit einem falschen Accent in ihrer Gegenwart ausgesprochen, mit welchem Grunde hätte der Ungenannte sagen können, daß dieß übertrieben gewesen sey?

In der That, gesetzt auch, daß man der Schärfe nach eine so ungemein zarte und reizbare Organisation der athenischen Nußkrämerinnen nicht eben übertrieben nennen könnte, so wird doch ein Jeder gerne gestehen, daß es eine sehr außerordentliche und wunderbare Eigenschaft der besagten Nußkrämerinnen gewesen wäre. Convulsivische Bewegungen machen, wenn ein Fremder einen falschen Accent auf ein Wort legt oder einen Vocal zu hell oder zu dunkel, zu kurz oder zu lang ausspricht u. dgl., ist kaum weniger außer dem ordentlichen Lauf der Natur, als sein Wasser nicht halten können, wenn man den Dudelsack blasen hört, oder vor einer Kreuzspinne in Ohnmacht fallen.

Es ist sehr möglich, daß mir in einer ziemlich langen Bekanntschaft mit den Alten der Autor und die Stelle entwischt seyn kann, womit der Ungenannte vermuthlich die historische Wahrheit eines so seltsamen Phänomens zu erweisen im Stande ist. Indessen wäre doch keine Unmöglichkeit, daß ihm sein Gedächtniß — und noch eine andere bekannte Ursache, weßwegen fast alle Erzählungen in jedem Munde, durch den sie gehen, einen Zusatz erhalten — wider Wissen und Willen einen kleinen Streich gespielt hätte, und daß er, wenn er seinen Beweis vor Gericht stellen müßte, am Ende doch wohl kein gültigeres Zeugniß anzuführen hätte, als die Stellen in Cicero's Buche de claris Oratoribus (c. 46.), wo dieser aus Gelegenheit des zwar sehr empfindbaren, aber doch unerklärbaren Dinges, das er die Farbe der Urbanität nennt, die Bemerkung macht: daß dieß quiddam urbanius, welches die eigentlichen Römer von römischsprechenden Ausbürgern unterscheide, nicht nur an den Rednern, sondern überhaupt im gemeinen Leben merklich sey. Cicero erläutert dieses durch ein Beispiel, das uns jetzt nicht mehr so

verständlich ist als dem Brutus, mit dem er sprach, und fügt dann hinzu: ut ego jam non mirer illud Theophrasto accidisse, quod dicitur: cum percunctaretur ex anicula quadam quanti aliquid venderet, et respondisset illa atque addidisset, hospes, non pote minoris: tulisse illum moleste, se non effugere hospitis speciem, cum aetatem ageret Athenis, optimeque loqueretur. — Die Anekdote läuft darauf hinaus: Theophrast habe einst eine alte Höckerfrau zu Athen (denn so etwas scheint wohl die Anicula gewesen zu seyn) gefragt, wie theuer sie ihre Waare gebe; die Frau, die ihn nicht gekannt und ihn, seinem Accent nach, für einen Fremden gehalten, habe ihn in ihrer Antwort nach damaliger Gewohnheit Fremdling geheißen, und Theophrast (der wirklich ein Erosier, aus der Insel Lesbos war) habe sich nicht wenig darüber geärgert, daß er sein ganzes Leben zu Athen zugebracht haben, für einen der beredtesten Männer seiner Zeit gehalten werden und es doch in der Eleganz der attischen Mundart nicht weiter gebracht haben sollte, als nur den Mund aufzuthun, um von einer alten Höckerfrau für einen Ausbürger erkannt zu werden.

Herr Rollin, dem durch eine ganz natürliche Association bei dieser Anekdote seine Parisischen Poissardes einfallen möchten, hat nicht Unrecht, wenn er mit einer Art von Erstaunen ausruft: Quel goût il y avoit à Athènes jusque dans le plus petit peuple! Das Geschichtchen ist artig genug; und doch scheint auch Cicero es nicht ganz richtig erzählt zu haben. Denn aus dem Quintilian, der dessen auch Erwähnung thut (L. VIII. c. 1.) ist zu ersehen, daß der Grund, warum die alte Höckin entdeckte, daß Theophrast kein geborner Athener sey, nicht sowohl in der außerordentlichen Zartheit ihres Ohrs, als in Theophrasts Affectation,

recht rein attisch zu sprechen, lag. Denn, da sie (vermuthlich von ihm selbst) gefragt wurde, woran sie denn merken könne, daß er fremd sey? antwortete sie: an nichts Anderm, als daß er gar zu attisch spreche, quod nimium attice loqueretur. Gerade das Bestreben, den attischen Accent, der ihm nicht natürlich war, zu treffen, verrieth ihn.

Doch, wieder auf unsern Unbekannten zu kommen, wird es wohl erlaubt seyn zu fragen: wie aus der Anicula quadam eine Nußkrämerin oder Näscherin des Marktes geworden sey? Es konnte ja eben so wohl eine Trödlerin, ein Kräuterweib, eine Fisch- oder Käsekrämerin gewesen seyn? — und warum jede Nußkrämerin? Woher die convulsivischen Bewegungen, welche die armen Nußkrämerinnen über den falschen Accent des Fremden gemacht haben sollen? Und auf welchem Grunde beruht also der Vorwurf einer übertriebnen Verzärtelung der Nußkrämerinnen zu Athen in Rücksicht auf den attischen Dialekt? Es ist am Ende nur eine Kleinigkeit — ganz gewiß; aber es wäre doch zu wünschen, daß diese flüchtige und unzuverlässige Art, Gebrauch von Anekdoten oder historischen Zügen aus alten Schriftstellern zu machen, nicht (wie wir aus manchen Beispielen zeigen könnten) auch bei uns immer stärker einrisse. An französischen Schriftstellern von einem gewissen Schlage, selbst an einigen der besten, ist man sie zwar schon lange gewohnt. — Aber ich sehe nicht, was wir dabei gewinnen werden, wenn wir es ihnen in dieser witzig seyn sollenden Art zu bavardiren gleich oder noch zuvor thun lernten.

10.

Augustus.

Charakteristik desselben

s. in Horazens Briefen, übersetzt von Wieland, Band 2. S. 7. fgg.

Anmerkungen.

Die Bunkliade.

Johann Bunkels Leben, Bemerkungen, Meinungen u. s. w. (von Friedrich Nicolai) 4 Bde. mit Kupf. Berlin 1778. — Diese Beurtheilung Wielands erschien noch in demselben Jahre; Nicolai aber gab dagegen heraus: Ein paar Worte, betreffend Joh. Bunkel und C. M. Wieland. Berlin 1779. Hiervon, so wie von Wielands Erklärung darüber, an einem andern Orte.

S. 25. Ein halb Duzend Küsse von ihren balsamischen Lippen — Es möchte noch hingehen, wenn er der Jungfer Magisterin dadurch hätte insinuiren wollen, daß es sich für ein so hübsches junges Mädchen nicht schicke, Katheder reden über die erste Sprache zu halten und über die Cherubim und Elohim eine besondere Meinung zu haben. Aber das ist es nicht. Bunkel raubt sein halb Duzend Küsse wie ein wahrer junger Satyr in vollem Ernst. W.

S. 25. Zauberkraft ihrer majestätischen Augen — Bunkel ist wohl der Erste, auf den Majestät eine solche faunische Wirkung thut. Aber dafür ist auch nie ein Buchmacher gewesen, der sich weniger ums Schickliche bekümmert hätte, als er. Das sibi convenientia fingere ist eine Regel, wovon er, seinem Locke zum Trotz, gar keinen Begriff zu haben scheint. W.

S. 39. Die regelmäßige Fortpflanzung u. s. w. — Herr Bunkel gewinnt nichts durch dieses eingeschobene „regelmäßige;" denn sein Beweis gilt eben so viel von der unregelmäßigen. Der Franciscaner Fleming thut hier gar nichts zur Sache. W.

S. 41. In eine einsame Zaubergegend — Die Erzählung von dieser und andern seiner Wanderungen würde wegen der Beschreibungen sonderbarer Gegenden und Naturerscheinungen, die er darin aus seinen Collectaneen zusammen häuft, noch immer eine Art von Interesse geben,

wenn die Schreibart des Menschen nur nicht so unausstehlich platt, ungelenkig und hölzern wäre. W.

S. 58. Die junge Frau gab ihm — zu erkennen — Wir können's unsern jungen Autoren nicht genug empfehlen: um schreiben zu lernen, brauchen sie nichts als Bunkels Vortrag und Styl zu studiren. Neologisch ist er gewiß nicht, das wird ihm Niemand nachsagen. W.

Versuch über das deutsche Singspiel.*

I.

S. 73. Burney — Doctor der Musik, machte von 1770 an seine musikalische Reise, um Materialien zu einer allgemeinen Geschichte der Musik zu sammeln.

S. 74. Wie leicht — — wenn sie nur wollten — Wenn sie nur wollten — da liegt eben die Schwierigkeit! Wer soll ihnen den Willen machen, wenn sie nicht wollen? Vielleicht würden sie diesen Willen bald bekommen, wenn sie von der Wichtigkeit der Musik nur halb so richtige Begriffe hätten als Plato oder die griechischen Gesetzgeber. Das Unglück ist, daß die Meisten, die mitregieren oder regieren helfen, Musik, Poesie, Schauspiel und schöne Künste überhaupt nur als zeitvertreibende Künste, deren Zweck blos Augen- und Ohrenkitzel sey, betrachten und (entweder aus Vorurtheilen einer pedantischen Erziehung oder Mangel an Fähigkeit, ein wenig tiefer in den Zusammenhang der menschlichen Dinge hinein zu schauen) nicht einsehen, was für allvermögende, unerschöpfliche Kräfte zur Vervollkommnung der Menschheit in diesen Künsten liegen. An Büchern, woraus dieß zu lernen wäre, fehlt es zwar nicht; aber wer unter ihnen liest sie? Wer unter ihnen interessirt sich stark und anhaltend genug für das Schöne und Gute, um über solche Gegenstände zu meditiren und sich dadurch zu überzeugen, daß, solange die Menschen — Menschen seyn werden, die Mitwirkung der Musenkünste zu Beförderung der Humanität unentbehrlich bleiben wird? Man sieht, wie die alte, kaum hier und da in engere Grenzen getriebene Barbarei den Kamm wieder emporhebt, und bekümmert sich nichts darum. Man sieht einzelne Privatmänner oder

* Wer sich dafür interessirt, der wird mit Vergnügen das vergleichen, was Herder im Jahre 1802 in der Adrastea Bd. 2. S. 260 ff., Laharpe 1801 im Cours de Littérature Bd. 12. S. 187 ff. und Schlegel 1809 in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur Bd. 2. S 274 hierüber gesagt haben.

Privatgesellschaften meistens unaufgemuntert alle ihre Kräfte anstrengen, der tausendköpfigen Hyder entgegen zu arbeiten, und bekümmert sich nichts darum. Man läßt sich die Folgen einer solchen Gleichgültigkeit vorzählen, vorbeweisen, vorsingen und vorsagen, und bekümmert sich nichts darum. — Das Jahr 2440 wird Alles gut machen. — So sey es denn! Heil dem, der diese wundervolle Wiederkunft des goldnen Alters — diese große Wirkung ohne Ursache — erleben wird! Wir Andern mögen uns unterdessen, wie Endymion, an Träumen laben! W.

[Ist es jetzt vielleicht noch zu früh, dem Einfluß der Singe=Akademien, deren erste meines Wissens Zelter in Berlin gestiftet hat, nachzufragen?]

II.

S. 78. Algarotti — Graf, geb. zu Venedig 1712, gest. zu Pisa 1764. Seine Abhandlung, deren hier gedacht wird, ist von Raspe übersetzt: Versuche über die Architectur, Malerei und musikalische Opera. Kassel 1769.

S. 80. Und zugleich weniger Aufwand erfordert — Der größere oder kleinere Aufwand hängt weniger von der Natur des Singspiels und der Wahl des Stoffes, als von dem Willen und den Kräften des Unternehmers ab. Das allersimpelste Stück kann durch Pracht der Kleider und Decorationen kostbar gemacht werden. Auch benimmt das Singspiel, das ich vorschlage, Niemanden hierin seine Freiheit. Meine Meinung ist blos, daß Poesie, Musik und Action in demselben das Meiste thun sollen, um den Zweck (den ich nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setze) zu erhalten. Kleider und Decoration sollen nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte; und dieß können sie (wenigstens in vielen Fällen), ohne sehr kostbar zu seyn: Glucks Iphigenie darf nur vortrefflich singen und uns durch ihre Gestalt, Miene und Action die Iphigenie des Dichters darstellen, so wird sie uns in einem simpeln altgriechischen Kleide von weißer Seide eben so stark und ohne Zweifel noch weit stärker rühren, als wenn sie in einer reichgestickten Robe daher geschwommen hätte W.

III.

S. 84. Gaudimel, l. Goudimel — der 1572 bei der Bluthochzeit ermordet wurde, war ein berühmter Componist, Tonkünstler und Schriftsteller über Musik. Nach seinen Melodien werden noch jetzt die ins Französische übersetzten Psalmen gesungen.

S. 87. Gabriele de Vergi — war des Ritters Fayel Gemahlin

und wurde geliebt von Chatelain de Coucy, einem Ritter, der auch in der Reihe der Troubadours (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) steht. Das Ende dieser Liebe war, daß Fayel seiner Gemahlin das Herz des Geliebten auftischte und ihr nachher entdeckte, was sie gespeist. Du Belloy hat diesen Stoff zum Sujet einer Tragödie genommen, über welche Laharpe (Bd. 2. S. 303 ff.) sehr richtig urtheilt.

IV.

S. 99. Doctor Peter Rezio — Leibarzt der aus dem Don Quixote bekannten Statthalter der Insel Barataria.

S. 100. Miserere des Allegri — — dieselbe Wirkung — Gegen dieses Beispiel wird mit Recht eingewendet werden, daß dieses Wunder nicht sowohl von den Noten des Allegri, als von der besondern Art des Vortrags und dem entzückenden Zusammenklang einer so großen Menge zu diesem gemeinschaftlichen Vortrag abgerichteter und geübter schöner Stimmen gewirkt werde. Anm. d. Herausgebers. W.

S. 101. Besozzi — Zwei Brüder dieses Namens lebten bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Turin, der eine Virtuos auf der Hoboe, der andre auf dem Basson. Es ist schwer, sagt Burney, ihre Art des Vortrags zu beschreiben. So viel Ausdruck! So viel Zärtlichkeit! So eine vollkommene Vereinigung und Uebereinstimmung, daß viele Stellen herzinnige Seufzer zu seyn scheinen. Sie suchen keine glänzende Ausführung, alle Noten sind voll Nachdruck. — Auch ihr Neffe zeichnete sich als Virtuos aus.

Die Perspective in den Werken der griechischen Maler.

S. 109. Der Abbé Sallier — S. dessen Discours sur la Perspective in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions T. XI.

S. 110. Die sogenannte aldobrandinische Hochzeit — S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspectiv der Alten im 59sten Bande der Mémoires de l'Acad. des Belles-Lettres. [Caylus, Abhandlung zur Gesch. u. zur Kunst, Bd. 2. S. 195.] Die im Herculanum gefundenen Gemälde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt seyn und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben, denn die meisten verstoßen gröblich gegen die Perspectiv.

S. 110. Die Stelle bei Cicero befindet sich im zweiten Buch de

oratore zu Ende des sieben und achtzigsten Capitels. Man übersehe dabei nicht die Bemerkung von Schütz in Ciceronis oper. rhetor. (Ausgabe bei Göschen) Vol. II. P. II. p. 278.

Ueber den Gegenstand selbst sehe man übrigens Böttigers Archäologie der Malerei. Bd. 1. S. 310 ff. und dessen Aldobrandinische Hochzeit S. 18 ff.

Ueber die Ideale der griechischen Künstler.

Zu dieser Abhandlung wurde Wieland insbesondere veranlaßt durch einen Aufsatz Lavaters über diesen Gegenstand in dessen physiognomischen Fragmenten, Bd. 3. S. 40 ff. Da sich bei Wieland sehr Vieles hierauf bezieht, und seine ganze Abhandlung dadurch auf einen eigenen Ton gestimmt worden ist, so wird es denen, welche diese Abhandlung interessirt, lieb seyn, daß der Herausgeber den Aufsatz Lavaters vom Jahr 1777 aus dessen nicht überall leicht zu erhaltendem Werke hier mittheilt.

Lavater über Ideale der Alten, schöne Natur, Nachahmung.

Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nicht erfunden und ausgebreitet hat, als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit — kann fürs Erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben! — Nun entsteht die Frage: Woher diese hohe, wie man sagt, überirdische Schönheit? .. Die Antwort ist zweifach: Entweder — „die Künstler hatten höhere Ideale! sie imaginirten sich vollkommnere Menschen! ihre Kunstwerke waren blos neue Geschöpfe ihrer edlern Dichterkraft — oder: sie hatten eine vollkommnere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen." —

Die Einen also sehen diese Werke als neue Schöpfungen, die Andern blos als dichterische Nachahmungen schönerer Natur an.

Ich bin von der letztern Meinung, und ich bin gewiß, wie ich's von einer Sache in der Welt seyn kann, daß ich Recht habe. Die Sache ist wichtig und verdiente von einem Gelehrten — welches ich nicht bin — demonstrirt zu werden. Ich glaube, sie ist der Demonstration so fähig, als es etwas seyn kann.

Nur so viel geb' ich der Ueberlegung aller Denkenden anheim: — Ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts. Es ist ewiges, eigenthümliches, unmittheilbares Vorrecht des Wesens aller Wesen, „dem, das da nicht ist, zu rufen, als ob es sey!" Nachahmen ist des Menschen ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst. Vom Anfange seines Menschenlebens an bis an sein Ende ist Alles, Alles Nachahmung..

Das Kind des Franzosen lernt Französisch, des Deutschen Deutsch. Jeder Schüler eines Malers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl seines Meisters nach.

Es ließe sich durch die vollkommenste Induction unwidersprechlich darthun, daß jeder Maler seinen oder seine Meister — die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt hat. So jeder Bildhauer; so jeder Schriftsteller; so jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist blos die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden.

Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen — darf sie ohne Unverschämtheit — darf sie im Ernste in Zweifel gezogen werden? — Ich glaub' es nicht! Man nenne sich nur die Namen Rafael, Rubens, Rembrand, Vandyk — Ossian, Homer, Milton, Klopstock — man lasse sich ihre Werke nur durch den Kopf laufen — die herrlichsten Originale — und dennoch nur Copisten — ihrer Meister, der Natur und ihrer selbst. Sie sahen nur individuell die Natur durch das Medium der Werke ihrer Meister und Vorbilder — das machte sie zu Originalen und Genies. Der ungenialische Nachahmer — ahmt nur den Meister oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinctur seiner Verschwisterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht so, wer Original ist, das Genie. Er ahmt zwar auch nach — aber er zeichnet nicht durch — er setzt seine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zusammen. Er schmilzt sie durch einen Zusatz seiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen — und dieß homogene Ganze ist so neu, so von allen andern Zusammenflickungen seines Zeitalters verschieden, daß man's neues Geschöpf, Ideal, Erfindung heißt. Nur so, wie der Chymist Schöpfer der Metalle ist — nur so der Maler der Gemälde, der Bildhauer seiner Bilder.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind also immer ganz zuverlässiges Siegel und Pfand — schönerer Urbilder, schönerer Natur — und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden. Was Aug' ohne Licht ist, was Weib ohne Mann — ist Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer sich. Es wird von seinem

Zeitalter eben so sehr gestimmt, als es hinwieder sein Zeitalter weckt und stimmt. Es gibt nur umgeschmolzen, zusammengeschmolzen seinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzien erhielt. — Welcher seichte Kopf — oder welcher Philosoph von Profession und Prätension — wird uns denn bereden: „die griechischen Künstler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die sie umgab, ihre Sinne unmittelbar afficirte, geschöpft — sondern ihre Werke seyen ihre eigenen Geschöpfe? ganz Geschöpfe ihrer glücklichern Einbildungskraft? sie haben gleichsam Erscheinungen aus höhern Welten zu ihren Mustern genommen?"... Gut; wenn sie so übermenschlich, so göttlich aus sich selber, ohne Beihülfe wirklicher Wesen außer sich erschaffen konnten — oder wenn sie gar Göttererscheinungen gewürdigt wurden... ich denke, so werden wenigstens sie, diese Glücklichen, diese außerordentlichen Menschen von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung gewesen seyn?.. Denn, sicherlich — von Hogarths Carricaturen keine — konnte den Apoll erschaffen!... O! was ich mich schämen muß, das zu sagen!... Im Ernste! woher diese Erscheinungen aus der idealischen Welt? aus dem Geisterreiche „unkörperlicher Schönheiten?"... Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden! — alle Werke aller Wachenden! — Aus der Welt, die sie umgab! aus den Meistern, die ihnen vorgingen! aus ihrer individuellen Organisation, die durch die beiden vorhergehenden Dinge so und so afficirt wurde! — Warum kamen ihnen diese Erscheinungen? und warum kommen sie uns nicht? — Ganz einfältig deßwegen, weil sie schönere Menschen vor sich hatten, wir hingegen bloß die Bildsäulen dieser edlern Geschöpfe! — Schönere Menschen um und an sich, wo sie standen und gingen; nicht bloß eine artige Beischläferin, wie bald ein jeder Künstler hat, oder eine Tochter, wie Carlo Maratti, der doch schon mit dem steten Anschauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhete, seine himmlischen Marienbilder schuf. — Schönere Menschen! und — schöner, woher?... Nicht nur sag' ich: „Frage den, der sie schuf!" sondern — „Sieh' auf Clima! glückliche und abhärtende Zeiten! Lebensart!" —

Jeder, der die Schwelle der Philosophie betritt, weiß, und, wenn er's nicht wüßte, wär's drum nicht weniger wahr — „Nichts kömmt in die Imagination, als vermittelst der Sinne." — Gemeinplatz — aber ewig wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, so hoch es über unsere Kunst, Imagination, Gefühl erhaben seyn mag, ist doch nichts als Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet sich die Kunst allein nach der Natur — und nach dem, was sie gesehen und

gehöret hat. Sie ist nichts als übel- und wohllautender Wiederhall der in uns zu einer Empfindung zusammentreffenden sinnlichen Wahrnehmungen dessen, was außer uns ist.

Es ist so fern, daß die Kunst ohne und außer der Natur idealisiren könne — daß ich keck behaupte — sie kann's nicht einmal bei und vor der Natur!" — Furchtbares Paradox! Maler, Bildhauer und Dichter — werdet ihr nicht über mich herfallen? — Dennoch ist's durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu sagen — wie uns Alle, die nichts Sonderbares zu sagen wissen und alles Vorgesprochene nur nachsprechen, Vorgeschriebene ehrerbietig und sklavisch nachschreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode vorwerfen, sondern es ist lebendige Ueberzeugung bei mir; nicht nur Ueberzeugung, sondern Wahrheit! — Es ist bloße Convention, daß wir irgend ein noch so idealisches Gemälde — übernatürlich schön nennen. Ewig unnatürlich ist und bleibt alle Kunst. Das, was wir Ideale nennen an den Alten — mag uns Ideal scheinen. Ihnen — war's vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunst! —

Ich schließe von Allem dem, was ich um mich sehe — auf das, was jene um sich gesehen haben müssen — von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Besser oder schlechter; das thut hier nichts! Natur des Menschen bleibt, wie die Hauptform des Menschen, immer ein und ebendieselbe — und was seh ich dann um mich herum? daß kein einziger Maler, kein Bildhauer, kein Dichter — die Natur erreicht, geschweige verschönert. Schöner, als der und dieser und jener — schöner, als man's gewohnt ist — zu sehen, zu hören, zu lesen — das ist möglich; — drum spricht man so viel von Ideal! — aber nicht schöner und nicht so schön als die Natur — die vorhandene schöne Natur nämlich — O, daher, meine Lieben, kömmt der schreckliche Fehlsprung; — man schloß: „weil sich schlechte Natur verschönern läßt; also auch die schöne!" — O, da oder dort eine Warze weglassen, einen starken Zug ziehen, einen scharfen Einschnitt abstümpfen, eine weit vorhängende Nase abkürzen — das könnt ihr Maler und Bildhauer, ich weiß es — und wollte Gott, ihr thätet's nur nicht so oft ohne Sinn und Zweck, nach bloßen Moderegeln, die mir schon so manches Gesicht, das mir trotz aller eurer factischen Kunstregeln mit seinen keckern Zügen, schärfern Einschnitten und all dem Unwesen, dem ihr so menschenfreundlich, wie ihr's meint, zu steuern sucht — viel anziehender und höher sprechend war, als euer feinpolirtes Nachbild mit alle seiner Idealschminke — — Doch, gesetzt, ihr thut's mit Weisheit und Geist — thut's im Geiste der Physiognomie, die vor euch sitzt, welches viel sagen will, tiefes, anhaltendes Menschenstudium voraussetzt — was

habt ihr dann bewiesen? „Daß ihr die schöne Natur verschönern könnt?“ — O, das laßt ihr wohl bleiben, liebe Herren! — Ja wohl! Ihr! die schöne Natur verschönern! — Nicht einmal die leblose schöne Natur — geschweige die lebendige, athmende! nicht einen hellgeschliffenen Harnisch — geschweige ein blitzendes Auge — nicht eine blond hinwallende Haarlocke — geschweige ein ganzes majestätisches oder erhabenes Haupt. Es scheint, o, so Manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in demselben Lichte vor sich hat. Darum fand so Mancher Rigauds Kleider übernatürlich prächtig — und Rembrands Panzer übernatürlich schön — und beide diese Meister konnten weder ihre noch seine Kleider und Panzer ertragen, so lange sie die Natur nebenbei hatten.

Warum sind so viele Gesichter, die sich schlechterdings von keinem Grabstichel, keinem Bleistift, keinem Pinsel erreichen lassen? — (ans Uebertreffen ist gar nicht zu gedenken!) — und was für Gesichter sind das? die häßlichen? oder die schönen? die geistlosen oder die geistreichen? Ein schöneres Gesicht kann man vielleicht machen, als — das schöne Gesicht, das man gerade vor sich hat — darum glaubt man und sagt man: „man könne die schöne Natur verschönern!“ — Nein! liebe Künstler — das schöne Gesicht, das du vor dir hast, kannst du nicht verschönern und verschönerst's nicht — sondern das schönere, das du allenfalls unterschiebst, ist schlechte Copie einer andern schönern Natur oder einer guten Copie nach einer schönern lebenden Natur, als die ist, welche du vor dir hast. Diese schwebt dir noch im Kopfe und Sinne — und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles also, was Original scheint, ist im Grunde doch nur wieder Copie — colorirt mit mir selbst, das ist: mit gehabten Sensationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich sie zu erneuern keiner äußern Gegenstände weiter bedarf. So müssen also die Werke der Alten ebenfalls nur Copien, und ganz gewiß sehr unvollkommene Copien der Natur oder anderer Meisterwerke seyn, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturcopien waren.

Sie hatten schönere Natur vor sich, als wir, das ist von vornen hinab und von hinten herauf zu erweisen. Und sie erreichten so wenig ihre schönere Natur, als wenig die größten Künstler unter uns die weniger schöne Natur erreichen, die sie vor sich haben.

Nicht einmal, sagt' ich, die ruhende schöne Natur kann erreicht werden... Man hänge dem geschicktesten Zeichner eine bloße Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor — und was kann einfacher seyn, als eine äußerste Umrißlinie eines Halbgesichtes?... Er wird es zehn Mal versuchen und unter zehen Malen kaum einmal diese Linie erreichen und

gewiß nicht ohne Abweichung einer Haaresbreite erreichen — und Abweichung einer Haaresbreite ist schon wieder wichtig für Schönheit — Eben diese Haarbreiten, dieß wenig Mehr — sind das Unerreichbare der Kunst... Wenn nun nicht die einfachste Schönlinie zu erreichen ist — wie wird's eine ganze Fläche seyn können? eine schattirte Fläche? eine sich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben sich schon am Apoll und der Venus und dem Torso von Hercules versucht! Wer hat sie übertroffen? wer erreicht? und es sind doch unbewegliche Statuen — welch ein Unterschied gegen lebendige Gesichter, die in keinem Moment ruhen und in steter äußerlicher und innerlicher Bewegung sind; — o, wer fühlt nicht, daß nicht dran zu gedenken ist — daß die Griechen ihre hochgepriesenen Ideale — (ja! Ideale für uns — Larven entflohener Vorwelt — und besserer Menschen) daß sie, sag' ich, ihre Ideale — erschaffen? Nicht nur Copien waren's, sondern Carricaturen der schönern sie umgebenden Natur — wenigstens Zug für Zug einzeln betrachtet und mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt ward.

Alle Umrisse der Kunst, und wenn eine Engelshand sie zeichnete, sind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchst ruhend und fest; da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher sanfter Fluxion und Wallung ist: immer also, und wenn man die Natur noch so genau zu erreichen geglaubt hat — man hat sie nicht erreicht und nicht erreichen können. Die Zeichnung ist stehender Punkt, nicht einmal Moment, und in der Natur ist kein stehender Punkt — Bewegung, ewige Bewegung Alles. Also ist die beste Copie ihrer Natur nach eine Reihe von Momenten, die in der Natur nie so existirten. Mithin immer Unwahrheit, Unnatur — höchstens Approximation! — Noch einmal: nicht ein genauer Schattenriß von einem lebenden Menschengesichte ist physisch möglich, und man will — Ideale schaffen! Wie überflüssig offenbar wird durch dieß Alles, daß alles Idealisiren im Grunde nichts Anderes ist, als Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficiren, Nachahmung dieser Schönheiten, Zusammenschmelzung derselben in eine uns wenigstens homogen scheinende Form.

Also waren die Griechen schönere Menschen — bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!" — Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte. Nicht dem, der die Einwendung schalkhaft und gewiß nicht im Ernste macht, sondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und — was?

Das Christenthum wirkt, wie sein Meister Christus! Es gibt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. Es schafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es ist Geist und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach seiner Organisation und Empfänglichkeit. Es verschönert Alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die blinden Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisation und Bildung, nach dem unerforschlichen freien Willen ihres Schöpfers, weit schönere Gestalten gewesen seyn, als wir — obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthume vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Und dann, guter Gott, ist viel von unserm Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll.. zu preisen! Ja! wenn Schminke verschönert! Aus inwendigem Leben, innigst erregter, sanfter, treffender Wirkungskraft — daher quillt Veredlung, Salbung der Menschengestalt.. Und wie viel anders war die in euch würdigen alten Heiden — die ihrem Lichte so viel redlicher folgten — als wir, — ja! Hocherleuchtete! Söhne des achtzehnten Jahrhunderts,.. dem unsern!..

Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht... Hefe der Zeit sind wir! ein abscheuliches Geschlecht im Ganzen.. kaum angehaucht mit der Tugendschminke!.. Religion, Wort, Christenthum, Spott... und, daß wir's nicht fühlen, daß wir gesunken sind, uns nicht schämen unsrer so erniedrigten Gestalten und verzerrten fleischigen Bildungen — ist wohl der Versunkenheit größter Beweis...

Kurz und gut.. Die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmal erreicht hatten. Kurz und gut... Der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. — Jeder Maler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur und den Meisterstücken, die er vor sich hat. Wie leicht läßt sich daher jedes Malers Styl und Manier erklären? Physiognomie seines Zeitalters und seiner selbst. Mag er idealisiren oder carricaturiren: Er verschönert und verschlechtert sein Zeitalter. Man könnte aus seinen Idealen und Carricaturen den Mittelschlag von dem Charakter seines Zeitalters und seiner selbst abziehen.. Durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollständige und tiefe Entwickelungen. Sie greift unaussprechlich tief ins

Herz der Menschheit ein. Poesie, Beredsamkeit, Baukunst, alle bildende Künste, was sag' ich, Moral und Religion würde durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Copie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne etwas in der menschlichen Natur — das nicht Ideal, Nachahmung oder Carricatur ist.

2.

S. 120. Heroen und Götter in menschlicher Gestalt — Gewiß war die Idee der Gottheit nothwendig, um in der bildenden Kunst das Ideal der Menschheit zur Erscheinung zu bringen; was aber manche Aesthetiker von Darstellung des Göttlichen in der Kunst verlangen, das scheint ihnen selbst wenig klar zu seyn, wofern sie nicht etwa absichtlich die Klarheit vermeiden. Vielleicht ist's also nicht überflüssig, hier zu bemerken, daß aus demselben Grunde, aus welchem die Gottheiten der hellenischen Religion der idealischen Darstellung so vorzüglich günstig waren, die christliche Vorstellung vom höchsten Wesen keine würdige Darstellung desselben in einem Bildwerke zuläßt. Die hellenische Theologie ruht durchaus auf der Basis der sichtbaren, die christliche ganz auf der Basis einer unsichtbaren Welt; die hellenische, als polytheistische, stellt das Ideal der menschlichen Natur in verschiedenen Formen dar, die christliche, als monotheistische, vereinigt alle Vollkommenheiten in einem einzigen Ideal; die Ideale der hellenischen Theologie enthalten psychische Charakteristik im Physischen, das Ideal der christlichen ist ein Ideal moralischer Gesinnung, welche, als etwas lediglich Inneres, niemals zur Anschauung gebracht werden kann; die hellenische Theologie enthält nichts als ganz natürliche und menschliche Sagen, die christliche dagegen mystische geheimnißvolle Dogmen. Diese Unterschiede erwäge man wohl, ehe man entscheidet, und dann wird des Göttlichkeit-Geschwätzes in der Aesthetik und des Nebelns und Schwebelns in der Kunst weniger werden, das Christenthum aber, welches verlangt, Gott als einen Geist im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, an seiner Lauterkeit nicht verlieren. Gar viel religiöses Kunstgeschwätz ist aus dem Geiste der Wahrheit — nicht entsprungen, und es wird hohe Zeit, dem Lügengeiste männlich entgegenzutreten.

3.

S. 123. Die Vortrefflichkeit der großen Männer — Und auch bei diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie, wie verklärte Geister und höhere Wesen, in einer Art von Glorie sehen und in der Nähe, zumal

wenn wir in allerlei bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden. W.

4.

S. 125. Augenschmerzen genannt — Plutarch. in Alexandro. W.

S. 125. Cotta in Cicero's Dialogen — Lib. I. cap. 20 W.

S. 126. Nymphodorus versichert — Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. F. W.

S. 126. Lebten sie von Ambrosia und Nektar — Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische und allerlei Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen. W.

S. 127. Ausschweifungen — von der schändlichsten Gattung — Wer daran zweifelt, kann sich von Aristophanes belehren lassen. W.

5.

S. 130. Gegen Demetrius Poliorketes u. A. — Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben. W.

7.

S. 135. Wettstreite um den Preis der Schönheit — Nach dem Athenäus war unweit einer von dem arkadischen König Kypselus vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieß Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysophoros. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis) schließe ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr Berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen. W.

S. 133. Tänzerinnen — — nackend tanzten — Athen. L. XIII. c. 9. W.

S. 133. Seit dem Institut des weisen Solon — S. eben denselben I. c. c. 3. W.

S. 134. Aristophanes von Byzanz — S. Jacobs Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in dem attischen Museum, Bd. 2. St. 3. S. 134.

S. 186. Losere Begriffe vom Anständigen — Ich finde beim Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwei Statuen der Venus gemacht, die eine nackend, (und dieß war eben die nachmals so berühmte Venus Knidia), die andere bekleidet. Er ließ denen von Kos, die eine Venus bei ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerlei war, severum id ac pudicum arbitrantes. Allein dieß ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete blos wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervorleuchten, ist vielleicht ein größeres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmals so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften, nackend gekleidet zu seyn, damals schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabei, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs Aeusserste ankommen lassen. W.

8.

S. 135. Phryne war vorzüglich u. s. w. — Dieß ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beinahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle, Esq., diese Stelle so wie folget, hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten, sich eines öffentlichen Bades zu bedienen.“ S. dessen Collection of Gems, p 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeidirection verboten worden war! W.

S. 137. Pausanias erzählt — Beoticis cap. 27. W.

10.

S. 140. Götterbilder — — zu dem Urbilde u. s. w. — Wie sich Lucian in seinem Charidemus ausdrückt. W.

S. 140. Stellt die Majestät dieses Werks den Gott dar — Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effect gemacht, sehen wir aus dem Beispiele des großen Römers Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: Olympiae et alia spectanda visa, et Jovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c 20. W.

S. 141. Daß Cicero nicht zu viel gesagt habe — Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2. W.

S. 141. In seiner Seele — eine herrliche Idee von Schönheit — Das Nämliche sagt auch Plotinus, Ennead. V. I. 8. W.

12.

S. 143. Wie Zeuxis seine Helena — Von ihm wird erzählt, daß er, als er den Agrigentinern eine Helena malen sollte, sieben der schönsten Mädchen zu Modellen ausgewählt habe. Diese Erzählung hat nur dann innere Wahrscheinlichkeit, wenn man annimmt, daß der Künstler die Idee zu seiner Helena im Geiste hatte, bei der Ausführung vorwalten ließ, und die Modelle ihm nur überhaupt zur Leitung dienten. Hätte er einzelne schöne Theile copirt und daraus ein Ganzes zusammengesetzt, so hätte er aus lauter schönen Theilen doch nur eine Mißgestalt geschaffen. So atomistisch verfährt aber kein Künstler.

S. 143. Torneutike und Toreutike — V. Salmas. in Solin. p. 235 C. W.

[Vergleiche Heyne's antiquarische Aufsätze Bd. 2. S. 127. Winkelmanns Werke Bd. 5. S. 97. mit der Anmerkung 471. S. 595.]

S. 144. Amazone des Phidias vorgezogen — Plin. H. N. 8. 19.

S. 144. Empfindlichere Andeutung der Theile, wie Winkelmann meint — Geschichte der Kunst S. 652 der Wiener Ausg. — Sämmtliche Werke, neue Dresdn. Ausg. Bd. 6. S. 48. mit der Anmerkung 270, wo jedoch auf diese Bemerkung Wielands keine Rücksicht genommen ist. Man vergleiche daher Böttigers Andeutungen S. 113 ff. — In der Hauptsache hat denn aber Wieland doch Recht.

S. 144. Kanon oder Doryphorus — Vergl. die Anmerkungen der Herausgeber von Winkelmanns Werken Bd. 6, 2. Anmerkung 273. 275.

13.

S. 147. Liebesgott — sein vollkommenstes Werk — Pausanias erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Phryne, die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eigenen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmals, da sein Herr den Abend bei ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt, theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind. Nun hatte Phryne, was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke." — Athenäus erzählt die Sache kürzer und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloß: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Cupido und seinem Amor die Wahl gelassen, und Phryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war, und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren. W.

S. 147. Der Dichter Simonides — Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Namens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben. W.

S. 147. Grotius — übersetzt hat —

Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

W.

Aus dem eigenen Herzen entlehnte Praxiteles Amors
Urbild und stellte den dar, den er im Innersten trug.
Er verlieh mich der Phryne zum Lohn für mich;
nicht mehr entflamm' ich
Herzen durch Bogen und Pfeil; siehe mich an, und du liebst.

Fr. Jacobs.

S. 148. Alcibiades in seinem Knabenalter — Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben

dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dieß gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles seyn müßte. Plin. XXXVI. S. IV. n. 9. W.

S. 149. Knidische Venus, keine — Phryne — Praxiteles hatte der letztern mehr als eine gemacht; außer der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowohl den Charakter ihrer Profession, als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin. XXXIV. W.

[Vergl. Jacobs im Attischen Museum Bd. 3. S. 51. Anm. 79.]

S. 150. Knidische Venus — das schönste — auf dem Erdenkreise — Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Callaïcus stand, „Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatum." — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frei. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darin lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehen unter den Griechen, ehe sie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet oder (nach unsrer Classification) ein Ideal von der ersten Classe — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beim großen Haufen den Vorzug streitig zu machen? W.

S. 150. Beweis, — der sich nur auf Lateinisch erzählen läßt — Ferunt amore captum quemdam, cum delicuisset noctu simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. XXXVI. p. 726. Es ist sehr erlaubt, an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht, das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen Posidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andere Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts Unmögliches ist. W.

S. 151. Wiewohl Lucian — vorzieht — In Imagin. c. 6. W.

16.

S. 154. Sein Lehrmeister — der Doryphorus — Cicero de Clar. Orator 86. W.

S. 154. Den Eupompus fragte Lysipp — Es finden sich bei

dieser Anekdote chronologische Schwierigkeiten, auf die meines Wissens noch Niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn. W.

[Man vergleiche hiemit, was in Anmerkung 584 zum sechsten Bande von Winkelmanns Werken über Lysippus geurtheilt wird.]

17.

S. 157. Was in Bildung — allen Göttern gemein war — Dieß allgemeine und besondere Götterideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objektive Begriffe gründete, darum, weil es für die Künstler, vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft, Gesetz war, conventionell nenne, hat Winkelmann bekannter Maßen in der Geschichte der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt. W.

24.

S. 166. Phidias fand Mittel — aus dem Gefängnisse zu entwischen — Dieß sagt ein ungenannter Scholiast des Aristophanes. Plutarch sagt, er sey im Gefängniß gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen Gründen, nicht glaublich. W.

S. 168. Skaliger — diese Anekdote lächerlich findet — Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Macrobius — aber, wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere Character indelebilis der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen. W.

25.

S. 169. Die kolossalische Größe — — trug unfehlbar nicht wenig bei u. s. w. — Der Herausgeber erinnert sich eines Tadels dieser Stelle, wobei bemerkt wurde, das Erhabne könne keine Wirkung von der Größe der Masse seyn, und den olympischen Zeus würde man nicht weniger erhaben finden, wenn er auch nach sehr verkleinertem Maßstab dargestellt wäre. Hiegegen bemerke ich zuerst, daß Wieland hier keineswegs das Kolossale und das Erhabne für gleichbedeutend gegeben hat; in dem aber, was er sagt, hat er zuverlässig Recht. Zwar würden wir das Erhabne des Zeus auch dann noch anerkennen, wenn er auf einer Gemme dargestellt wäre; aber das Erhabne in einem Charakter anerkennen und von allen Wirkungen des Gefühls, des Erhabnen durchdrungen seyn, das sind doch wohl zwei sehr verschiedene Dinge? Ein Zeus von der Höhe einer Elle in den Tempel

gestellt würde zuverlässig den Eindruck nicht gemacht haben, wie der, der wenn er aufstände, den ganzen Tempel zertrümmern würde. Daß dieser jedoch den ästhetischen Charakter des Erhabnen auch an sich tragen müsse, versteht sich von selbst.

S. 169. Die trockne Beschreibung, die uns Pausanias — Die flache Art, wie der äußerst unpoetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des olympischen Tempels spricht, ist darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden sey. Im Gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand und gaffte und vor lauter Erstaunen nicht wußte, wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als Alles, Stück für Stück, in der nämlichen Verwirrung, die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w. W.

26.

S. 170. Die Nemesis des Agorakritos — Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas Merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den sogenannten Gärten in einem Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwei Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein Werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also Nemesis und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste Werk der griechischen Kunst. — Der Umstand, daß Phidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Copisten; es ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Phidias Einem von Beiden half, so war's gewiß dem, der ihm am liebsten war. W.

S. 170. Sosandra des Kalamis — Zwei Stellen Lucians geben uns von dieser Sosandra eine große Meinung. Die eine (im dritten der Dialog. Meretric.), wo die eifersüchtige Philinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der, in ihrer Gegenwart und um sie zu ärgern, die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes und ihres geschickten

Fußes und ihrer schönen Knöchel und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. — „Nicht anders (sagt sie), als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre und nicht von dieser Thais, von der wir ja Beide wissen, was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“ —

Die andere Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen, was an jeder das Schönste war, das Bild seiner Panthea oder der vollkommnen Schönheit zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgene Lächeln und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 482, nach der Wiener Ausgabe.) W.

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 34

Leipzig 1857